

# DIE WELTWOCHEN



## Schatten der Vergangenheit

Brisante Dokumente belegen die engen Beziehungen des *Tages-Anzeigers* zum Nationalsozialismus. *Christoph Mörgeli*

## Berset und die Medien

Journalisten lieben ihn. Warum? *Hubert Mooser*

## Phil Spector: Mozart des Wahnsinns

Das letzte Interview mit dem begnadeten Musikproduzenten.

*Mick Brown*

**Dürrenmatts rasende Liebe**  
Mario Cortesi  
über die Faszination  
von Charlotte Kerr

4  
199007074614  
03



# 12 KRYPTOS BEI EINER SCHWEIZER BANK

Nutzen Sie die Chancen am Krypto-Markt!  
Kommen Sie zu der einzigen regulierten Schweizer Bank, die Trading- und Depotdienstleistungen für 12 Kryptos anbietet.

## Moral-Supermacht Schweiz

Schweizer Politiker fordern eine härtere Gangart gegen China. Die Linken treiben es voran. Sie erhalten Zustimmung bis in die Mitte von CVP und FDP.

Die Schweiz soll von ihrer neutralen Position abrücken. Gefordert werden deutlichere Stellungnahmen des Bundesrats. Manche möchten die Arsenale der Sanktionen aufrüsten.

Unterstützt werden sie von den Medien und von den Universitäten. Der Basler Europaforscher Ralph Weber findet es eine gute Idee, wenn die Schweiz «schwere Menschenrechtsverstöße» Pekings ahndet.

Vom emeritierten Wirtschaftsrechtler Thomas Cottier ist der Rat zu hören, die Schweiz möge sich künftig gegen China an den Sanktionen von Grossmächten wie den USA oder der EU beteiligen.

Die Gesellschaft für bedrohte Völker, eine Nichtregierungsorganisation, ist überzeugt, die Teilnahme der Schweiz an diesem Wirtschaftskrieg sei eine Chance für die Schweizer Wirtschaft.

SP-Nationalrat Fabian Molina möchte dem Bundesrat die Kompetenz geben, «Konto- und Einreisesperren» gegen «hochrangige ausländische Politiker» zu verhängen bei «schweren Menschenrechtsverletzungen» oder «Korruptionsfällen».

Diese «Smart Sanctions» sollen die «negativen humanitären Auswirkungen» umfassender Wirtschaftssanktionen vermeiden helfen.

Wirtschaftskrieger Molina möchte eine möglichst saubere Weste behalten. Und die Schweiz könnte gezielter zuschlagen gegen Staaten, die nicht so ziviliert sind wie sie.

Wer aber entscheidet, wer die Bösen sind?

Nichts ist gefährlicher als Politiker, die sich auf einem Kreuzzug für das Gute wähnen. Sie neigen dazu, auf dem Weg in ihr Paradies die Wirklichkeit für alle anderen in eine Hölle zu verwandeln.

Die Schweiz darf sich auf diesen gefährlichen Irrtum nicht einlassen. Keinesfalls darf sie sich hineinziehen lassen in diesen kriegerischen Moralismus der Guten und der Linken.

Die Schweiz ist ein neutraler Staat. Sie fängt keine Kriege an. Sie beteiligt sich auch nicht an Kriegen Dritter, egal, ob es Wirtschaftskriege sind oder Präzisionsangriffen durch «Smart Sanctions».

Neutralität heisst: Die Schweiz geht im Frieden keine Bündnisse ein, die sie in die Kriege

*Die Neutralität ist eine Errungenschaft, die schwer erworben, aber leicht verspielt ist.*

anderer verstricken können. Man hält freundlich Abstand. Zu allen. Immer.

Das ist anstrengend, aber existenzsichernd. Die Schweiz hat in der Geschichte nur deshalb überlebt, weil sie ihre Neutralität verteidigte – notfalls mit Waffen.

Das alles wollen die Tugendbewegten jetzt über Bord kippen. Die Schweiz soll nicht mehr länger abseitsstehen, sie soll sich ins Getümmel werfen, mit erhobenem Zeigefinger.

Wer nur die eigene gute Gesinnung sieht, sieht nichts. Die moralische Supermacht Schweiz würde im Nu verarmen und verhungern, ohne Freunde, dafür mit vielen neuen Feinden.

Die Neutralitätsbeseitiger sind Berufspolitiker, allesamt. Das ist kein Zufall. Sie können sich nicht vorstellen, was ihr Moral-Imperialismus für Sicherheit, Wohlstand und Wirtschaft bedeuten würde.

Für solche Überlegungen haben die vom Steuerzahler risikofrei Besoldeten ohnehin kein Gehör. Sie verachten die Wirklichkeit, weil sie der Hochmoral der Selbstgerechten nie entspricht.

Die Neutralität ist eine Errungenschaft, die schwer erworben, aber leicht verspielt ist. Sie erfordert Glaubwürdigkeit und Kontinuität. Es braucht Kraft, nach allen Seiten Distanz zu wahren.

Wir leben in schrillen Zeiten. Der Moralismus triumphiert. Der Druck, sich bei den Guten einzureihen, ist gross. Es ist auch eine Versuchung. Politiker und Journalisten sind besonders verführbar.

Moralismus ist das Gegenteil der Wirklichkeit. Neutralität ist das Gegenteil des Moralismus in der Politik. Das ist ihre grosse Qualität, der Wirklichkeitsbezug.

Als Staat teilt die Schweiz die Welt nicht in Gut und Böse ein. Sie muss es nicht. Das ist ein Privileg. Man sollte es pflegen. Neutralität befreit – und macht weltoffen.

Derzeit ist die Welt ein lauter, brodelnder Ort. Die Schweiz hätte die Chance, als Oase der Ruhe aufzufallen. Alle lärmten, der Bundesrat sitzt still. Im Wortsinn.

Twitter, Facebook, neue Medien: Heute ist es anspruchsvoller, nichts zu sagen. Und klüger. Die linken Sanktionskrieger marschieren in die falsche Richtung.

China ist kein perfektes Land. Aber ist es die Schweiz? Neutralität bedeutet für den Bundesrat Bescheidenheit, Zurückhaltung, im Zweifelsfall schweigen.

Die Welt braucht keine Schweiz, die sich moralisch über andere erhebt. R.K.

Bei uns ist kein Kunde König. Unsere Patienten sind Kaiser.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.



## Der Tages-Anzeiger und der Nationalsozialismus, Walter Wobmann, Ed McMullen, Phil Sectors letztes Interview

Wenn es um die Aufdeckung von früherem und heutigem braunen Gedankengut geht, gibt sich der *Tages-Anzeiger* erbarmungslos. Mit begeisterter Akribie werden in den Redaktionsstuben der TX Group Nationalsozialismus, Rassismus, Anpasserei oder die wirtschaftliche Zusammenarbeit mit Hitler-Deutschland aufgearbeitet, oft bis zur Sippenhaft der Nachgeborenen. Da muss die Frage erlaubt sein: Wie hielt es eigentlich die Firma *Tages-Anzeiger* mit dem braunen Gedankengut? Die Recherchen von Christoph Mörgeli zeigen nicht nur, dass Hitler und Mussolini Leitartikel im *Tagi* veröffentlichen durften. Das Blatt schrieb über die gesamten 1930er Jahre erstaunlich begeistert über das Dritte Reich. Die Verlegergattin stellte mit ihren Geschwistern der NSDAP gratis eine Privatvilla als Gauführerschule zur Verfügung. Und ein Coninx-Schwager war ein so glühender Nazi, dass er 1945 mit Schimpf und Schande als Universitätsrektor abgesetzt wurde. **Seite 12**

Die letzten drei Jahre erfuhren die Beziehungen zwischen der Schweiz und den USA eine Hausse: Vertiefung der Handelsbeziehungen, erster Empfang eines Schweizer Bundespräsidenten im Oval Office, zweifacher Besuch des US-Präsidenten in der Schweiz. Dies alles nicht trotz, sondern wegen Donald Trump. Besser gesagt, wegen seines Botschafters in Bern, Edward T. McMullen. Der Freund des Präsidenten fä-



**Highlights und Alltag:** Botschafter Ed McMullen (M.) mit Urs Gehrig (l.) und Roger Köppel.

delte eine Rekordzahl von Treffen auf höchster Ebene ein und half mit, die freundschaftlichen Bande zwischen den zwei Ländern so eng zu schnüren wie seit Jahrzehnten nicht mehr. Bevor McMullen die Botschaft in Richtung USA verliess, zog er für die *Weltwoche* Bilanz über Highlights, Fake News und seinen Alltag als Emissär jenes Mannes, der pausenlos als Verkörperung des Teufels gebrandmarkt wurde. **Seite 24**

Für die meisten Journalisten im Bundeshaus gehört Walter Wobmann nicht zu den Parlamentariern, mit denen sie am liebsten diskutieren. Der SVP-Nationalrat gilt als Rechtsausen, der sich an – für viele linke Redaktoren – unpopulären Themen wie Islamismus oder Gebühren für Automobilisten abarbeitet. Wer sich aber auf

das Gespräch mit dem gelernten Auto-mechaniker einlässt, spürt, dass sich der Solothurner viele Gedanken macht, bevor er eine neue Idee lanciert. Wie zurzeit beim Verhüllungsverbot, über das am 7. März abgestimmt wird. Und er bemerkt die politische Spürnase, über die Wobmann verfügt. Eine Stärke, die in seiner Partei nur wenige haben. **Seite 34**

Im Dezember 2002 traf der britische Musikjournalist Mick Brown den benadeten Soundarchitekten Phil Spector in dessen Schloss in Alhambra, Kalifornien. Das Interview war eine Sensation. Spector, einer der erfolgreichsten Musikproduzenten der Geschichte, Weggefährte von John Lennon und Tina Turner, hatte sich jahrzehntelang der Öffentlichkeit entzogen. Nun sprach er mit Brown über seine Ängste und Dämonen. Kaum war der Text im Magazin des *Daily Telegraph* erschienen, tötete Spector die Schauspielerin Lana Clarkson. Seither sass er im Zuchthaus, wo er am 16. Januar im Alter von 81 Jahren verstorben ist. Der frühere *Weltwoche*-Feuilletonchef Thomas Wördehoff hat den historischen Artikel von 2003 in einem Kraftakt kurz vor Redaktionsschluss übersetzt. Es ist ein einmaliges Dokument. Es zeigt einen genialischen Künstler, der mit einem Bein schon im Nebelreich des Wahnsinns steht. Wir präsentieren es Ihnen auf einer achtseitigen Sonderstrecke. **Seite 74**

*Ihre Weltwoche*

### IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



*Befleckte Weste: Tages-Anzeiger. Seite 12*



*Heldenmythos: Alain Berset. Seite 20*



*«Dämonen in mir»: Phil Spector. Seite 74*

## DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 6 Eilmeldung Wir und die Alten
- 7 Peter Rothenbühler  
Lieber Urs Lehmann
- 8 Tagebuch René Fasel
- 10 Blick in die Zeit
- 11 Bern Bundeshaus  
Neue beste Freunde
- 12 Hitlers Schatten über dem *Tages-Anzeiger*  
Die Vergangenheit der Moralapostel
- 16 Personenkontrolle
- 16 Nachruf Franz Blankart
- 18 Mörgeli Langzeit-Covid  
dank Langzeit-Kampagne
- 18 Sollen Wirte klagen?  
So stehen die juristischen Chancen
- 19 Peter Bodenmann  
Vertrauen in Behörden im Keller
- 20 Berset und die Medien  
Gefeierter Held trotz Schlamassel
- 22 Klaus Schwab Was ich  
mit «Great Reset» wirklich meine
- 23 Katharina Fontana  
Eliten gegen Graswurzeln
- 24 Ed McMullen Trumps Botschafter  
und Freund im grossen Interview
- 26 Inside Washington
- 27 Willkommen in der Foto-Apartheid  
*Vogue*-Skandal  
um US-Vize Kamala Harris
- 28 Freigeister, vom Establishment geweckt  
Die «Freunde der Verfassung»
- 29 Kurt W. Zimmermann  
Das Licht leuchtet weiterhin im Netz

- 30 Charlotte Kerr  
Dürrenmatts rasende Liebe
- 32 Freie Fahrt für freie Bürger  
Ungarns Methoden gegen Corona
- 32 Corona  
Sinkt die Lebenserwartung?
- 33 Schweizer Soldat stürmt Strassburg  
Der Gerichtshof als Klagemauer
- 34 Stiller Gewinner Der Solothurner  
SVP-Nationalrat Walter Wobmann
- 36 Mit dem Hund im Bett  
Humoristin Nikki Glaser
- 37 Eine Frage der Moral
- 38 Wo steht Deutschland?  
Steuert die CDU weiter nach links?
- 40 Politik umarmt Sport  
Bernard Thurnheer über René Fasel
- 40 News Deutschland  
sperrt «Corona-Leugner» ein
- 41 Brief aus Florianopolis
- 42 Preis der Freiheit Philip Stewart,  
der letzte Spitfire-Pilot
- 43 Alan Dershowitz  
Der Staranwalt zur Trump-Rede
- 44 Blaupause der Gelbwesten  
Parallelen zwischen Washington  
und Paris
- 46 Jack Dorsey Vom Freizeit-Hacker  
zum Internet-Milliardär
- 48 Frauenstimmrecht  
Was für eine Schande! Wirklich?
- 49 Henryk M. Broder  
Mit Heiko Maas auf Blindflug
- 50 Leserbrief
- 51 Nachruf  
Siegfried Fischbacher
- 52 Beat Gygi  
Das politische Elektroauto

## LITERATUR UND KUNST

- 53 Ikone der Woche
- 54 Europa wird heller Orlando Figes  
über kosmopolitische Kultur
- 56 Bücher der Woche
- 59 Bibel
- 60 Plácido Domingo  
Der allzu lange Abschied
- 62 Serien «The Undoing», «Trust»
- 63 Klassik Ksenija Sidorova
- 64 Fernsehen «I May Destroy You»
- 65 Pop Sylvan Esso
- 65 Jazz Dino Saluzzi

## LEBEN HEUTE

- 66 Wunderbare Welt
- 66 Unten durch
- 67 Fast verliebt
- 68 Sehnsuchtsorte
- 69 Lebensläufe
- 69 Thiel
- 70 Essen
- 70 Wein
- 71 Auto
- 71 Objekt der Woche
- 72 Zeitzeichen
- 72 Fragen Sie Dr. M.
- 73 Mittagessen mit ...  
Philipp Cottier, Investor
- 74 Phil Spector  
Mozart des Wahnsinns
- 82 Tamara Wernli  
Traumbüro: zu Hause

# Wir und die Alten

Um unsere kranken Hochbetagten zu schützen, ist uns nichts zu teuer.  
Das ist schön – fast zu schön, um wahr zu sein.

Alex Baur

Vieles ist ungewiss um das neuartige Coronavirus, aber eines ist glasklar: Wer in der Schweiz mit oder an Covid-19 stirbt, ist im Schnitt 86 Jahre alt und leidet mit einer schon fast an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit von 97 Prozent an mindestens einer schweren Vorerkrankung. Etwa die Hälfte der Verstorbenen lebte zuvor in einem Alters- oder Pflegeheim und hatte damit eine Lebenserwartung von rund einem Jahr. Viele der Verstorbenen hatten zuvor schon mit dem Leben abgeschlossen und eine Patientenverfügung unterschrieben, die lebensverlängernde Massnahmen verbietet.

Um diese verbliebene Lebens- und oft auch Leidenszeit dieser hochbetagten, mehrheitlich männlichen Mitmenschen zu bewahren, ist uns nichts, aber auch gar nichts zu teuer. Wir legen die Wirtschaft und das öffentliche Leben lahm, halten unsere Kinder von den Schulen fern, wir stürzen uns in galaktische Schuldenberge und verhüllen unsere Gesichter. Die Wirkung solcher Massnahmen lässt sich zwar nicht messen, trotzdem lassen wir nichts unversucht.

## Inbegriff allen Übels

Ist das nicht rührend? Auf jeden Fall bemerkenswert. Noch kein Jahr ist vergangen, seit die Alten von streikenden Jugendlichen (und auch nicht mehr so Jugendlichen) mit Schimpf und Schande überhäuft wurden. «Ihr habt uns unsere Zukunft gestohlen», hallte es auf allen Kanälen. Der «dirty white old man» war der Inbegriff allen Übels. Nun gut, nicht alle haben in diesen lauten Chor eingestimmt, vielleicht waren es am Ende nur wenige. Aber auch fast keiner wagte zu widersprechen.

Machen wir uns nichts vor: Die Zeiten, als man das Alter ehrte und sich von der Erfahrung des Ältestenrates leiten liess, sind längst passé. Alt ist ein Schimpfwort, das man kaum auszusprechen wagt. Senioren nennen wir sie stattdessen oder Betagte, als wäre Alter eine Schande. Alt ist gleichbedeutend mit wertlos, verbraucht, aus der Mode gekommen, unnütz, lästig. Und genau so entsorgen wir unsere Alten – wie den Kehrriech, apart geordnet und

sauber getrennt, bereit für das Recycling – in den Altersdeponien, die wir natürlich nicht so nennen. Sondern Seniorenresidenzen.

Gewiss, viele belässt man in ihren eigenen vier Wänden, bis sie für den letzten Akt noch schnell ins Pflegeheim gekarrt werden, in der diskreten Hoffnung, dass es nicht zu lange dauert und am Ende noch das halbe Erbe verzehrt. Nachdem es doch immer wieder vorgekommen war, dass einer, vergessen von Gott und der Welt, in seiner Wohnung verweste statt

*Die Zeiten,  
als man das Alter ehrte,  
sind längst passé.*

auf dem Friedhof, was doch sehr unhygienisch war, hat man die Spitex eingerichtet, so dass gelegentlich jemand kontrolliert, ob es schon so weit ist. Ja, Altwerden ist kein Spass. Und eine sehr, sehr triste Angelegenheit.

Und jetzt also plötzlich diese überbordende, ja rührende Sorge um die letzten Tage und Wochen der vergessenen Greise, Pardon, Silberperlen? Nagt da etwa ein schlechtes Gewissen an unseren Seelen? Wollen wir gar etwas wiedergutmachen? Vielleicht schon, aber nicht wirklich. Sonst würden wir ja hingehen in die Altersheime und unsere Mütter, Grossväter oder Urgrosstanten da rausholen und zu uns nach Hause nehmen. Damit sie nicht einsam und verlassen sterben. Zeit hätten wir ja mehr als genug, jetzt, dank Home-Office und Kurz-

arbeit. Und da wir eh selber kochen müssen, spielt es keine Rolle, wenn noch einer mehr am Tisch sitzt.

Viel war die Rede in diesen Tagen von fehlenden Schutzkonzepten in den Alters- und Pflegeheimen. Doch wie will man die Vereinsamten noch mehr isolieren? Wer schon mit der Altenpflege befasst war, der weiss: Soziale Kontakte und Bewegung sind gerade für diese Menschen überlebenswichtig. Sogar der schlimmste Mörder hat ein Recht auf seine tägliche Stunde Hofgang.

Es gäbe Alternativen. Die Gruppe coronareduit.ch zum Beispiel hat eine Initiative lanciert: Lasst uns die leeren Hotels den gefährdeten Alten zur Verfügung stellen! Natürlich funktioniert das nur, wenn Betreuer bereit sind, sich freiwillig für ein paar Wochen oder auch Monate zusammen mit den Gefährdeten in die Quarantäne zu begeben. Gefragt wären insbesondere Pfleger, welche die Infektion schon hinter sich haben oder geimpft sind. Natürlich wären auch Angehörige eingeladen, als Helfer in die Schutz-oasen einzuziehen und an der Seite ihrer Tanten und Grossväter zu verharren, deren Abschied sie bald beweinen werden.

## Grenzenlose Liquidität

Leider zeigte keine Regierung und keine Behörde Interesse für die Reduit-Initiative, und auch keine Bürgerbewegung oder Selbsthilfegruppe. Zu mühsam. Viel einfacher ist es, per Dekret Schulen, Läden, Beizen und Sportanlagen zu schliessen oder Masken zu verordnen. Egal, was es bringt, man hat etwas getan, und die andern tun es auch. Wichtig ist die Symbolik, koste es, was es wolle! Was sehr einfach funktioniert in Zeiten der grenzenlosen Liquidität und der Negativzinsen.

Anders als im Schlaraffenland bezahlt im realen Leben zwar immer irgendeiner die Zeche, auf die eine oder andere Weise. Doch was interessiert uns der schnöde Mammon, wenn es gilt, ein Zeichen zu setzen – ein Zeichen unseres Feingefühls, unserer Verantwortung, unserer Solidarität, unserer *wokeness*, wie man heute so schön sagt. Und das erst noch gratis.



# Lieber Urs Lehmann

Zum Glück gibt's unsere Skirennfahrer/-innen! Michelle, Wendy, Lara, Loïc, Ramon, Luca, Daniel, Mauro und so weiter. Es macht echt Spass, in diesem Covid-Winter, wo Vergnügungen rar sind, am Fernsehen Skirennen zu schauen. Und jedes Mal zu jubeln. So wie in den glorreichen Zeiten von Maria, Vreni, Erika, Pirmin, Bernhard und Roland.

Die Schweiz ist wieder Ski-Nation Nummer eins. Besser als die Ösis, die Franzosen, die Italiener, die Amis und alle Nordlichter. Jahrelang dachten wir, dies sei nicht mehr möglich. Und jetzt das! Jede Woche fahren «unsere» Leute aufs Podest oder in die ersten zehn Ränge.

Die kleine Schweiz ist wieder eine Ski-Grossmacht, selbst in den nordischen Disziplinen: Benjamin Weger stand diese Woche auf dem Podest! Und wem verdanken wir das? Natürlich den Fahrern und Fahrerinnen, die hochmotiviert sind, diszipliniert, risikofreudig, be-



**Unschlagbarer Super-Mix:**  
Swiss-Ski-Präsident Lehmann.

scheiden im Auftritt, erfreuliche Athletinnen und Athleten. Dann den hervorragenden Trainern, Service-Leuten und andern Betreuern, die eine tolle Arbeit machen. Aber: Wenn alles schiefgeht, muss immer der Boss bluten, und wenn es extrem gutgeht wie heuer, darf man sicher einmal dem Boss gratulieren.

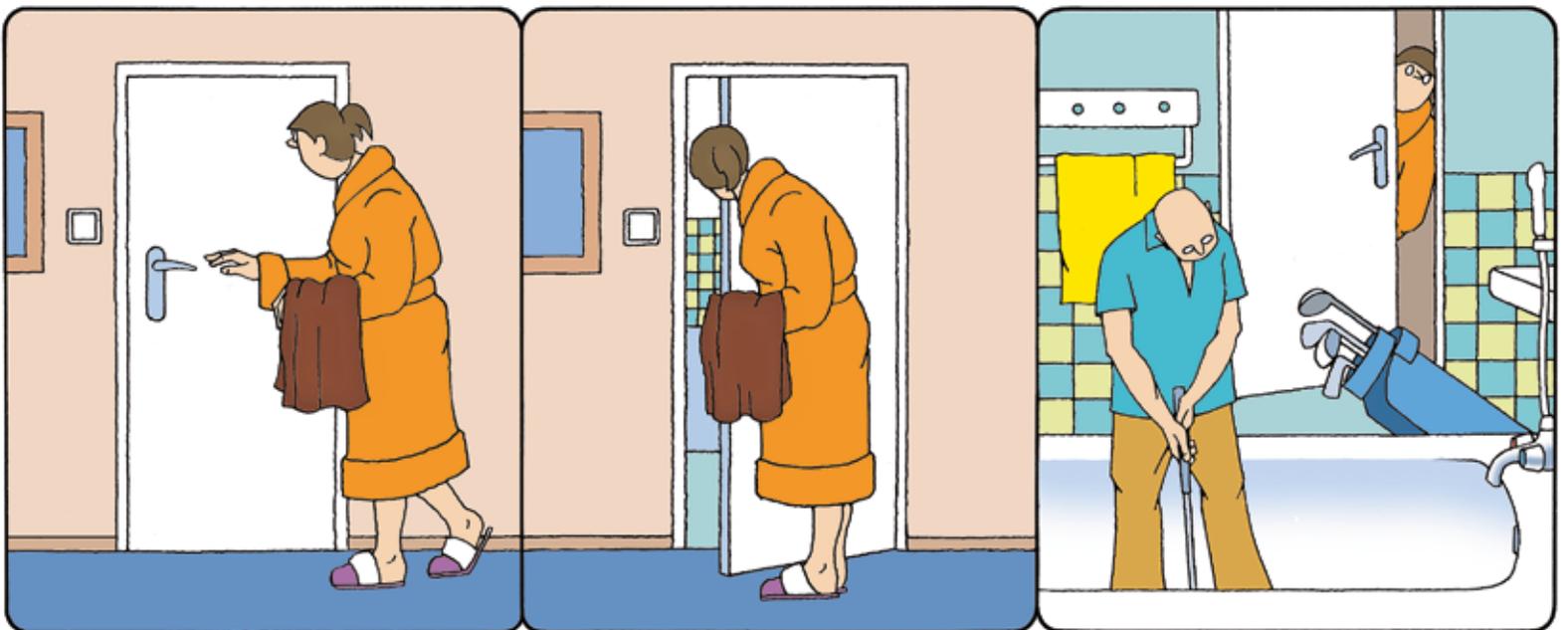
Sie sind jetzt seit zwölf Jahren Präsident von Swiss-Ski, Ihre glückliche Hand bei der Auswahl der Mitarbeiter, Ihre diplomatischen Fähigkeiten beim Lösen von Konflikten, psychologischen wie materiellen, Ihre Führungsqualitäten machen sich heute bezahlt. Sie haben es geschafft!

Wir wissen, dass Sie jetzt gerne eine Stufe höher gehen möchten, dieses Jahr wird der neue FIS-Präsident gewählt. Gibt's einen besseren Kandidaten?

Sie verkörpern diesen unschlagbaren Super-Mix aus Abfahrts-Weltmeister, Akademiker, CEO einer Firma (Similasan) und Familienvater, intelligent, sozial hochkompetent und einfach alles, was Swiss-Ski sehr vermissen wird, wenn Ihnen der Sprung gelingen sollte. Was wir Ihnen trotzdem von ganzem Herzen wünschen.

*Mit freundlichen Grüssen*  
Peter Rothenbühler

## BARTAK



# TAGEBUCH

René Fasel



**M**it Minsk verbinde ich eigentlich schöne Erinnerungen. 1981 berührte ich dort erstmals sowjetischen Boden. Damals war ich als Schiedsrichter tätig und verliebte mich Hals über Kopf ins sowjetische Eishockey. Die vom legendären Viktor Tichonov geführte Sbornaja war das Mass aller Dinge, mit Ausnahmekönnern wie Sergei Makarov, Vladimir Petrov, Vladimir Krutov oder dem jungen Andrej Chomutov.

Seither ist der russische Kulturkreis für mich eine Herzensangelegenheit. Die Grosszügigkeit der Menschen beeindruckt mich immer wieder. Ist man in einem russischen Haus eingeladen, wird einem alles aufgetischt, was der Kühlschrank hergibt, egal, wie reich oder arm die Gastgeber sind.

Mit jedem Besuch in den ehemaligen Sowjetstaaten fühlte ich mich heimischer. Eishockey ist da Kulturgut. In Minsk war ich, als wir 2014 dort die WM durchführten. Es war ein grandioser Anlass, mit schönen Hallen, prickelnder Atmosphäre und einer Gesamtzuschauerzahl von über 600 000.

**D**iese Erinnerungen spielten eine grosse Rolle, als der IIHF-Kongress 2017 das WM-Turnier 2021 nach Minsk und Riga vergab. Damals herrschte ein anderes politisches Klima. Aleksander Lukaschenko war in Mitteleuropa kein grosses Thema. Seit den umstrittenen Wahlen hat sich dies geändert und damit auch die Frage, ob es legitim sei, in Weissrussland eine WM durchzuführen. Aus diesem Grund suchte ich das Gespräch mit Lukaschenko. Eigentlich wollte ich im Dezember nach Minsk reisen. Doch wegen einer Corona-Infektion musste ich den Besuch auf vergangene Woche verschieben.

**N**un trat ich die Reise mit unserem Generalsekretär an. Vor dem Besuch im Präsidentenpalast besprachen wir den Ablauf des Treffens mit Vertretern des weissrussischen Eishockeyverbandes. Bereits in Zürich hatten wir Kontakt zur Opposition und kamen mit einer Traktandenliste von elf Punkten nach Minsk, auf die wir Lukaschenko ansprachen.

Man muss wissen, dass ich Lukaschenko seit zwanzig Jahren kenne. Er ist Eishockeyfan. Die Leidenschaft für den Sport verbindet uns. Ich habe mehrmals mit ihm gespielt und wirkte als neutraler Schiedsrichter. In dieser Rolle sah ich mich auch im Hinblick auf die WM in Minsk. Wir wollten das Turnier als Anlass der Versöhnung durchführen, bei dem Regierung und Opposition einen Dialog aufnehmen. Diese Möglichkeit loteten wir aus. Mittlerweile ist sie obsolet.

Wir führten mit Lukaschenko ein hartes Gespräch und erklärten, dass die WM nicht in Weissrussland stattfinden könne, wenn es so weitergehe. Am Schluss sagte Lukaschenko, er sei zu Gesprächen bereit, werde aber vor niemandem auf die Knie sinken. Wir haben Vorschläge unterbreitet, die eine Durchführung der WM möglich gemacht hätte. Diese reichen von Visabestimmungen über Covid-Massnahmen bis hin zu Sicherheitsvorkehrungen.

Aber wir hatten auch eine politische Agenda. Wir diskutierten über die in Aussicht gestellten Neuwahlen, über den Dialog mit der Opposition, über Verfassungsänderungen. Wir sprachen über die politischen Gefangenen und mit Premierminister Raman Haloutschenka auch über die Schweizerin Natalie Herrsche, die in Weissrussland in Haft sitzt. Wir wollen, dass sie so schnell wie möglich freikommt.

Bei 80 Prozent unserer Anliegen lenkte Lukaschenko sofort ein. Schwierig wurde es, wo es

um das politische System ging. Lukaschenko stellt sich auf den Standpunkt, dass er nichts zulassen könne, was die Sicherheit Weissrusslands gefährde. Für uns galt aber immer, dass wir auf keinen Fall eine WM durchführen können, die instrumentalisiert wird, sei es von der Regierung oder von der Opposition.

So entschieden wir uns schliesslich, Weissrussland das Veranstaltungsrecht zu entziehen. Wir können nicht riskieren, das Wohlbefinden und die sichere Bewegungsfreiheit von Spielern, Offiziellen, Fans und Medienvertretern aufs Spiel zu setzen.

**T**raurig bin ich, dass unser Besuch in Minsk von der falschen Interpretation eines Fotos zerstört wurde – jenes Fotos, das die Umarmung von Lukaschenko mit mir zeigt. Ich will festhalten: Es war eine Geste zwischen Männern, die sich schon lange kennen. Ausserdem ist eine Umarmung im russischen Kulturkreis wie ein Handschlag.

Nun geht es darum, die Situation zu analysieren: rechtlich, finanziell, politisch. Mit der Slowakei und Dänemark stehen zwei Länder als Ersatz Austragungsorte bereit. Auch könnte der lettische Verband das Turnier in Eigenregie durchführen.

**S**o oder so wird es meine letzte WM sein. Ich wäre ja schon zurückgetreten, hätte Covid-19 nicht den IIHF-Kongress im September 2020 verhindert. Nun ist es für mich Ehrensache, dass ich die anstehenden Probleme löse und meinem Nachfolger einen kerngesunden Verband übergebe.

René Fasel, 70, ist seit 1994 Präsident des Internationalen Eishockey-Verbandes (IIHF).

# WELTWOCHEN daily



Neu auch  
als App  
Jetzt «weltwoche daily»  
downloaden im  
App Store oder  
auf Google Play

[www.weltwoche-daily.ch](http://www.weltwoche-daily.ch)

## Menschen und Meinungen Jetzt neu: täglich aktuell

### Die Weltwoche baut ihr Online-Angebot aus

- Montag bis Freitag, um Punkt 6 Uhr 30.
- Pointierte Meinungen zu den wichtigsten Themen von unseren Redaktoren und prominenten Gastautoren.
- Konzentration aufs Wesentliche, kurz und klar.
- Meinungsvielfalt über alles.

Die andere Sicht, unabhängig,  
kritisch, gut gelaunt.

Jetzt kostenlos testen auf  
[www.weltwoche-daily.ch](http://www.weltwoche-daily.ch).



Apple logo® und Apple®  
sind Marken von Apple Inc.



Google Play ist eine Marke  
von Google LLC.

**DIE WELTWOCHEN**

# BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Am 18. Januar zeigte «10 vor 10» einen Bericht aus den Niederlanden. «Es war einmal so einfach», schwärmte Moderator Arthur Honegger einleitend. «In ein paar Stunden von England nach Holland, im Gepäck alles, was das Reiseherz begehrt. Und Kontrollen, die gab es nicht – bis vor drei Wochen.» Seit dem Brexit, so Honegger nun streng, sei das vorbei. «An der niederländischen Grenze kommt es jetzt darum zu teils bizarren Szenen, wie Korrespondent Michael Rauchenstein berichtet.»

Was folgte, war ein viereinhalbminütiger Beitrag, eingekauft vom niederländischen Fernsehen. Wer am Schluss genau hinschaute, konnte einen kryptischen Hinweis erkennen: «NOS», die Abkürzung für die niederländische Rundfunkstiftung. Korrespondent Rauchenstein hatte das Ganze, anders als angekündigt, nur bearbeitet.

Die Niederlande, calvinistisch geprägt, mit republikanischer Vergangenheit, sind der Schweiz kulturell so nah wie kaum ein anderer EU-Staat. Trotzdem haben die beiden Länder unterschiedliche Interessen, gerade wenn es um die EU geht. Die Niederlande sind Gründungsmitglied von deren Vorgängerorganisationen. Die heutige EU geht auf den Vertrag von Maastricht zurück, benannt nach der niederländischen Stadt.

Tatsächlich durchzog ein negativer Unterton den Beitrag, wie schon Honeggers Ankündigung hatte vermuten lassen. In der EU, auch in den Niederlanden, hat man am Brexit keine Freude. Also berichtete «10 vor 10» von allerlei Problemen, die auf Spediteure und andere Grenzgänger zukommen würden, etwa lange Wartezeiten. Zu sehen war davon wenig. Nirgends herrschte Stau.

Das sei, so hiess es, mit der Pandemie zu erklären.

Und wo waren die «bizarren Szenen», auf die Honegger hingewiesen hatte? Es handelte sich letztlich um vertraute Situationen beim Reisen. So musste ein Mann an der Grenze seine Sandwichs abgeben. Die Einfuhr von Fleisch sei untersagt, erklärt der Zöllner.

«Okay, könnte ich auch einfach das Fleisch rausnehmen?», fragte der Mann.

«Nein, wir nehmen alles. Welcome to Brexit!» Der Mann lachte. Jeder, der schon einmal bei der Kontrolle am Flughafen seine Wasserflasche abgeben musste, kennt das Gefühl.

Das niederländische Fernsehen strahlte den Beitrag am 8. Januar aus, zehn Tage vor SRF. Britische Medien berichteten darüber. Die Auf-

## *Der Bericht erzählt mehr über die Meinung von SRF-Journalisten zum Brexit als über den Brexit selber.*

regung in den aufregungsfreudigen Boulevardblättern hielt sich in Grenzen. «EU what?», witzelte die *Sun*.

Die «10 vor 10»-Redaktion fand die niederländische Konserve trotzdem aufschlussreich genug, um sie auszustrahlen. Das erzählt mehr über die Meinung von SRF-Journalisten zum Brexit als über den Brexit selber.

SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi ist der lauteste Kritiker des Bundesrats. Nun wollte er das Parlament zu einer ausserordentlichen Session versammeln, um die Corona-Politik der Regierung zu beraten. Er sprach von «Verantwortung». Doch einmal mehr lief Aeschi mit einem Ansinnen bei den Kollegen auf.

Gross ist die Genugtuung in den Medien. «Der Corona-Radau der SVP beleidigt die Intelligenz ihrer eigenen Leute», kommentierte CH-Media-Chefredaktor Patrick Müller, um nur ein Beispiel zu nennen. Die Partei, so Müller, betreibe «Populismus am Volk vorbei».

Stimmt das wirklich? Das Referendum über das Covid-Gesetz ist zustande gekommen. Die Kritiker der Corona-Politik sammelten fast doppelt so viele Unterschriften, wie nötig gewesen wären – ohne Hilfe von Parteien oder Verbänden. Eine Mehrheit der Befragten lehnt Ladenschliessungen ab, wie eine SRG-Studie zeigt. Schulschliessungen, wie sie jetzt im Raum stehen, würden sogar auf «sehr, sehr grossen Widerstand» stossen, erklärt Studienautor Michael Hermann. Offenbar ist der Unmut in der Bevölkerung gross.

FDP-Fraktionschef Beat Walti findet trotzdem, eine ausserordentliche Session mache «wenig Sinn». Das Parlament würde die Massnahmen des Bundesrats eher noch verschärfen. «Für die SVP ginge der Schuss damit nach hinten los.»

Das belegt wieder einmal, wie nonchalant sich Parlamentarier in der Krise verhalten. Ob eine Session für die SVP gut oder schlecht wäre, ist egal. Es geht um Grundsätzliches: Will eine Gemeinde ein Hallenbad bauen, gibt es eine Volksabstimmung. Nun legen sieben Personen das Land lahm, ohne sich einer Volkswahl gestellt zu haben – und das Parlament schaut zu.

Thomas Aeschi hat recht: Beat Walti und seine Kollegen sollten endlich die Arbeit des Bundesrats kontrollieren und, wo nötig, korrigieren. Das ist ihre Verantwortung.

# Neue beste Freunde

FDP-Ständerat Thierry Burkart unterstützt die SVP im Kampf gegen das Rahmenabkommen. Beim CO2-Referendum kommt es zum Probelauf der frisch Verbündeten.

**B**is vor wenigen Tagen waren die Fronten im Bundeshaus klar. Hier die SVP, die das institutionelle Abkommen (InstA) ablehnt. Eine Zustimmung zum Rahmenabkommen mit der Europäischen Union bedeute einen Angriff auf die Eigenständigkeit der Schweiz. Auf der anderen Seite der Rest der Parteien. Sie sagen, ein InstA sei zwingend nötig, um die Beziehungen mit dem Staatenbund weiterzuentwickeln. Was es noch brauche, seien einige «Klärungen» über Punkte wie den Lohnschutz oder die Unionsbürgerrechtlinie.

Doch jetzt sieht die Welt oder wenigstens Europa anders aus. FDP-Ständerat Thierry Burkart verlangte in einem Beitrag im Zeitungsverbund CH Media einen «Übungsabbruch der Verhandlungen zwischen der Schweiz und der EU». Das Zentrale dabei: Der Aargauer argumentiert analog zur Rechtspartei. «Das wahre Problem des Rahmenabkommens ist der Verlust an Souveränität. Wichtige Entscheide würden letztlich in Brüssel respektive im Streitfall von Richtern der EU gefällt», schreibt der 45-jährige Rechtsanwalt in bester SVP-Manier.

## Opposition zu Vorgänger Müller

Seine Offensive überrascht. Erstens geht er damit in der wichtigsten politischen Frage auf Fundamentalopposition zu seinem Vorgänger im Stöckli – Philipp Müller. Der Ex-FDP-Präsident überzeugte seine Fraktionskollegen im März vor zwei Jahren an einer Retraite in Engelberg vom InstA und gab den Kurs vor, dem die FDP-Vertreter im National- und Ständerat bis dato brav folgen. «Wir geben nicht einfach Souveränität auf, sondern gewinnen Rechtssicherheit», erklärte Müller damals. Die Schweiz habe ein Interesse «an einer klaren Rechtslage».

Zweitens ist Burkart kein Aussen-, sondern ein Sicherheitspolitiker. Dass er sich jetzt ausgerechnet bei diesem Thema über die Köpfe der Parteioberen und der Dossierverantwortlichen bei den Freisinnigen hinwegsetzt und seinen eigenen Bundesrat Ignazio Cassis desavouiert, zeigt, wie ernst es ihm ist. Das Letzte, was der



*Trifft den Nerv vieler Freisinniger: Aargauer Politiker Burkart.*

Aussenminister nämlich gebrauchen kann, sind Heckenschützen aus der eigenen Partei.

Auf die leichte Schulter können Cassis und die FDP-Leitung den Vorstoss von Thierry Burkart nicht nehmen. Er ist kein Hinterbänkler. Als Abgesandter des Aargaus vertritt er

*«Bei mir sind über 200 Rückmeldungen eingegangen. Davon waren nur sechs negativ.»*

den an Einwohnern viertstärksten Kanton der Schweiz. Nach nur vier Jahren im Nationalrat verteidigte er den Sitz seiner Partei im Stöckli. Burkart gilt als einer der wenigen Hoffnungsträger seiner Partei, die im Moment Wahlniederlage an Wahlniederlage reiht.

Laut eigenen Angaben hat er mit seiner Einschätzung den Nerv vieler Freisinniger getroffen. «Bei mir sind über 200 Rückmeldungen eingegangen. Davon waren sechs negativ, die anderen allesamt unterstützend. Von den sechs negativen waren drei von Fraktionskolleginnen und -kollegen», sagt Burkart. Unter den posi-

tiven Zuschriften fänden sich viele von FDP-Mitgliedern oder sogar von derzeitigen und ehemaligen FDP-Amtsträgern auf Gemeinde- und Kantonebene.

## «Totes Pferd»

Interessant ist auch, dass der Brexit-Deal ihn bewogen hat, jetzt an die Öffentlichkeit zu gehen. «Die EU verlangte von Grossbritannien ebenfalls ein Streitbeilegungsverfahren mit dem Europäischen Gerichtshof [EuGH]», erklärt Burkart. Die Briten hätten es aber geschafft, die Streichung des EuGH aus dem Brexit-Vertrag auszuhandeln.

«Die Befürworter des Rahmenabkommens argumentieren, die Schweiz erhalte einen besseren Zugang zum EU-Markt als Grossbritannien, dafür müsse sie im Gegenzug den EuGH akzeptieren. Dieser Zusammenhang stimmt nicht.»

Die Ukraine zum Beispiel nehme nicht am EU-Binnenmarkt teil, müsse aber dennoch eine Lösung mit dem EuGH hinnehmen. «Das Resultat der Brexit-Verhandlungen zeigt, dass die Frage des EuGH nicht einer sachlichen, sondern einer politischen Logik folgt. Die Schweiz müsste daher den Mut haben und «Stopp!» sagen», so der Ständerat. Wenn man merke, dass man ein totes Pferd reite, solle man absteigen. Ein Rahmenabkommen mit einer Unterstellung unter den EuGH sei nicht mehrheitsfähig.

Den Gegnern des Rahmenabkommens könnte der populäre Politiker aus dem Rüblikanton noch gute Dienste leisten. Den Kopf aus der Schlinge ziehen kann Burkart nicht mehr. Zu unmissverständlich, zu endgültig seine Absage an das InstA. Auf jeden Fall kommt es schon bald zu einem Probelauf für die SVP und ihren Verbündeten Thierry Burkart. Die Volkspartei unterstützt als einzige Partei das Referendum verschiedener Wirtschaftsverbände gegen das neue CO2-Gesetz. Einer der wenigen Abweichler, die die Volkspartei offiziell unterstützen, ist – *et voilà* – Thierry Burkart. Er amtiert als Präsident der Camionneure-Vereinigung Astag.

# Hitlers Schatten über dem *Tages-Anzeiger*

Heute wittern die Tamedia-Zeitungen rasch und gerne braunes Gedankengut.

Ein Blick in die Geschichte des mächtigsten Schweizer Medienunternehmens mahnt zur Demut.

Christoph Mörgeli

Bei unserem östlichen Nachbarland verortete der *Tages-Anzeiger* unlängst «braunes Gedankengut in der obersten Etage der österreichischen Politik». Als Finnlands Armee für tote Soldaten unter deutschem Befehl eine Ehrenwache stellte, titelte der *Tages-Anzeiger*: «Suomi und seine braunen Schatten». Donald Trump verbreite «eine Art Dolchstosslegende», und diese «begünstigte den Aufstieg der Nazis». Auch geisteswissenschaftlich stellt das Blatt unbarmherzige Fragen: «Ist Heideggers Philosophie Nazi-Ideologie?» Erst spät habe sich Carl Gustav Jung «von der braunen Ideologie und vom Antisemitismus distanziert».

Ähnliche Schatten wittert der *Tages-Anzeiger* auch im Zürcher Fussball: «Braunes Gedankengut soll in der GC-Kurve an Stärke gewonnen haben.» Auf «braunes Gedankengut» wird auch der österreichische Volksmusiker Andreas Gabalier abgeklopft. Schlagersänger Heino stehe ohnehin seit längerem unter Verdacht, «braunem Gedankengut anzuhängen». Beim Leichtathleten Pascal Mancini argwöhnt die Zeitung «subtil untergebrachtes braunes Gedankengut». Kurz: Der *Tages-Anzeiger* gefällt sich seit Jahrzehnten in der Rolle des unerbittlichen Nazi-Jägers.

In der geschichtlichen Verantwortung stehen bei Tamedia durchaus auch die nachfolgenden Generationen. Das Denkmal für Alfred Escher erscheint den Journalisten des *Tages-Anzeigers* höchst fragwürdig angesichts von Rassismus und Sklavenhaltung seiner Vorfahren. Die Gemälde, welche die Nachkommen von Emil G. Bührle dem Zürcher Kunsthaus zur Verfügung stellen, triefen angeblich vom Blut von dessen Waffenhandel mit den Nazis.

Der *Tages-Anzeiger* stand zuvorderst, als es galt, der Aktivdienstgeneration Bereicherung und Schmarotzertum im Windschatten der Nazi-herrschaft zu unterstellen. Als unmoralisch verurteilt die Zeitung auch «das technische Know-how von Nazis», das im Schweizer Fernsehen der Ems-Chemie und Christoph Blocher vorgeworfen wurde: «Nach

1945 kamen reihenweise Chemiker ins Land, die einst für IG Farben gearbeitet hatten.»

Da drängen sich gewisse Fragen auf: Wie hielt es eigentlich der *Tages-Anzeiger* mit der braunen Diktatur? Wie urteilte er, als die NZZ, der *Bund* oder die *Basler Nachrichten* längst demokratisch-rechtsstaatlichen Klartext schrieben? Wie steht es um die kritische Aufarbeitung der *Tagi*-Geschichte? Und wie verhielt sich die Verlegerfamilie gegenüber den nationalsozialistischen Machthabern?

## Sehr deutschfreundlich

Der *Tages-Anzeiger* wurde 1893 vom Zeitungsverleger Wilhelm Girardet aus Essen und vom ebenfalls deutschen Journalisten Fritz Walz gegründet. Das überparteiliche, für Inserenten enorm attraktive Blatt war rasch die meistabonnierte Schweizer Tageszeitung und erwies sich als wahre Geldmaschine. Girardet schickte 1906 Schwiegersohn Otto Coninx, Ehemann seiner Tochter Berta, nach Zürich, um den *Tages-Anzeiger* zu leiten. Nach dem Tod des Patrons, 1918, wurde Otto Coninx-Girardet Eigentümer. Über Deutschland berichtete das Blatt breit und wohlwollend, und der *Tagi* galt beim Lesepublikum bis zum Zweiten Weltkrieg als sehr deutschfreundlich.

Am 17. Dezember 1931 kam Adolf Hitler im *Tages-Anzeiger* auf der Frontseite prominent zu Wort. Sein Leitartikel trug den Titel: «Was wollen wir Nationalsozialisten?» Dies geschah sechseinhalb Jahre nach dem Erscheinen von

Hitlers Buch «Mein Kampf», das seinen Rassenhass und seine kriegerischen, räuberischen Absichten aller Welt deutlich machte. Im *Tages-Anzeiger* hetzte Hitler gegen das «Diktat von Versailles» und spottete über «tausend alberne Konferenzen». Der Führer der NSDAP geisselte Frankreichs «Programm der Weltherrschaft»; damit werde Europa «Gefahr laufen, afrikanisch zu werden». Glasklar prophezeite Hitler seinen Führerstaat dank der Millionen, die hinter ihm stünden: «Diese Massen wollen fühlen, dass die Hand eines Einzelnen verantwortlich ist und nicht die allgegenwärtige Anonymität des staatsbürgerlichen Parteiensystems.»

In der Unternehmensgeschichte zum Hundert-Jahr-Jubiläum des *Tagi* titelte der haus-eigene Autor Hugo Wild 1993 über eine angebliche «Bewährungsprobe im Nationalsozialismus». Gegenüber früheren publizistischen Verfehlungen des eigenen Medienhauses gab er sich auffallend konzilient. Wild entschuldigte Hitlers Artikel mit dem Hinweis, der *Tages-Anzeiger* habe auch Meinungsbeiträge anderer internationaler Prominenz abgedruckt.

Doch am 2. November 1931 war bereits Benito Mussolini zu Wort gekommen, ebenso am 28. Dezember – und im Schicksalsjahr 1933 durfte der italienische Diktator nicht weniger als siebenmal im *Tages-Anzeiger* schreiben. Unwidersprochen behauptete hier der Duce, die «faschistische Revolution» sei «ohne Anwendung von Gewalt» und ohne «Ungesetzlichkeit» verlaufen. Der Historiker Konrad Zolinger urteilte 1991: «Da gab der *Tages-Anzeiger* die Neutralität offensichtlich auf, und er übernahm wichtige Elemente faschistischer und nationalsozialistischer Ideologie.»

Nach der Machtübernahme Hitlers vom 30. Januar 1933 befand der *Tages-Anzeiger*, es sei «eigentlich zu begrüssen, dass ihm nun einmal eine Chance gegeben wird». Am 22. März berichtete der Berliner Korrespondent beim Zusammentritt des neuen Reichstags beeindruckt über eine «neue Epoche», die jetzt im Gegensatz zum «zerhaderten Weimar» anbreche. Hitler habe sich auf «neue Stetigkeit» und «unerschütterliche Autorität» verpflichtet.



# Tages-Anzeiger



für Stadt und Kanton Zürich

(Zürcher Anzeiger — Stadt-Anzeiger — General-Anzeiger)  
mit wöchentlich Unterhaltungsbeilage „Zeitbilder“

Unparteiisches Organ für Jedermann und Hauptinformationsblatt  
für die deutsche Schweiz

Telefon 36,640

Postfach-Nr. VIII 735

Auflage ca. 90,000

Bezugs- und Anzeigenpreis:

Bei Bestellung durch Telephon oder Briefgen in der Stadt Zürich und  
Umgebung monatlich Fr. 1.70. — Land-Bezirk Fr. 1.90 frei ins Haus.

Durch die Post bezogen:

Bei der Post bezogen: Bei der Expedition bestellt  
unter Preisabzug:  
1 Monat Fr. 2.50 3 Monate Fr. 6.50 6 Monate Fr. 12.00  
1 Jahr Fr. 23.00 2 Jahre Fr. 42.00 3 Jahre Fr. 60.00

Bei ausländischen Bestellungen kommt der übliche Postzuschlag hinzu.  
Preis für die Abnahme von 100 Exemplaren (100 Exemplare) in der Stadt  
Zürich Fr. 20.00, aus dem Kanton Zürich und dem übrigen Schweiz Fr. 22.00,  
aus dem Ausland Fr. 24.00.  
Der Rückversand des gestellten Anzeigers gratis.

Der „Tages-Anzeiger“ erscheint täglich  
mitwoch, ausgenommen Sonn- und Feiertag.  
Besitzergesellschaft: am Hauptbahnhof, bei der St. Peterstrasse.  
Verwaltung und Verlagsamt: Werdstrasse 14.  
Abdruckpreis: 10, 20, 30, 40, 50, 60, 70, 80, 90, 100, 110, 120, 130, 140, 150, 160, 170, 180, 190, 200, 210, 220, 230, 240, 250, 260, 270, 280, 290, 300, 310, 320, 330, 340, 350, 360, 370, 380, 390, 400, 410, 420, 430, 440, 450, 460, 470, 480, 490, 500, 510, 520, 530, 540, 550, 560, 570, 580, 590, 600, 610, 620, 630, 640, 650, 660, 670, 680, 690, 700, 710, 720, 730, 740, 750, 760, 770, 780, 790, 800, 810, 820, 830, 840, 850, 860, 870, 880, 890, 900, 910, 920, 930, 940, 950, 960, 970, 980, 990, 1000.

Umfang 30 Seiten

Donnerstag, 17. Dezember 1931

39. Jahrgang — Nr. 296

## Was wollen wir Nationalsozialisten?

Von Adolf Hitler

Was das heutige Deutschland braucht, ist eine  
vollkommene Neuordnung seiner wirtschaftlichen  
und industriellen Lage. Selbst ein Blinder sieht,  
dass Deutschland am Ende seiner Kräfte angelangt  
ist. Das Gerüde von der gleichzeitigen Wegnahme  
der privaten (sowohl als der politischen) Schulden  
könnte als das Nächstdenste angesehen werden,  
das man sich vorstellen kann, wenn es nicht so  
traurig, so tragisch wäre. Jeder, der die Rede,  
welche Ministerpräsident Laval vor nicht langer  
Zeit in Paris gehalten hat, kennt, wird mich

hierin vollkommen zustimmen. Die Hauptfehler jedes Staates,  
jeder Gemeinschaft, das zu tun ist, ist folgende:  
Es muss auf der ganzen Linie gespart werden.  
Damit meine ich, dass den übertriebenen  
Anleihen der Städte und des Staates ein Ende  
gesetzt werden muss. Das Deutschland, das ich  
verrete, wird, weil es alle privaten Schulden  
reduziert, so weit wie möglich aufhören, Kapital  
zu borgen und Anleihebedingungen zu den un-  
günstigsten zu machen. Ich bin mir noch mehr

überzeugt, dass die Welt nach französisch geworden  
sein. Die übrige Welt wird sich vor dieser neuen  
Lage beugen müssen, welche im Falle eines  
Krieges ihre Truppen aus Afrika beziehen wird.  
Was das bedeutet, wird jedes Kind be-  
greifen. Europa unter französischer Herrschaft  
wird aufhören, Europa zu sein, wird aufhören,  
europäisch zu sein. Es wird Gefahr laufen, afri-  
kanisch zu werden.  
Nationalisten müssen die Dinge in Deutsch-  
land vollkommen neu geordnet werden.  
Die Massen, die unsere Vertreter zur Herr-  
schaft führen werden, sind im Inneren von  
allem, was in Deutschland seit der Unterzeich-  
nung des Versailler Vertrages vorgegangen ist,  
angewidert und enttäuscht. Die Millionen, die  
heute hinter mir stehen, erwarten nicht von mir,  
dass ich das gegenwärtige System aufrechterhalte.  
Das Gegenteil ist der Fall. Ich bin mir noch mehr

überzeugt, dass die Welt nach französisch geworden  
sein. Die übrige Welt wird sich vor dieser neuen  
Lage beugen müssen, welche im Falle eines  
Krieges ihre Truppen aus Afrika beziehen wird.  
Was das bedeutet, wird jedes Kind be-  
greifen. Europa unter französischer Herrschaft  
wird aufhören, Europa zu sein, wird aufhören,  
europäisch zu sein. Es wird Gefahr laufen, afri-  
kanisch zu werden.  
Nationalisten müssen die Dinge in Deutsch-  
land vollkommen neu geordnet werden.  
Die Massen, die unsere Vertreter zur Herr-  
schaft führen werden, sind im Inneren von  
allem, was in Deutschland seit der Unterzeich-  
nung des Versailler Vertrages vorgegangen ist,  
angewidert und enttäuscht. Die Millionen, die  
heute hinter mir stehen, erwarten nicht von mir,  
dass ich das gegenwärtige System aufrechterhalte.  
Das Gegenteil ist der Fall. Ich bin mir noch mehr

«Triumphaler Einzug»: Adolf Hitler als Tagi-Leitartikler, 1931.

Am 28. März war im Zusammenhang mit der  
Judenverfolgung die Rede von der «Hinfällig-  
keit der Gräuelpromaganda» – womit aller-  
dings die Solidarität mit den Juden gemeint  
war.

### «Schamlose Lügenhetze»

Die Aktivitäten der ausländischen Juden wür-  
den bei der deutschen Regierung «steigende  
Erbitterung» erregen. Und der *Tages-Anzeiger*  
zitierte unkritisch die Nazi-promaganda, wo-  
nach «jüdische Akademiker» Deutschland vor  
der Welt «in einer wahrhaft schamlosen Lügen-  
hetze heruntersetzen». Selbst im Zusammen-  
hang mit den Judenboykotten schwärmte die  
Zeitung vom «phänomenalen und hundertfach  
erprobten Organisationstalent des National-  
sozialismus». Der Boykott jüdischer Geschäfte  
habe sich «in aller Ruhe und Disziplin ab-  
gewickelt», urteilte der *Tages-Anzeiger* und zi-  
tierte Julius Streicher und Joseph Goebbels.

Über die Umtriebe, Auftritte und Krawal-  
le der Nazis und der Fronten im Kanton Zü-  
rich berichtete das Blatt ausführlich und er-  
staunlich wohlwollend. Mehrmals inserierte  
die Nationale Front im *Tages-Anzeiger*, was in  
anderen nicht-frontistischen Zeitungen nicht  
geschah. Im Mai 1933 berichtete das Blatt, «ein  
jüdischer Redner» habe bei einer frontisti-  
schen Versammlung an das Gerechtigkeits-  
gefühl der Schweizer appelliert. Die im Ori-  
ginal gesperrte Schreibweise des «jüdischen  
Redners» sollte zweifellos ausdrücken: aus-  
gerechnet ein Jude!

Am Nationalfeiertag des 1. August 1933 er-  
schien auf der *Tagi*-Titelseite ein Artikel über  
das «Gesetz zur Verhütung erbkranken Nach-  
wuchses», das Zwangssterilisierungen etwa  
bei erblicher Blindheit oder Taubheit sowie  
bei «schwerem Alkoholismus» vorsah. Es  
handle sich hier «keineswegs nur um die  
Verhütung der Erschaffung von ein paar tau-  
send Existenzen, die sich selbst und ihren  
Mitbürgern zur Last fallen, dem Gemein-  
wesen und einzelnen Kosten und Mühen  
verursachen würden». Nein, es gehe «um

### Über die Auftritte der Fronten im Kanton Zürich berichtete das Blatt ausführlich und wohlwollend.

einen Schritt auf dem Wege, an dessen Ende  
als leuchtendes, erstrebenswertes Ziel die  
«Hinaufzucht» eines Sechzig-Millionen-  
Volkes steht».

Nach der Niederschlagung des inszenierten  
«Röhm-Putschs» mit einer bis heute un-  
bekannten Anzahl Ermordeter setzte der  
*Tages-Anzeiger* am 2. Juli 1934 folgenden Titel:  
«Hitler unterdrückt eine Meuterei gegen das  
Dritte Reich». Er zitierte parteioffizielle Ver-  
lautbarungen und kam zum Schluss, Hitler  
und Göring hätten «mit einer beispiellosen  
Entschlossenheit zugegriffen», um «den dro-  
henden Schlag gegen das Dritte Reich abzu-  
wehren und die Revolte im Keim zu ersticken».  
Anlässlich des «Anschlusses» von 1938 war im

*Tages-Anzeiger* zu lesen: «Ungeheurer Jubel  
löste die Kunde von dem Einmarsch deut-  
scher Truppen in Österreich aus.» Es folgte der  
«triumphale Einzug» Hitlers in Wien; «viele  
Menschen konnten ihre Freudentränen nicht  
zurückhalten». Und in schmachtemdem Ton  
vernahmten die Leser: «Hitler sehnte sich nach  
dem Grabe seiner Eltern, und nichts rührte  
ihn stärker, als wenn er erfuhr, dass einfache  
Menschen des österreichischen Landes selbst-  
gepflückte Blumen auf die Grabhügel gestreut  
hatten.»

### Villa für die NSDAP

Anlässlich der Novemberpogrome 1938 gegen  
die Juden druckte der *Tages-Anzeiger* promi-  
nent die Äusserungen Goebbels' gegenüber  
der Auslandspresse ab: Das deutsche Volk  
habe «jetzt die Angelegenheit selbst in die  
Hand genommen und ohne behördliche In-  
itiative gehandelt». Im Übrigen sei es ja «zu  
Plünderungen nirgends gekommen», er, der  
Propagandaminister, sei «im Wunsch nach  
Protest auf Seiten des Volkes». Noch beim  
Überfall auf Polen am 1. September 1939 las  
sich die meistverkaufte Schweizer Zeitung  
fast wie ein deutsches Organ: Zu Wort kamen  
ganz überwiegend das Oberkommando und  
Tagesbefehle der Wehrmacht; abgedruckt  
wurde auch die gesamte Rede Hitlers vor dem  
Reichstag.

So weit der journalistische Umgang des  
*Tages-Anzeigers* mit den nationalsozialistischen  
Machthabern. Doch wie hielt es die deutsch-



**Gauführerschule der NSDAP:**  
Feuerschlösschen von Berta Coninx in Bad Honnef.



**Glühender Nazi:**  
Coninx-Schwager de Burlet.

stämmige Unternehmerfamilie mit den neuen politischen Realitäten? Schon im Jahr von Hitlers Machtergreifung, am 9. Dezember 1933, erklärte sich die Erben-Gemeinschaft Wilhelm Girardet bereit, ihr «Feuerschlösschen» in Bad Honnef bei Bonn für eine «Kadettenanstalt der NSDAP» zu überlassen. Zu dieser Erben-Gemeinschaft gehörte auch Berta Coninx-Girardet, mit deren Mittel ihr Mann Otto Coninx hauptsächlich den *Tages-Anzeiger* erworben hatte.

Ihre beiden Brüder Wilhelm und Paul Girardet schrieben an den Bürgermeister und NSDAP-Ortsgruppenleiter von Bad Honnef, die Erben-Gemeinschaft sei bereit, «den Besitz für Reichszwecke auf die Dauer von zehn Jahren kostenlos» für die braune Parteiarbeit abzutreten, abgesehen von den darauf lastenden Steuern und den Unterhaltsarbeiten. Es handle sich hier, so meinten sie geschmeichelt, offenbar um eine Sache, «die von den höchsten Stellen der Parteiorganisation» ausgehe: «Wir erklären uns grundsätzlich bereit, unser Feuerschloss für den angegebenen Zweck zur Verfügung zu stellen, und beabsichtigen, dieses unter Bedingungen zu tun, die aller Wahrscheinlichkeit nach die Billigung der in Betracht kommenden Stellen finden werden.» Der Brief der Nachlassverwaltung mit der Unterschrift von Berta Coninx' beiden Brüdern endete mit «Heil Hitler!».

### 1400 Mitarbeiter

Die NSDAP richtete in dieser seit 1918 leerstehenden, hochherrschaftlichen Villa die Gauführerschule des Gaus Köln-Aachen ein. Am 1. Juli 1934 wurde diese Anstalt feierlich durch Reichsleiter Robert Ley und Gauführer Josef Grohé eröffnet. Der Hör- und Lehrsaal bot Platz für achtzig Personen.

Einige Teilnehmer der dortigen Parteikurse sorgten 1935 für öffentliches Ärgernis anlässlich der Einführung des neuen katholischen Pfarrers in Bad Honnef. Nachts bemerkten

drei Jugendliche, dass sechs Angehörige der Gauführerschule in Uniform und Trainingsanzügen die Girlanden und den Festschmuck demolierten. Als sie ihr Missfallen über diese Zerstörung kundtaten, wurden sie von den Nazis tödlich angegriffen; einer der Burschen erlitt «ausserordentlich schwere Fleischwunden» und musste ins Krankenhaus eingeliefert werden. Obwohl die Gauführerschule die sechs Täter schützte und sofort nach Hause entliess, wurden vier von ihnen später vor Gericht gestellt; der Haupttäter erhielt vier

### *Der Brief der Nachlassverwaltung mit der Unterschrift der Gebrüder Girardet endete mit «Heil Hitler!».*

Monate Gefängnis wegen schwerer Körperverletzung, die drei übrigen eine Geldstrafe. 1944, als die Nazis andere Sorgen hatten, als Gauführer auszubilden, nahm die Erben-Gemeinschaft Girardet ihre Villa in Bad Honnef wieder in Besitz.

Der Bruder der Besitzergattin des Zürcher *Tages-Anzeigers*, Wilhelm Girardet junior, überstand mit seinem Verlags- und Druckerei-Imperium in Essen-Rüttenscheid die Zeit der nationalsozialistischen Gleichschaltung, zog sich aber 1945 zurück; als er 1953 starb, umfasste das Unternehmen 1400 Mitarbeiter. Weil die Nazis 1936 das Gesamtunternehmen in einzelne selbständige Betriebe unterteilten, wurde der andere Bruder von Berta Coninx, Paul Girardet, Alleininhaber der ebenfalls gleichgeschalteten *Düsseldorfer Nachrichten*. Diese stellten ihr Erscheinen am Ende des Zweiten Weltkriegs ein. Der jüngere Halbbruder Hellmut Girardet übernahm 1936 den *General-Anzeiger* in Wuppertal, dessen Chefredaktor direkt Berlin unterstand. Er leistete als Hauptmann Kriegsdienst bei der Wehrmacht und konnte seine Zeitung 1949 wieder herausbringen.

Hedwig, die Schwester von Berta Coninx in Zürich, heiratete den niederländischen Mediziner Herman Maximilien de Burlet, der in Zürich promoviert hatte und 1931 Anatomieprofessor an der Universität Groningen wurde. Dank seiner Heirat galt er als reichster Professor in Groningen und bewohnte einen eindrucksvollen Landsitz ausserhalb der Stadt. De Burlet war ein glühender Nationalsozialist und betätigte sich während der deutschen Besatzung als Kollaborateur. 1943 wirkte de Burlet-Girardet an der umstrittenen, vom Deutschen Reich propagandistisch ausgeschlachteten internationalen Untersuchungskommission zu den Opfern des sowjetischen Massenmords an polnischen Offizieren in Katyn mit. Ein dänischer Professor berichtete, dass sich der Holländer sehr feindselig gegen die Briten und die Russen geäussert habe.

### Schmiegsame Kooperation

Unter der Nazi Herrschaft wurde dieser Schwager von Berta Coninx 1943 sogar Rektor der Reichsuniversität Groningen. Nach der Befreiung der Niederlande entliess Königin Wilhelmina Professor de Burlet 1945 unehrenhaft wegen seiner Mitgliedschaft in der «National-Socialistische Bewegung» (NSB). Dank dem Geld seiner Frau konnte er seine Karriere danach immerhin noch als Assistenzprofessor in Philadelphia fortsetzen. 1953 liess sich das Paar in Deutschland nieder, da an eine Rückkehr in die Niederlande nicht mehr zu denken war.

Im Jahr 2005 erklärte der Rektor der Universität Groningen, seine Alma mater müsse sich «zutiefst schämen», dass dort Nazisympathisanten in hohe Positionen gelangt seien. Ausdrücklich nannte er auch Herman Maximilien de Burlet. Er und andere hätten zu wenig getan, um beispielsweise den Philosophieprofessor Leo Polak vor dem Konzentrationslager und damit vor dem Tod zu bewahren. Polak kam im KZ Sachsenhausen um, und seine Tochter überlebte den Krieg ebenfalls nicht.

Urteile sind im Nachhinein schnell gefällt. Das damalige Leben, das Überleben unter einem diktatorischen Verbrecherregime, ist nicht vergleichbar mit der Gegenwart. Der Druck der nationalsozialistischen Führung auf die Unternehmen war enorm und schmiegsame Kooperation der Firmenbesitzer die Regel. Selbst im kleinen Nachbarland erkannten viele Verantwortungsträger die Gefahr zu spät. Auch die *Weltwoche* gab 1933 dem Dritten Reich (zu) viel Kredit, bevor sie zum entschieden antifaschistischen Standpunkt fand. Historiker wie Journalisten sollten sich nicht als Weltenrichter aufspielen, schon gar nicht aus der sicheren Distanz der Nachgeborenen. Demut bleibt der Grundstein des Guten. Das gilt auch – und besonders – für den *Tages-Anzeiger*.

WEN WIR UM EIN  
INTERVIEW BITTEN,  
HAT AUCH VIEL  
ZU SAGEN.



Zu den Abos:



Die spannendsten Seiten der Wirtschaft.

## PERSONENKONTROLLE

# Metzler, Blocher, Engelberger, Berset, Steinemann, Nordmann, Cassis, Maillard, Widmer, Somm



*Comeback:* alt Bundesrätin Metzler (CVP).

**Ruth Metzler**, Auferstandene, engagiert sich für eine Volksinitiative der FDP-Frauen. Das bedeutet ein kleines politisches Comeback der früheren CVP-Bundesrätin, die 2003 durch **Christoph Blocher** (SVP) ersetzt wurde. Seither war es um sie eher still geworden. Ob die CVP – oder die Mitte, wie sich die Partei jetzt nennt – Gefallen daran findet, weiss man nicht. Bei der neuen FDP-Frauen-Initiative geht es nämlich um die Abschaffung der Heiratsstrafe, die sich auch Metzlers Partei schon lange auf die Fahne geschrieben hat. Jetzt wird sie dabei überholt – unter tatkräftiger Mithilfe der CVP-Alt-Bundesrätin. (*hmo*)

**Lukas Engelberger**, Berset-Vollstrecker, war bisher bekannt dafür, dass er zuweilen in der Öffentlichkeit Wasser predigt, privat dann Wein trinkt. Jetzt lässt der Basler CVP-Regierungsrat eine weitere Facette seiner Persönlichkeit aufblitzen: als Organ von Gesundheitsminister **Alain Berset** (SP). Dieser hat angedroht, die beim Impfen langsameren Kantone bei der Verteilung des Impfstoffs zu benachteiligen. Umso erstaunlicher ist es, dass der wendige Basler Engelberger, als Präsident der Gesundheitsdirektorenkonferenz eigentlich Interessenvertreter der Kantone, jetzt die Haltung des SP-Bundesrats vertritt. Damit stösst er Amtskollegen in anderen Kantonen vor den Kopf. (*hmo*)

**Barbara Steinemann**, Frauenrechtlerin, setzt sich ein für ein Ja zum Verhüllungsverbot. Eine Rede der Zürcher SVP-Nationalrätin trug den Titel: «Verteidigen wir die Errungenschaften der Frauenkämpferinnen». Schliesslich, so die Mitinitiantin, hätten «unsere Vorfahrinnen in der Schweiz die Gleichstellung mühsam erstritten». Wer nun glaubt, dass Steinemann



*Frauen-Power:* Barbara Steinemann (SVP).

an der nächsten Frauenstreikdemonstration mitmarschieren wird, dürfte sich trotzdem täuschen. Die Parlamentarierin spielte den Ball gleich wieder an die Adresse der Linken zurück. «Gleichstellungsbüros, Feministinnen und Multikulti-Bewegte schauen heute bei heiklen Minderheiten betreten weg.» Man lerne: Auch bei der Frage, was Frauenrechte bedeuten, gehen die Meinungen weit auseinander. (*odm*)

**Roger Nordmann**, Cassis-Deuter, verkündet, dass er ein NZZ-Interview mit Aussenminister **Ignazio Cassis** (FDP) zum Rahmenvertrag mit der EU dreimal gelesen habe. Bei der dritten Lektüre habe er die tatsächlichen Absichten des Aussenministers verstanden: das Scheitern des Rahmenvertrags. Aus welchen Aussagen Nordmann diese Gewissheit zieht, bleibt sein Geheimnis. Mit Sicherheit lässt sich sagen, dass vor allem SP-Vertreter wie Gewerkschaftspräsident **Pierre-Yves Maillard** einen Abbruch verlangen, also auf ein Scheitern des Vertrags hoffen. Vielleicht sollte Nordmann Maillards Aussagen auch dreimal nachlesen. (*hmo*)

**Ruedi Widmer**, Stiefurenkel, kommt im Magazin des *Sonntagsblicks* zu indirekter Blutzugenschaft. Der Karikaturist kritisiert die Übernahme der Satirezeitschrift *Nebelspalter* durch **Markus Somm** in der *Wochezeitung* so: «Wie SVP, «Weltwoche», «Basler Zeitung», Basler Lächerli, «NZZ», Ems-Chemie ist auch der «Nebelspalter» ein gemachtes Nest, in das sich die ewig gleichen Leute hineinsetzen.» Dazu kommentiert der *Sonntagsblick*, Ruedi Widmer sei nicht irgendwer: «Widmers Stiefurgrossvater ist der legendäre Carl «Bö» Bökkli.» Der Schreiber dieser Zeilen ist auch nicht irgendwer. Er wäre beinahe der Stiefschwiegerururenkel von Ferdinand Hodler geworden. (*mö*)

## Franz Blankart 1936–2021

Sein Leben spiegelt das Verhältnis der Schweiz zu Europa wider: Als Franz Blankart 1965 in den Bundesdienst eintrat, standen Efta und EWG in Konkurrenz. Als Paul Jolles das Freihandelsabkommen Schweiz–EWG von 1972 verhandelte, war Blankart Mitglied der Delegation. Als Chef des Integrationsbüros prägte er die noch heute gültige Maxime für unser Verhältnis zur EU: «Beitrittsfähig sein, um nicht beitreten zu müssen». Als der Eiserne Vorhang fiel und der Wirtschaftsstandort Schweiz vor neuen Herausforderungen stand, gestaltete und negozierte er das EWR-Abkommen von 1992. Nach seinem vorzeitigen Rücktritt 1998 ersann Blankart mit der Gruppe Muheim/Languetin die erste Vision des Rahmenabkommens.



*Mann der Wahl:*  
Franz Blankart.

Wer war dieser *grand commis de la Confédération*, um den wir heute trauern? Dem Karl-Jaspers-Schüler wurde in Basel die Ehre einer öffentlichen Promotion zu teil. Der Kavallerieoberst war noch in den neunziger Jahren für den Kriegsfall als Adjutant des Generals vorgesehen. Blankart war der Mann der Wahl, um Nelson Mandela im Mai 1992 bei seinem ersten Besuch in Genf zu treffen. Blankarts Knittelverse vereinigen Basler Humor und Luzerner Blut: «Im Iran tragt me kurzi Schleier – Luzärn ertragt dä kurzi Meyer». Verhandlungsgegner und Mitarbeiter waren beeindruckt von Blankarts phänomenaler Dossierkenntnis. Als guter Chef wusste er seine Mitarbeiter zu motivieren. Als Gastgeber stellte er in der Orangerie vom Schloss Muri negotiatorische Weichen. Blankart war nicht nur Unterhändler, sondern auch Kenner und – als Präsident des Ballettwettbewerbs Prix de Lausanne – Protagonist der Künste. Nietzsche hätte in ihm einen apollinischen Menschen gesehen. Kein Wunder, dass Bundesrat Furgler den Delegierten für Handelsverträge zum Staatssekretär machte.

Wir drücken seiner Frau, den beiden Kindern und Enkeln in stiller Anteilnahme die Hand, im Wissen, dass das geistige Erbe dieses Patrioten noch heute in den Herzen zahlreicher Menschen, die der Professor und väterliche Freund für den Staatsdienst inspiriert hat, weiterlebt. R. I. P.

*Martin von Walterskirchen*



## VIP-Spezialreise «Motor-Mania und Dolce Vita» Bella macchina, bella Italia!

**Schneller, schöner, edler: Allein die Namen Lamborghini, Maserati, Ducati, Ferrari und Pagani lassen die Herzen aller Fans exklusiver Motorfahrzeuge höher schlagen. Kommen Sie mit auf eine eindrückliche Reise mit Werksbesichtigungen, Museumsbesuchen und allerlei kulinarischen Genüssen.**

Wir logieren im Vier-Sterne-Hotel im Herzen Bolognas. Im Stadtteil Borgo Panigale besuchen wir das Werk des leidenschaftlichen Motorradherstellers Ducati. Es folgt das Lamborghini-Werk, wo wir mit dem Neffen des Firmengründers, Fabio Lamborghini, in dessen Stamm-Trattoria zu Mittag essen. Nach einem Rundgang durch das Werksmuseum öffnen sich für uns auch die Türen zum Ferruccio-Lamborghini-Privatmuseum. Die Offenbarung einer Technik voller Emotionen.

Am dritten Tag erwartet uns das Maserati-Museum auf dem Landgut der Familie Panini. Nachdem wir mittags typischen Parmigiano verkostet haben, widmen wir uns dem wohl exklusivsten Automobilhersteller der Welt und besichtigen das Unternehmen Pagani, wo Automobilbau zur Kunst wird. Anschliessend werden wir auf einem Weingut zur Degustation und zum Abendessen erwartet.

Auch Bologna ist sehenswert. Der Rundgang durch die historische Altstadt bietet viel Schönes. Am Nachmittag erwartet uns

Ferrari in Maranello mit einer Rundfahrt durch die Autoschmiede und einer Zeitreise im Museum. Berausende Impressionen! Als Steigerung bietet sich die Gelegenheit zur fakultativen Probefahrt im Ferrari F430 auf den Strassen rund um Maranello. Zum Finale speisen wir im Ristorante «Montana» in Fiorano Modenese, dem Stammlokal der Formel-1-Piloten.

### BUCHEN OHNE RISIKO

Reisebuchungen für 2021 können Sie bei uns – ohne Angabe von Gründen – bis 60 Tage vor Abreise kostenlos stornieren!



**DIE WELTWOCH**

 **REISEGARANTIE**

### Platin-Club-Spezialangebot

#### VIP-Spezialreise «Motor-Mania und Dolce Vita»

#### Reisetermine:

14. bis 18. April 2021 und  
15. bis 19. September 2021

#### Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Venedig–Zürich
- Luftverkehrssteuer, Flughafen- und Sicherheitsgebühren
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- Vier Übernachtungen mit Frühstücksbuffet im Vier-Sterne-Hotel in Bologna
- 1 Abendessen mit Aperitif
- Lunch mit Fabio Lamborghini
- Parmigiano-Verkostung Landgut Panini
- Weindegustation und regionale Spezialitäten
- 1 Abendessen im Restaurant «Montana»
- Ausflug «Faszinierende Welt von Ducati und Edelschmiede Lamborghini», Besuch des Privatmuseums
- Ausflug «Maserati-Museum und exklusiver Fahrzeughersteller Pagani»
- Ausflug «Bolognas historische Altstadt»
- Ausflug «Auf den Spuren des Rennsports bei Ferrari»
- Qualifizierte Reiseleitung

#### Preise:

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 1795.–  
Für Nichtabonnenten: Fr. 2095.–  
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 200.–  
Ferrari-Probefahrt: Fr. 125.–

#### Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über  
Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an  
info@mondial-tours.ch

#### Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)

## MÖRGELI

### Langzeit-Covid dank Langzeit-Kampagne

In seiner Albisgütli-Rede sprach Bundespräsident Guy Parmelin: «Wir müssen in dieser wirklich schwierigen Situation nochmals zusammenstehen.» Dabei ist uns ja genau dieses Zusammenstehen behördlich verboten. Wird das Distanzhalten zu einer Langzeitfolge der Covid-Pandemie? Ganz sicher wird uns jedenfalls eine neue Krankheit noch lange beschäftigen: «Long Covid».

Dafür sorgt ein Basler namens Wagner, der auf den Vornamen «Che» hört. Selbst das Schweizer Fernsehen nennt Che Wagner einen «linken Polit-Aktivist». Was heissen will: Er ist ein links-extremer Polit-Aktivist. Beruflich hat er sich Kampagnen verschrieben, etwa fürs bedingungslose Grundeinkommen oder für die Elternzeit-Initiative. Doch gegenwärtig führt der Profi-Campaigner eine noch lukrativere Schlacht: Er ist Urheber eines offenen Briefs an den Bundesrat mit Geld- und anderen Forderungen für «Long-Covid-Opfer».

Seine Partnerin – deren Alter zwischen 25 (*Watson*) und 29 (*CH Media*) schwankt – ist Künstlerin. Als ob es dieser Berufsgattung nicht schon schlecht genug ginge, sei sie trotz mildem Verlauf einer Infektion jetzt ein Covid-Langzeitopfer, lässt uns Che Wagner wissen. Und weil eine wirkungsvolle Kampagne von Bildern lebt, hat er für die Dauerpatientin einen Rollstuhl organisiert. Darin sitzt sie jetzt, in alle Welt verbreitet via Twitter. Inklusiv Wagners Kommentar: «Momentan kann sie nicht mehr als fünfzig Meter laufen.»

Wo eine linke Kampagne läuft, sind die Medien sofort zur Stelle. Che Wagner äussert sich als Spezialist für «Long Covid» in der SRF-«Rundschau» und bei Tele Züri, in *Tages-Anzeiger* und *NZZ* bis zu *Pilatus today* und *Oltner Tagblatt*. Selbstverständlich geht es Che Wagner bei «Long Covid» um Kohle, sei doch die «Finanzierung der absehbaren Kostenfolgen bei Arbeitgebern, Taggeldversicherungen, Krankenkassen und bei der Invalidenversicherung ungeklärt». Die Pandemie solcher Rentenansprüche wird die Covid-Pandemie um Jahrzehnte überleben. Schon mein Grossvater pflegte zu sagen: «Als der Kranke genas, war er ärger als zuvor.»

Christoph Mörgeli

## Sollen Wirte klagen?

Unternehmer, deren Geschäfte geschlossen werden, machen die Faust im Sack. So stehen die juristischen Chancen.

Florian Schwab

**R**estaurants ab dem 22. Dezember geschlossen: In einem ersten Reflex hat sich fast jeder Wirt gefragt, ob das überhaupt mit rechten Dingen zugehe. Darf der Bundesrat einfach die Betriebe einer bestimmten Branche schliessen, obwohl gemäss Bundesamt für Gesundheit nur 2,8 Prozent der Corona-Ansteckungen in Restaurants erfolgten? Mit der letzte Woche beschlossenen Verlängerung der Schliessung und mit der Erweiterung dieser Massnahme auf etliche andere Branchen hat die Frage an Brisanz gewonnen.

Die *Weltwoche* hat die rechtliche Situation mit renommierten Wirtschaftsrechtlern besprochen. Die schlechte Nachricht für alle, die mit juristischen Schritten liebäugeln: Die Erfolgsaussichten sind eher bescheiden.

### Massnahme und Wirkung

Am einfachsten wären die Schliessungen anzugreifen, wenn keine ausreichende gesetzliche Grundlage bestünde. In diesem Fall würde das Bundesgericht vermutlich eine «unentschuld-bare Fehlleistung» erkennen und den Ersatz des Schadens anordnen.

Man kann aber dem Bundesrat nicht vorwerfen, die Rechtslage sei ungenügend. Er hat die Verordnungen gestützt auf das Epidemien-gesetz erlassen, und dieses lässt Betriebsschliessungen zu. Artikel 40 erwähnt die Möglichkeit, «Schulen, andere öffentliche Institutionen und private Unternehmen» zu schliessen oder «Vorschriften zum Betrieb» zu verfügen. Unmassgeblich ist, dass es sich dabei um ein relativ neues Gesetz handelt, das erst 2014 in einer Volksabstimmung eher knapp mit

60 Prozent Ja-Stimmen angenommen wurde. Gesetz ist Gesetz.

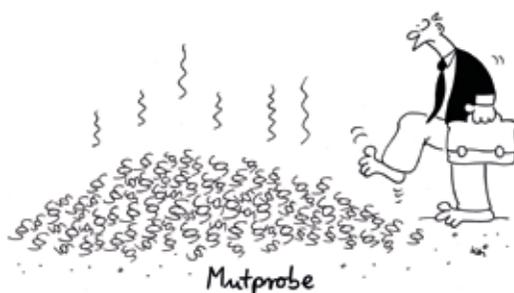
Doch auch bei einer genügenden Rechtsgrundlage ist der Bundesrat nicht ganz frei, wenn er in das verfassungsmässige Recht der Wirtschaftsfreiheit eingreift. Er muss sicherstellen, dass die Massnahmen erstens im öffentlichen Interesse sind – und wohl niemand bestreitet, dass der Schutz vor Covid-19 grundsätzlich im öffentlichen Interesse ist. Eine zweite Anforderung ist die Verhältnismässigkeit: Dieselbe Wirkung darf nicht durch mildere Mittel erzielt werden können und – generell – muss ein vernünftiges Verhältnis zwischen der Massnahme und der Wirkung bestehen.

Wer sich jetzt freut und meint, die Restaurantschliessungen seien offensichtlich unverhältnismässig, urteilt vorschnell. Bei naturwissenschaftlichen und technischen Fragen neigt das Bundesgericht dazu, den Behörden grossen Spielraum einzuräumen. Die Wahrscheinlichkeit, dass die Richter die Schliessungen für unverhältnismässig erklären würden, ist nicht gross.

Wer trotz der ungewissen Erfolgsaussichten den Rechtsweg beschreiten möchte, der müsste das in etwa so machen: Zunächst müsste er eine anfechtbare Verfügung provozieren, indem er beispielsweise sein Geschäft öffnet. Die entsprechende Busse könnte er dann anfechten. Oder er könnte, was deutlich günstiger zu stehen käme, den Erlass einer Verfügung provozieren, indem er von den Behörden eine schriftliche Anordnung zur Schliessung verlangt, und diese dann vor Gericht anfechten.

Das gäbe zwar mit Sicherheit ein Verfahren, das viel Beachtung finden würde. Zu gewinnen gibt es indes wenig. Anders als bei einer ungenügenden Rechtsgrundlage ist es unwahrscheinlich, dass das Bundesgericht bei einer Verletzung der Verhältnismässigkeit Schadenersatz zusprechen würde. Es würde nur die Massnahme aufheben.

Dass sich der Bund bereit erklärt, die Härtefälle teilweise zu entschädigen, ist zwar ein schwacher Trost. Aber gemäss Epidemien-gesetz müsste er nicht einmal das.



# Vertrauen in Behörden im Keller

Personen machen Politik. In der Krise liegen Aufstieg und Fall nahe beieinander.



In Bern jagt eine Pressekonferenz die nächste. Und deshalb findet das Verfertigen der Politik erstmals weitgehend im öffentlichen Raum statt. Kompetenz schafft Vertrauen. Das Vertrauen der Schweizerinnen und Schweizer in den Bundesrat und in die Kantonsregierungen ist im Keller. Dies belegt die neuste Umfrage von Sotomo.

Die Befragten wollen tendenziell nicht weniger, sondern härtere Massnahmen im Kampf gegen das mutierende Virus. Und sie finden mehrheitlich, dass der Bund gegenüber den finanziell direkt und indirekt Betroffenen endlich grosszügiger sein müsste.

Ueli Maurer versteht von Finanzen und Wirtschaft so viel wie von der Anschaffung von Drohnen. Dank ihm und anderen Bauernbürokraten gibt die Schweiz jedes Jahr direkt und indirekt zehn Milliarden für die Struktur-erhaltung im Bereich Landwirtschaft aus. Und genau dieser Ueli Maurer teilt dem Gewerbe, teilt diesem anderen Teil seiner Basis mit, man könne halt nicht alle Betriebe retten.

Die liberale Monika Bütler ist Professorin in St. Gallen. Sie steht eher rechts als links. Als Mitglied der Task-Force versucht sie, in Interviews klarzumachen, dass es im Kampf gegen das Virus keine Gratis-Sandwiches gibt. Und dass es volkswirtschaftlich sinnvoller ist, gegenüber den Betrieben und ihren Angestellten grosszügig zu sein. Was der guten Frau Bütler bisher fehlt, ist die Chuzpe, Ueli Maurer gründlich die Kappe zu waschen. Öffentlich. Würde Wunder wirken.

Im Rückblick wird niemand verstehen, warum Freisinn und SVP Teile ihrer eigenen Basis un-

geschützt im Regen stehenliessen. Besonders weil die Nationalbank auf einer Ausschüttungsreserve von 94 Milliarden Franken sitzt.

Marco Chiesa hat in Sachen Deutsch gewaltige Fortschritte gemacht. Chapeau. Der ehemalige Direktor eines kleinen Altersheims fordert neu Schutzkonzepte für die Alters- und Pflegeheime. Erstens hätte ihm das etwas früher einfallen können. Und zweitens hätte Chiesa zusammen mit den beiden SVP-Gesundheitsdirektionen von Zürich und Bern ein solches längst entwickeln müssen.

Ab dem 19. Dezember 2020, nach der Zulassung des Impfstoffs von Biontech/Pfizer,

*Wo immer Bäumle auftritt, hat er jeweils das neueste CO<sub>2</sub>-Messgerät im Hosensack.*

hätte man blitzschnell in allen Altersheimen impfen müssen. Dann wäre dieses Problem heute bereits gelöst. Weil aufgrund der bisher vorliegenden Studien zwei, drei Wochen nach der ersten Impfung weitgehende Immunität eintritt.

Zwischenstand des Chaos Ende letzter Woche: Im Tessin hat der CVP-Gesundheitsdirektor fast alle Bewohner der Altersheime geimpft. Pierre Alain Schnegg – nomen est omen – in Bern nur 1800 von 13 000. Und Natalie Rickli in Zürich kommt nicht aus den Startlöchern. Warum konfrontierte Sandro Brotz in der *Arena* Chiesa nicht mit diesem SVP-Versagen?

Eine positive Überraschung ist die erst vierzig Jahre alte Genfer Diplomatin Nora Kronig, die mit jedem Interview besser wird. Vor allem verglichen mit unserem Bundesrat, mit unseren Krypto-Impfern. Selbst die NZZ ist schwer beeindruckt.

Auf der richtigen Spur im Kampf gegen zu viele Aerosole ist der grünliberale Nationalrat Martin Bäumle. Wo immer er auftritt, hat er jeweils das neueste CO<sub>2</sub>-Messgerät im Hosensack. Noch darf Bäumle nicht die volle Wahrheit sagen: Restaurants, Schulzimmer, Zimmer in Altersheimen und Spitälern verfügen – obwohl systemrelevant – in aller Regel nicht über genügend frische Zuluft. Deshalb schwirren viel zu viele gefährliche Aerosole stundenlang durch diese Innenräume. Das alles verdanken wir der trägen SIA.

Hier wird ein gewaltiges Auftragspotenzial auf das Schweizer Baugewerbe zukommen. Offenbar auch in Dübendorf, dessen Finanzvorstand Martin Bäumle ist. Der Kollateralnutzen: Hohe CO<sub>2</sub>-Werte in Schulzimmern machen Schülerinnen und Schüler schläfrig und wenig aufnahmefähig. Sanierte Schulzimmer werden die Pisa-Noten der Schweiz nach oben schießen lassen.

Der grüne Alt-Nationalrat Dr. Lukas Fierz fordert – wie Karl Lauterbach in Deutschland –, dass die zweite Impfung etwas nach hinten verschoben wird. Wenn sie recht haben, wäre der Spuk bereits Ende April vorbei.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

---

# Alain Berset und die Medien

Er hat beide Pandemiewellen verschlampt und wirtschaftlich einen Schlamassel angerichtet. Doch die Journalisten feiern ihn als Helden. Wie kommt das?

Hubert Mooser



*Indiskretionen als Medienstrategie?* Landesvater Berset.

Sein Versagen zieht sich wie ein roter Faden durch die Corona-Pandemie. Aber was auch immer Gesundheitsminister Alain Berset an Massnahmen gegen des Coronavirus vortrug und im Bundesrat durchsetzte, etwa den zweiten Shutdown am 13. Januar, der für viele kleine Gewerbetreibende das Aus bedeuten könnte: Nie muss sich Berset heftige Kritik gefallen lassen. Es gibt kaum einen Politiker, der in den Medien so viel Kredit genießt wie der Freiburger. Das hat man inzwischen auch im Parlament registriert – und wie.

Bisher wagt es nur die SVP, ihn offen anzugreifen, wie letzte Woche, als die Partei vom Bundesrat forderte, man solle Berset das Dossier entziehen. Nur wenn die Mikrofone aus-

geschaltet sind, packen auch Politiker aus anderen Fraktionen den Holzhammer aus. Dann wird über Berset gelästert, über seine kurvenreiche Rhetorik während der letzten Monate, über die unsägliche Erpressungsgeschichte mit einer 34-jährigen Frau in der Hauptrolle, die Berset kurzerhand zur Privatsache deklarierte, aber auch über sein Krisenmanagement via ausgewählte Medien und Kanäle.

## Liebe zur Macht

Der SP-Bundesrat ist seit einem Jahr auf Dauersehung und zieht alle Register. Mal spielt er sich königlich auf, um gegen kantonale Fürsten vorzugehen, mal gibt er sich kollegial, wenn er sich mit diesen an einen Tisch setzt. Er tritt als Landesvater auf, wenn er im Medienzentrum

in endlosen Monologen den Ernst der Lage erklärt, um kurze Zeit später den Zwingherrn zu geben, der seine Untertanen zu Disziplin und

*Lange vor Corona hat er angefangen, an seinem Heldenmythos zu stricken*

Verzicht ermahnt. Es ist, als hätte Niccolò Machiavelli das Drehbuch geschrieben.

Dass Berset die Macht liebt und noch mehr die Insignien der Macht, weiss man nicht erst seit Ausbruch dieser Pandemie. Dass er derart eng mit einzelnen Medien zusammenspannt, auch das ist nicht neu. Berset weiss, wie er sich öffentlichkeitswirksam in Szene setzen kann.

Jedes Detail ist genau abgestimmt, der taillierte Anzug, der Borsalino-Hut, der Schmuck am Handgelenk aus Tigeraugen-Perlen, den er bei seinem Medienauftritt im Wallis demonstrativ am Handgelenk trug. Das trägt ihm alles wohlwollende Berichte in der Presse ein.

Lange vor Corona hat er angefangen, an seinem Heldenmythos zu stricken, besonders während seines Präsidentschaftsjahres 2018. Er habe nichts sehnlicher erwartet als diesen Moment, betonten einzelne Mitarbeiter. Er liess sich von einem Fotografen begleiten, der daraus einen Bildband fabrizierte. Solche Aufnahmen sind entscheidend für das positive Image, das der SP-Bundesrat genießt. Denn als Gesundheits- und Sozialminister in den zentralen Dossiers wie der AHV-Revision gelang ihm nicht viel.

Seine Nähe zu einzelnen Medienhäusern bringt ihn jetzt aber in Teufels Küche. In der Corona-Krise gibt es selbst für Bundesbern ungewöhnlich viele Informationslecks. Besonders der *Blick* und die Tamedia-Zeitungen (darunter der *Tages-Anzeiger*) berichten in den Tagen vor jeder Bundesratssitzung regelmässig und ausführlich über Bersets neuste Corona-Knaller. «Das macht es für Bundesräte schwieriger, die Vorschläge zu bekämpfen», findet SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi.

### Spezielles Verhältnis zu *Blick* und *Tagi*

Von den Indiskretionen betroffen ist vor allem das Innendepartement von Bundesrat Berset. Dieser sieht sich selber als Opfer. «Seit Ostern 2020 gibt es kein Papier mehr, das ich in den Bundesrat gebracht habe und das nicht an die Öffentlichkeit gelangt war», klagte er im Gespräch mit dem Journalisten Felix E. Müller, der über ihn ein Buch verfasst hat. Die Stabsstelle des Bundesrats, die Bundeskanzlei, hat das leidige Thema inzwischen laut Bundesratssprecher André Simonazzi aufgegriffen und sich dafür eingesetzt, dass diese Indiskretionen gestoppt werden.

Ob das hilft? Es fällt auf, dass fast immer jene Medien über Bersets Massnahmenpaket im Vorfeld von Bundesratssitzungen detailliert Bescheid wissen, mit denen der Gesundheitsminister ein spezielles Verhältnis pflegt, wie es in Bern heisst, eben *Blick* und die Tamedia-Zeitungen, die ihn vor einigen Monaten auch zum Corona-Helden hochschrieben. So ist Berset einer der Protagonisten in einem vor einigen Monaten von Tamedia-Journalisten verfassten Buch. Der SP-Bundesrat stand dafür über Wochen Red und Antwort – und das während der Bewältigung einer Pandemie. Darum wird in Bern und in den anderen Departementen gemunkelt, es seien Bersets Mitarbeiter, die ihm gefällige Medien bedienen.

### «Inakzeptabel»

Einen ultimativen Beweis dafür gibt es nicht, und SP-Co-Präsident Cédric Wermuth macht

die SVP für die Indiskretionen verantwortlich. Man kann nicht ausschliessen, dass andere Departemente auch mitspielen. Allerdings fragt man sich, welchen Sinn es für die SVP machen sollte, Medien mit Indiskretionen aus Bersets Küche zu füttern, die dem Gesundheitsminister seit einem Jahr fast schon konsequent nach dem Maul schreiben.

Wer lange genug das Verhalten von Bundesräten und ihren Medienberatern verfolgt hat,

### *Berset trommelt selber auch vor Bundesratssitzungen für eigene Geschäfte in der Öffentlichkeit.*

weiss, so wohlwollend wie Bersets Departement mit *Blick* und *Tages-Anzeiger* verfahren. Magistraten und ihre Entourage in der Regel nicht mit Medien und Journalisten, die ihnen mit Indiskretionen in die Parade fahren. Solche Angriffe werden in der Regel sanktioniert, man landet bei Interview-Anfragen auf der Warteliste. Man hat aber nicht den Eindruck, dass *Blick* oder *Tages-Anzeiger* vom Gesundheitsminister abgestraft würden.

Könnte es sein, dass die Indiskretionen zur Corona-Medienstrategie von Bundesrat Alain Berset gehören? Der Kommunikationschef von Berset, Peter Lauener, weist solche Vorwürfe entschieden zurück: «Indiskretionen sind inakzeptabel und verstossen gegen das Gesetz. Sie stören die Entscheidungsfindung des Bundesrats und das Vertrauensverhältnis im Gremium massiv.»

Beobachtet man die Situation über mehrere Wochen, erkennt man eine Art Muster. Berset zeichnet die Situation zuerst in den düstersten Farben, präsentiert sich anschliessend als Er-

reter, kündigt einen Strauss von Massnahmen an, während Journalisten von *Blick* und Tamedia-Zeitungen mit Berichten und Kommentaren das Terrain vorbereiten. Berset trommelt selber auch vor Bundesratssitzungen für eigene Geschäfte in der Öffentlichkeit.

### Immer fein raus

Am 11. Januar, zwei Tage vor der Shutdown-Beratung des Bundesrats, weilte der Gesundheitsminister auf Besuch bei den Lonza-Werken in Visp, wo der Corona-Impfstoff des Pharmaunternehmens Moderna produziert wird. Berset nannte die derzeit sinkenden Zahlen vor den Medien trügerisch, die neue Virusmutation verbreite sich 50 Prozent schneller. Er kündigte eine Verschärfung der Massnahmen an, einen Tag bevor der Bundesrat die Entscheidung fällte. Der Auftritt war in der Corona-Krise kein Einzelfall. Allerdings ist es normalerweise ungewöhnlich, dass ein Bundesrat ein Geschäft vor der Sitzung hinausposaunt.

Der Gesundheitsminister kann sich das leisten. Fast scheint es, als könne nichts über Bersets Medienschicksal entscheiden: weder das Verschlafen der Pandemie in der Anfangsphase noch das fehlende Schutzmaterial oder das Theater um die Nützlichkeit von Schutzmasken noch die Kritik an seinem BAG wegen Kommunikationspannen. Berset zeigte sich als Krisenmanager auch unfähig, andere Massnahmen umzusetzen, statt die halbe Wirtschaft lahmzulegen. Oder die vulnerablen Gruppen (6 Prozent der Bevölkerung) vor dem Virus zu schützen, statt die gesamte Bevölkerung in Geiselhaft zu nehmen. Die Impfkampagne läuft langsam an. Die Covid-App bleibt ein Flop. Nur Berset ist immer fein raus.



«Wer soll über meine Zukunft bestimmen, wenn nicht ich?»

Simone Näpflin  
Leistungsprüferin Erwerbsunfähigkeit  
zum selbstbestimmten Leben



# Was ich mit «Great Reset» wirklich meine

Um mein letztes Buch ist eine Verschwörungstheorie entstanden. Warum eigentlich? Ich plädiere nur für eine Politik, die gegen Risiken wie Pandemien besser vorbereitet ist.

Klaus Schwab

Es gibt viele Missstände, Sorgen und Befürchtungen, die uns alle zutiefst bewegen. Die Welt ist wesentlich emotionaler geworden, und oft nehmen Gefühle die Oberhand über Fakten, anstatt dass Fakten unsere Gefühle zumindest mitbestimmen. In dieser emotionalen und von Angstgefühlen bestimmten Welt ist es ganz natürlich, dass nach Schuldigen gesucht wird.

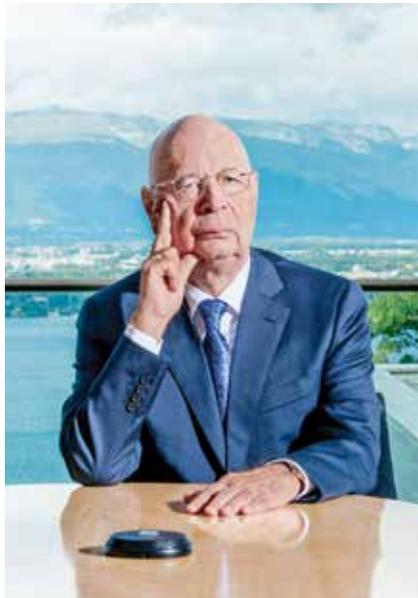
Man muss nur die Verantwortlichen und deren angebliche Beweggründe ausmachen, und schon ist eine Verschwörungstheorie geboren, zum Beispiel: Die Elite will sich die Macht sichern und einen totalitären Staat entwickeln. Der nächste Schritt ist dann der, dass man einem bekannten Vertreter der Elite Worte in den Mund legt, die offensichtlich den Verschwörungswillen bestätigen.

Dann braucht man nur noch die sozialen Medien, um die Verschwörung in die Welt zu posaunen und ein zustimmendes Echo zu erzielen. Viele schmücken dann die Verschwörung noch weiter aus, um sie immer noch plausibler zu machen.

Am besten ist es natürlich, Zitate derjenigen, die man der Verschwörung bezichtigt, aus dem Zusammenhang zu reißen und im Sinn umzugestalten, um damit fabrizierte Beweise zu liefern. Somit hat die Verschwörungstheorie die Gesellschaft infiziert, und selbst diejenigen, die eher skeptisch sind, fühlen sich fasziniert, denn es könnte ja doch wahr sein, vor allem dann, wenn die Botschaft dauernd am Lodern gehalten und durch neue Fake News geschürt wird.

## Böswillig ausgelegt

Genau so ist eine Verschwörungstheorie um mein letztjähriges Buch «Covid-19: Der grosse Umbruch» entstanden, in dem ich ausführe, dass wir einen sogenannten Reset für unsere Politik brauchen, um die Post-Corona-Zeit zu gestalten. Ich beschreibe die Auswirkungen der Pandemie und führe dann lediglich aus, dass wir in Zukunft eine Politik brauchen, die uns gegen Risiken wie neue Viren resistenter macht, die dafür sorgt, dass die Klimaveränderung nicht zu einer globalen Katastrophe führt, und die ge-



«Wir alle haben schon einmal einen Reset unseres Laptops vorgenommen»: Schwab.

währleistet, dass wir auch in Zukunft genügend Arbeitsplätze haben.

Jeder, der dieses Buch liest, sieht, dass es eine Analyse der Folge der Pandemie ist, die grundsätzliche Trends aufzeigt, und nicht ein Rezeptbuch für einen totalen Überwachungsstaat oder ein marxistisches System. Böswillig wurde der Begriff «Reset» als eine gewollte totale Umgestaltung der Gesellschaft ausgelegt.

Wir alle haben schon einmal einen Reset unseres Laptops vorgenommen und wissen, dass wir damit nicht ein völlig neues Programm einleiten, sondern dass wir dem bestehenden Programm die Möglichkeit geben, sich neu zu ordnen. Genau das brauchen wir bei der Gestaltung der Post-Corona-Zeit, nicht eine revolutionäre, neue Weltordnung, sondern eine Anpassung der Politik, um die Herausforderungen der Pandemie und deren langfristige negative Folgen zu bewältigen.

Ich sehe schon, was mir bei der Veröffentlichung meines Buches «Stakeholder Capitalism» nächste Woche passieren wird. Verschwörungspostel auf der linken Seite werden sich auf das Wort «Kapitalismus» konzentrie-

ren und eine Legende daraus schmieden, dass ich letztlich eben doch ein Erzkapitalist sei, der sich mit den Stakeholdern ein Feigenblatt umhänge. Die von ganz rechts werden sich an den Stakeholdern stören und die Verschwörungstheorie anheizen, dass ich ein verkappter Marxist sei. Dabei geht es mir darum, zu zeigen, wie gesellschaftliche Verantwortung und freie Marktwirtschaft kombiniert werden können.

## Gefahr für die Demokratie

Verschwörungstheorien infizieren wie gesagt unsere Gesellschaft und untergraben letztlich das Vertrauen in alles, was etabliert ist, nicht nur in Eliten, sondern auch in Parteien und Institutionen. Verschwörungstheorien sind eine Gefahr für die Demokratie, aber um sie zu bekämpfen, sollten wir uns nicht auf die Symptome, sondern auf die Ursachen konzentrieren.

Wir müssen Meinungsfreiheit und Meinungsverschiedenheiten akzeptieren, selbst wenn wir gewisse Meinungen für absurd halten. Wir dürfen auch nicht die Sprachrohre dieser Meinungsfreiheit – wie Twitter, Facebook und Co. – unterdrücken, wenn wir von der Mündigkeit und Entscheidungsfreiheit aller Bürgerinnen und Bürger ausgehen.

Wir müssen jedoch Schranken setzen, wenn Hass gepredigt oder zu Gewalt aufgerufen wird, und für eventuelle Konsequenzen muss ein unabhängiger Rechtsweg bestehen. Aber wenn wir die Infizierung unserer Demokratien reduzieren wollen, müssen wir die Ursachen der Emotionalisierung und der damit verbundenen Polarisierung beseitigen.

Dies bedeutet die Bewältigung der Pandemie, die Wiederherstellung einer wachsenden Wirtschaft ohne Angst vor Jobverlusten und die Beseitigung der Angst, dass Umweltschäden letztlich unsere Lebensqualität bedrohen. Das sind genau die Themen, für die ich mich in meinen Büchern und in meiner Tätigkeit einsetze.

Klaus Schwab ist Professor, Chairman und Gründer des Weltwirtschaftsforums sowie Autor des neu erscheinenden Buchs: «Stakeholder Capitalism: A Global Economy that Works for Progress, People and Planet» (Wiley Verlag, Januar 2021).

# Eliten gegen Graswurzeln

Die einen Politbewegungen gelten als Helden der Demokratie, die anderen leben sie vor.



Die Operation Libero ist gerettet. Noch im Dezember sah es finanziell düster aus, doch dank einem gutplatzierten und medial kräftig unterstützten Bettelauftritt klingelten alsbald die Kassen. Nun ist die Polittruppe wieder flüssig und kann ihre Kampagnen weiterführen. In den letzten Monaten hat sich die Bewegung zwar etwas verlaufen, sich wegen der Konzernverantwortungsinitiative bei der EU-begeisterten Wirtschaft, von der sie sonst gehätschelt wird, etwas unbeliebt gemacht, doch ihre Hauptziele sind unverändert: Es geht um den Kampf für mehr Europa und gegen die Erzfeindin SVP.

Die Libereros werden in der Schweiz gerne als moderne demokratische Kraft verklärt. Sie erfüllen die Sehnsüchte so vieler Schweizer, die gerne kosmopolitisch und nicht national ausgerichtet sein wollen und denen Europa zu weit weg und das eigene Land zu klein ist. Man kann die Bewegung allerdings auch nüchterner charakterisieren: als Vereinigung von mehr oder weniger jungen Akademikern, die sich als intellektuelle Vorreiter sehen und in Verwaltung, Universitäten, internationalen Organisationen (und auch Medien) unter ihresgleichen die Staatspolitik gestalten möchten. Es sind, anders gesagt, zum Gutteil elitäre Technokraten.

Bei den Libereros kommt mir immer ein Europa-Sommerseminar einer grossen deutschen Stiftung in den Sinn, zu dem ich vor Jahren eingeladen war und wo mehrere Tage lang über die Zukunft der EU diskutiert wurde. Dass die meist jüngeren Teilnehmer, allesamt gebildet und beruflich ambitioniert, für ein grosses Europa und für eine möglichst star-

ke politische Integration eintraten, war nicht wirklich erstaunlich. Die Herablassung, ja die offene Verachtung, die sie gegenüber dem Volk und der Volksmitsprache an den Tag legten, überraschte mich dann aber doch. Die Bürger seien politisch zu unreif, zu ignorant oder zu rebellisch, um zu verstehen, was gut für sie sei, hiess es an den Tischrunden unverblümt. Deshalb solle man sie gar nicht erst befragen, zu

*Das politische Europa ist ein Gebilde von und für Eliten – es ist ein Gebilde für die Libereros.*

Europa schon gar nicht, sondern lediglich alle paar Jahre ihre Vertreter wählen lassen – das sei Mitsprache genug.

Dort, im Kreis der aufstrebenden europäischen Karrieristen, von denen heute so einige an einflussreichen Posten sitzen dürften, wurde überdeutlich klar: Das politische Europa ist in erster Linie ein Gebilde von und für Eliten – es ist ein Gebilde für die Libereros. Wen es nach Europa und nach europäischer Integration drängt, für den ist das Volk bloss hinderlich. In der Schweiz hütet man sich davor, das öffentlich zu sagen, das würde nicht goutiert, doch es ändert nichts daran: Das Ziel Europa, das EU-Freunde wie die Libereros anvisieren, bedeutet den Abschied von der Bürgerdemokratie im Stil der Schweiz.

In diesen Wochen ist es eine andere, eine neue Bürgerbewegung, die viel Aufmerksamkeit erregt und in der erdrückenden Corona-Atmo-

sphäre für ein frisches Lüftchen sorgt: der Verein «Freunde der Verfassung». Die bunt zusammengesetzte Gruppe, die man als eine Art Graswurzelbewegung bezeichnen kann, hat Bemerkenswertes geleistet und innert Kürze das Referendum gegen das für dringlich erklärte Covid-19-Gesetz und die behördliche «Pandemie-Willkür», wie sie es nennt, zustande gebracht.

Sie, die Verfassungsfreunde, machen damit möglich, was in den ganzen langen Coronamonaten gefehlt hat: dass die Bürger mit einer Volksabstimmung die Gelegenheit erhalten, sich zur teils erratischen und mit gewaltigen Folgeschäden verbundenen Krisenbewältigung zu äussern sowie zu den einmaligen Freiheitsbeschränkungen, die ihnen der Bundesrat aufzwingt. Dass eine breite demokratische Auseinandersetzung stattfinden kann, ist umso wichtiger, weil sich das eidgenössische Parlament seit geraumer Zeit praktisch abgemeldet hat und die Corona-Politik bereitwillig der Regierung überlässt.

Die Verfassungsfreunde werden derzeit von Parteien und Medien noch etwas misstrauisch beäugt. Wo sie politisch einzuordnen sind und ob ihre Bewegung irgendwelche Untiefen aufweist, ist noch nicht klar. Doch unabhängig davon, wer zu den Verfassungsfreunden gehört oder wohin sich die Gruppe in der Zukunft entwickeln wird: Wer den Durchgriff des Staates und die unheimliche Macht der Exekutive kritisch betrachtet und dem Volk eine offene Debatte über Sinn und Unsinn des autoritären Corona-Regimes ermöglicht, macht sich um die Demokratie verdient.

# «Er wird sich nicht zurückziehen»

Trumps Botschafter und Freund Ed McMullen über die Leistungen des Präsidenten und warum die schweizerisch-amerikanische Freundschaft heute so eng ist wie seit Jahrzehnten nicht.

Urs Gehriger und Roger Köppel

**U**S-Botschafter Edward T. McMullen hat seinen Posten kurz vor der Inauguration Joe Bidens als 46. US-Präsident verlassen. Drei Jahre amtierte der enge Freund Donald Trumps in Bern. Durch seine Vermittlung fanden eine Rekordzahl von Treffen auf höchster politischer Ebene statt. Obwohl die meisten Schweizer Medien und Bürger Trump als Präsidenten kaum Positives abgewinnen können, sind das bilaterale Verhältnis und die Handelsbeziehungen heute so tief wie kaum zuvor. Kurz vor seiner Abreise zog er bei einem Fondue Bilanz und versprach: «I will be back.»

**Weltwoche:** Die letzten Tage von Donald Trumps Präsidentschaft waren turbulent. Einige seiner Anhänger haben das Kapitol gestürmt. Dem Präsidenten wird vorgeworfen, zur Gewalt angestachelt zu haben. Wie würden Sie als Trumps Botschafter den Schweizern erklären, was in den Vereinigten Staaten passiert ist?

**Edward McMullen:** Als Diplomat unterliege ich dem Hatch Act aus dem Jahr 1939. Demnach darf ich als Botschafter nicht über Kampagnen sprechen. Was ich jedoch sagen kann: Die Demokratie in den Vereinigten Staaten erweist sich als lebendig und solide, trotz einer Gruppe von Randalierern, die versucht hat, sie zu behindern. Der Kongress setzte seine Arbeit verfassungsgemäss fort und bestätigte den Wahlsieg von Joe Biden. Die Leute, die diesen Prozess zu sabotieren versuchten, werden dafür bezahlen und ins Gefängnis kommen.

**Weltwoche:** Trump ist soeben zum zweiten Mal angeklagt worden. Seine Gegner wollen dafür sorgen, dass er nie wieder ein Regierungsamt bekleiden darf. Erleben wir gerade das letzte Kapitel von Donald Trump als politischer Figur?

**McMullen:** Nach dem Impeachment gegen Richard Nixon dachte jeder, dies sei sein Ende, dennoch wurde er später ein sehr weiser Berater in Sachen Aussenpolitik. Auch bei Bill Clinton dachte jeder, das Impeachment sei das Ende von dessen Karriere. Er hat trotzdem eine Stiftung gegründet, die weltweit Grosses geleistet hat. Präsident Trump wird sich nicht in eine Ecke verkriechen, am Daumen lutschen oder grü-

beln. Er wird sich auf das konzentrieren, was seiner Ansicht nach wichtig ist für das Land. Ich rechne fest damit, dass er, wie alle Präsidenten vor ihm, auch ausserhalb des Weissen Hauses eine Aufgabe haben wird.

**Weltwoche:** Die Schweiz und die USA haben noch nie so viele hochrangige Treffen gehabt wie unter Ihnen als Botschafter. Der Präsident hat die Schweiz gleich zweimal besucht. War es Ihre Freundschaft mit Donald Trump, die zu dieser bemerkenswerten Zahl von «historischen Premieren» beigetragen hat?

**McMullen:** Donald Trump hat die Schweiz gekannt, bevor er Präsident wurde. Er liebt das Land und hat die Rolle der Schweiz in der wirtschaft-

*«Die Demokratie in den USA ist solide, auch wenn Randalierer versuchten, sie zu behindern.»*

lichen Entwicklung, in Investitionen, im Handel, im Bankwesen, in der Innovation, in der Technologie auf eine Weise erkannt, wie es nur wenige Präsidenten vor ihm getan haben.

**Weltwoche:** Was war Ihre persönliche Rolle bei der Umsetzung dieser Vision?

**McMullen:** Als ehemaliger Young Leader der American Swiss Foundation kannte ich die Schweiz bereits ziemlich gut, als ich nach Bern kam. Ich hatte ein fantastisches Team in der Botschaft, das sich voll und ganz der Mission verschrieben hatte, diese Beziehung auf höchster Ebene zu verbessern. Ich wollte alle Ebenen der Schweizer Gesellschaft einbeziehen. Ich habe die ganze Schweiz besucht, von den höchsten Bergen bis zu den tiefsten Tälern und überall dazwischen, und ich habe jede Minute davon geliebt. Die Schweiz ist ein Diamant inmitten von Europa. Es gibt einige Länder, die ihre Probleme haben, weil sie in der Europäischen Union sind. Sie sprechen nicht als souveränes Land. Die Schweiz ist in der Lage, ihre Grösse, ihre Vision, ihre Ähnlichkeiten mit den Vereinigten Staaten wirklich zu artikulieren. Ich denke, das ist der Grund, warum Klaus Schwab zu mir kam und sagte: «Wir würden wirklich gerne den Präsi-

den beim Weltwirtschaftsforum in Davos haben. Glauben Sie, dass sich das organisieren lässt?»

**Weltwoche:** Wir behaupten, Sie hatten den härtesten Job, den ein Botschafter je hatte. Sie vertraten den umstrittensten Präsidenten der jüngeren Geschichte. Und Sie waren mit einer extrem voreingenommenen Presse konfrontiert.

**McMullen:** Ich behaupte, dass ich einen der besten Jobs aller Botschafter in Europa hatte. Denn die Schweizer, die ich kenne, sind sehr fair, sehr neutral und aufgeschlossen. Sie nehmen nicht alles für bare Münze. Sie sind sehr wissbegierig, und sie wollen Fakten. Bei meinen Gesprächen mit Schweizern aus allen Gesellschaftsschichten habe ich viele getroffen, die den Präsidenten nicht mochten, und viele, die ihn mochten. Aber die meisten erkannten, dass unsere Politik gut für sie und für ihr Land ist.

**Weltwoche:** Was war das grösste Vorurteil, mit dem Sie sich herumschlagen mussten?

**McMullen:** Ich glaube, das Schwierigste in den letzten drei Jahren war die Vorstellung, dass ein Präsident über Twitter kommuniziert. Es gibt eine Menge Leute, die ihm gesagt haben, er solle die Finger von den Twitter-Tasten lassen. Jeden Tag gab es Leute, die mich dazu drängten: «Sag ihm, er soll aufhören zu twittern!»

**Weltwoche:** Haben Sie ihn gebeten, mit dem Tweeten aufzuhören?

**McMullen:** Nein, nein. Während des Wahlkampfes 2016 hatte ich ihm gesagt, dass ich das sehr unorthodox fände. Ich bin ein PR-Werbetyp. Aber er war überzeugt, dass das sein Mittel der direkten Kommunikation sein würde und ein Vehikel, das er nutzen und ausbauen wollte. Heute benutzt jeder Führer in der Welt Twitter, auch die iranischen Mullahs.

**Weltwoche:** Nur Trump nicht mehr. Twitter hat ihn gerade für immer verbannt. Wird er auf eine andere Plattform wechseln?

**McMullen:** Ich habe keine Ahnung. Ich befasse mich nicht mit diesem Thema.

**Weltwoche:** Vier Jahre las man über Trump fast nur Schlechtes. Was sind seine grössten Errungenschaften als Präsident?

**McMullen:** Ich glaube, es braucht nicht viel, um zu erkennen, dass Amerika vor Covid, und



«Die Schweiz ist ein Diamant inmitten von Europa»: US-Diplomat McMullen in seiner Berner Residenz.

sogar nach Covid, eine enorme Wirtschaftsleistung zeigte. Trumps Team war bestrebt, die Wirtschaft anzukurbeln, die Investitionen zu steigern, Arbeitsplätze zu schaffen, und das ist ihm gelungen. Das Wunderbare ist, dass er es geschafft hat, Afroamerikaner und hispanische Frauen zu beschäftigen – Minderheiten, die von früheren republikanischen Regierungen im Allgemeinen nicht beachtet worden waren. Die Arbeitslosigkeit fiel auf den niedrigsten Stand in der Geschichte. Der Aktienmarkt war auf dem höchsten Niveau der Geschichte. Die zweite Sache, auf die ich sehr stolz bin: Seine Regierung hat vier Jahre lang keinen einzigen Krieg begonnen. Die ursprüngliche Erwartung war, dass Trumps Ära ein kriegerisches Desaster werden würde. Aber dieser Präsident hat alles getan, was er konnte, um Krisen einzudämmen. Das ist eine grosse Stärke, von der ich glaube, dass er damit in die Geschichte eingehen wird.

**Weltwoche:** Wie hat Trumps Erfolgsbilanz zur Vertiefung der schweizerisch-amerikanischen Beziehungen beigetragen?

**McMullen:** Wenn ich mit Geschäftsleuten in der Schweiz spreche und sie frage: «Was hat Sie dazu gebracht, plötzlich auf diese Administration aufzuspringen, um zu investieren?», lautet die Antwort unweigerlich: «Niedrigere Steuern, weniger Regulierung.» Ein perfektes Beispiel für diese Erfolgsstrategie: Die Schweiz ist bei Direkt-

investitionen in den USA von Platz acht auf Platz sechs aufgestiegen. Niemand hätte je gedacht, dass dies passieren könnte.

**Weltwoche:** Was hat die Schweiz im Gegenzug bekommen?

**McMullen:** Die meisten Einnahmen, die aus Geschäften von Schweizer Firmen in den USA stammen, fliessen zurück in die Schweiz. Ausserdem sind die Investitionen der Vereinigten Staaten in der Schweiz auf eine Viertelmilliarde Dollar geklettert. Das ist beispiellos.

**Weltwoche:** Eines Ihrer grossen Ziele als Botschafter war die Aushandlung eines Freihandelsabkommens. Eine ganze Weile ging es vorwärts, doch vor etwa einem Jahr blieb man plötzlich stecken. Was ist passiert?

**McMullen:** Normalerweise dauert es über zehn Jahre, um ein Freihandelsabkommen auszuhandeln. Als Präsident Trump 2018 nach Davos kam, führten die Bundesräte Alain Berset und Johann Schneider-Ammann erfolgreiche Gespräche mit ihm. Sie sagten dem Präsidenten: «Wir wollen ein Handelsabkommen.» Er war interessiert. Wir fingen an, den Ball vorwärtszuspielen. Bis Januar 2020 hatten wir grosse Fortschritte gemacht. Der Präsident kam zurück nach Davos. Er reiste mit der grössten Delegation von Fachleuten in der Geschichte der Schweiz an, um hochkarätige Gespräche zu führen.

**Weltwoche:** Wie wir aus zuverlässigen Quellen wissen, hat die damalige Bundespräsidentin, Simonetta Sommaruga, die Gesprächszeit in Davos ausgiebig dafür verwendet, um vor Trump ihre Sicht der Klimapolitik auszubreiten, auf Kosten der Diskussion über das Handelsabkommen.

**McMullen:** Um fair zu sein gegenüber Frau Sommaruga muss ich festhalten, dass die Schweizer Delegation gemeinsam eine Agenda zusammengestellt und uns im Voraus darüber informiert hat. Das Gespräch kam gut voran. Als wir uns dem Ende näherten, wollte sie unbedingt auf ihren Punkt kommen. Ich hätte es gerne gesehen, wenn sich die ganze Sitzung nur um das Thema Handel gedreht hätte, aber andere waren der Meinung, dass einige Gesprächsteilnehmer noch andere Dinge vortragen wollten. Wer waren wir denn, das in Frage zu stellen? Jeder verliess das Treffen mit dem Gedanken, dass wir auf dem richtigen Weg waren. Als nächsten Schritt planten wir, unsere Verhandlungsführer zusammenzutrommeln. Dann kam Covid.

**Weltwoche:** Hat Covid das Freihandelsabkommen gekillt?

**McMullen:** Nein, Covid hat es nicht gekillt, bloss aufgeschoben.

**Weltwoche:** Sie haben den ersten Besuch eines Schweizer Präsidenten im Oval Office überhaupt ermöglicht. Wie war die Chemie zwischen den beiden Staatsoberhäuptern? >>>

**McMullen:** Anfang 2019 erwähnte der damalige Bundespräsident Ueli Maurer mir gegenüber, dass es schade sei, dass noch nie ein Schweizer Präsident im Oval Office gewesen sei. Ich konnte es kaum glauben. Ich erwähnte es gegenüber Präsident Trump, und er sagte, das müssen wir sofort ändern. Drei Wochen später war Ueli Maurer im Oval Office. Ich war an der Eingangstür des Weissen Hauses, als Maurer mit der Limousine vorfuhr. Er kam durch die Tür, und der Präsident sagte: «Ueli, schön, Sie zu sehen.» Maurer erwiderte: «O Donald, es ist so schön, Sie zu sehen.» Trump führte ihn ins Oval Office, wir setzten uns, und sie begannen zu scherzen.

**Weltwoche:** Wie wir erfahren haben, drehte sich ein Witz um einen berüchtigten Vorfall aus der Ära Bill Clinton, bei dem es um eine Praktikantin und den Schreibtisch im Oval Office ging.

**McMullen:** Nun, ich werde nicht sagen, was wir im Oval Office besprochen haben. Der Präsident hat die Schweiz für ihre Politik gelobt. Dann gingen wir fachspezifisch ins Detail.

**Weltwoche:** Bei dieser Gelegenheit machte die Schweiz, die kaum je im Fokus der internationalen Nachrichten steht, Schlagzeilen auf CNN. Was war passiert?

**McMullen:** Nun, das war eine der enttäuschendsten Erfahrungen meiner Amtszeit. Ich wachte auf und schaute einige Nachrichtensender. CNN strahlte eine Meldung aus, laut der «Quellen im Weissen Haus berichten, der Präsident der Schweiz werde ins Weisse Haus gerufen, um den Iranern eine Botschaft zu überbringen». Ich sass da und dachte: «Ich kann nicht glauben, dass mein Treffen, das sich um den Freihandel drehen sollte, durch ein anderes Treffen ersetzt wird.» Ich ging früh zum Präsidenten ins Oval Office. Ich sagte: «CNN berichtet, dass wir jetzt über den Iran sprechen werden.» Er sagte: «Worüber reden Sie?» Ich sagte: «Nun, wir wollten doch über Freihandel und andere Geschäftsangelegenheiten mit der Schweiz sprechen.» Er sagte: «Das ist die Agenda. Darüber werden wir reden.» Nicht ein einziges Mal kam der Iran zur Sprache – mit der Ausnahme, dass wir der Schweiz für ihre Arbeit als Schutzmacht im Iran unseren grossen Dank aussprachen.

**Weltwoche:** CNN verbreitete Fake News?

**McMullen:** Komplette Fake News. Es war das erste Mal, dass ich selbst erlebte, dass «Quellen innerhalb des Weissen Hauses» zitiert wurden, die total falsch waren. Die Realität ist, dass es eines der erfolgreichsten Treffen war, das wir in den drei Jahren, in denen ich hier bin, hatten. Es wurde damit Geschichte geschrieben, und ich bin sehr stolz darauf, dass ich eine Rolle dabei gespielt habe.

**Weltwoche:** Ein weiterer Punkt, der für die Schweiz wichtig ist, ist die Währungsmanipulationsliste. Die Schweizerische Nationalbank steht nun als Währungsmanipulatorin auf der schwarzen Liste. Warum konnte das nicht gestoppt werden?

**McMullen:** Das Problem ist: Wir haben einen vierzig Jahre alten Bericht des Kongresses, der die Botschaften auf der ganzen Welt beauftragt, die Daten über Währungen zu sammeln. Er stammt aus der Zeit, als die Japaner in den achtziger Jahren ihre Währung manipulierten. Als Covid auftauchte, wusste die Schweiz, dass sie deswegen auf die Liste kommen würde. Wir sprachen mit dem Finanzministerium. Wir versuchten zu versichern, dass die Schweiz, die nicht absichtlich ihre Währung manipuliert, um die Währung der restlichen Welt zu untergraben, ein Opfer ihres eigenen Erfolgs ist und in Krisenzeiten von vielen finanziell als sicherer Hafen angesteuert wird. Auf der Liste der Währungsmanipulatoren zu stehen, hat keine Auswirkungen. Es gibt keine Sanktionen. Es gibt kein Urteil, das negativ ausfällt. Ich habe versucht, dies von jedem Berggipfel zu schreien. Es war nicht die Entscheidung unserer Regierung. Der Kongress sollte vielleicht über die Bücher gehen und diesen Bericht tatsächlich neu ausarbeiten.

**Weltwoche:** Sie haben vor Ihrer Zeit als Botschafter sehr erfolgreich geschäftet. Können Sie den Unterschied zwischen der Schweizer und der amerikanischen Geschäftsmentalität erklären?

**McMullen:** Die Schweizer neigen im Geschäftsleben zum Perfektionismus. Man darf nichts falsch machen. Scheitern wird als schrecklich und schlecht angesehen. Der amerikanische Unternehmer hingegen sagt: «Ich werde einiges gewinnen. Ich werde einiges verlieren. Und ich werde aus den Fehlern lernen, die ich gemacht habe, und niemals aufgeben.» Doch ich stelle einen Wandel fest. Immer mehr Schweizer Unternehmer sehen ihre Misserfolge als Chance, um daraus zu lernen. Sie sind nicht mehr so hart zu sich selbst. Das finde ich wirklich ermutigend.

**Weltwoche:** Kehren Sie nun der Schweiz für immer den Rücken?

**McMullen:** Nein. «I will be back». Meine Frau und ich haben uns in die Schweiz verliebt. Wir suchen ein Refugium an einem See mit Sicht auf die Alpen inmitten der Weinberge. Wir hoffen, noch vor Ende des Jahres etwas passendes zu finden.

**Weltwoche:** Eine letzte persönliche Frage: Hätten Sie Donald Trump angesichts der turbulenten Ereignisse geraten: «Halten Sie keine Rede in Washington vor einer grossen Menschenmenge an dem Tag, an dem der neugewählte Präsident Joe Biden offiziell bestätigt wird!»?

**McMullen:** Mein Job war es, den Präsidenten in Sachen bilaterale Beziehungen zwischen den USA und der Schweiz zu beraten. Ich bin stolz auf mein Team in der Botschaft und auf das, was wir geleistet haben, und ich würde es dem Präsidenten überlassen, die politischen Entscheidungen zu treffen. Ich danke Gott, dass ich das nicht tun musste.

Das ausführliche Interview auf Englisch auf [www.weltwoche.ch/International](http://www.weltwoche.ch/International)



## INSIDE WASHINGTON

### Reisefreiheit à la Biden

Gerade mal vor viereinhalb Jahren gelobte der damalige Kandidat Donald J. Trump, dass er eine «grosse, schöne Mauer» entlang der Südgrenze der USA zu Mexiko bauen würde. «Niemand baut bessere Mauern als ich, glauben Sie mir», kündigte der Immobilienmagnat an. «Bumm. Bing. Erledigt. Weitermachen.»

Nun, da er in seine Festung «Mar-a-Lago» in Palm Beach, Florida, abgereist ist, hinterlässt Trump 453 der versprochenen 1000 Meilen Bollwerk. Weitere 285 Meilen sind im Bau. Die illegale Migration ist auf einen Bruchteil geschrumpft.

Wie aufs Stichwort hat sich – eine politische Gelegenheit witternd – nun eine gewaltige Karawane aus Honduras auf den Marsch in Präsident Joe Bidens Amerika gemacht. Zweitausend Migranten haben bereits die Grenze zu Guatemala durchbrochen, 7000 weitere sind auf dem Weg.

Angesichts der sich auftürmenden Welle zittert die neue Regierung. Ein hochrangiger Beamter der Übergangsregierung sagte NBC News, man bitte die erhofften künftigen Wähler um Geduld: «Hilfe und Hoffnung sind auf dem Weg.»

Das gilt allerdings nicht so sehr für hoffnungsfreudige Touristen aus Grossbritannien, Brasilien und der EU. Das Biden-Team bremst Trumps Plan, Corona-Reisebeschränkungen nächste Woche aufzuheben. Wie die neue Pressesprecherin des Weissen Hauses, Jen Psaki, auf Twitter – mittlerweile Trump-frei – erklärte: «Da sich die Pandemie verschlimmert und weitere ansteckende Varianten auf der ganzen Welt auftauchen, ist dies nicht der richtige Zeitpunkt, um die Einschränkungen für internationale Reisen aufzuheben [...] Wir planen vielmehr, Gesundheitsmassnahmen rund um internationale Reisen zu verstärken.»

Sollte es sich bei diesen Reisen zufällig um Schmugglerrouden südlich der Grenze handeln, hält man sich an Trumps Worte: «Bumm. Bing. Erledigt. Weitermachen.»

Amy Holmes

# Willkommen in der Foto-Apartheid

Darf eine weisse Chefredaktorin eine schwarze Politikerin in Turnschuhen zeigen?  
Dürfen weisse Fotografen schwarze Promis ablichten?

Peter Rothenbühler

Nach dem Sturm auf die «Zitadelle der Demokratie» folgte letzte Woche der Sturm auf die Zitadelle der Mode, das Modemagazin *Vogue*. Diesmal kam der Angriff von Schwarz und links. *Vogue*-Chefin Anna Wintour, auch «Päpstin der Modewelt», «Nuclear Anna», «Teufel» oder «Stalin auf Stiletto» genannt, wird angeklagt, eine farbige Frau erniedrigt zu haben.

Corpus Delicti ist das Februar-Cover, das die gewählte Vizepräsidentin Kamala Harris zeigt, die sich für das Fotoshooting zweimal angezogen hat. Einmal lässig: schwarzer Blazer, weisses T-Shirt, knöchellange dunkle Hose und Chuck-Taylor-Converse-Sneakers, ihre modische Signatur in der Wahlkampagne. Für den Hintergrund wählte sie Rosa und Grün, die Farben der ersten afro-amerikanischen Studentinnenvereinigung Alpha Kappa Alpha.

## Aufgehellt, damit ausgelöscht

Einmal formeller, im puderblauen Michael-Kors-Anzug mit Goldhintergrund. Wintour fand die erste Aufnahme fürs Titelbild «besser, fröhlicher, optimistisch und entspannter». Das Bild hat der schwarze Fotograf Tyler Mitchell geschossen, der schon Beyoncé für die September-*Vogue* 2018 abgelichtet hatte. Wintour dementierte Meldungen, laut denen mit dem Harris-Team abgemacht worden sei, das formellere Bild komme aufs Cover: So etwas macht eine Diktatorin nie. Harris selbst hat keinen Kommentar zum Shitstorm abgegeben.

Ein lockerer Anzug passe nicht zu einem «historischen *Vogue*-Cover von der ersten Frau und ersten farbigen Frau als Vizepräsidentin», hiess es in der *Washington Post*, ihre Hautfarbe sei aufgehellt, damit ausgelöscht worden, sie komme billig rüber, man habe ihr den Respekt verweigert, schrieb *Post*-Redaktorin Robin Givhan: «Das Bild ist zu familiär. Es gehört



Corpus Delicti: *Vogue*-Cover, Februar 2021.

nicht aufs Cover, *Vogue* hat dieser Frau die Rosen gestohlen.»

Nichts auf dem Bild mache «wow» – «aber genau das wünschen sich schwarze Frauen, einen bewundernden <Wow-Effekt> für das, was sie geleistet haben». Ihre Kollegin von der gleichen Zeitung, Chefredaktorin Karen «Openly Black» Attiah (so nennt sie sich), schrieb: «Wir brauchen nicht eine verkleinerte, nahbare Harris, die Sneakers trägt, sondern eine kompetente, befehlende Frau, die vizepräsidiale Macht ausstrahlt.»

Wenn sich selbst Stalin entschuldigen muss, ist die Welt in Schiefelage. Wintour beteuerte, es sei nie ihre Absicht gewesen, den unglaublichen Erfolg der Vizepräsidentin zu mindern. «Wir haben einfach stark gefühlt, dass das weniger formelle Bild den Moment, in dem

wir leben, besser wiedergibt.» Der Schriftsteller Wajahat Ali schimpfte, die Wintour habe sicher nicht viele schwarze Freunde.

Dabei war die rechte Hand des «Teufels» von 1983 bis 1995 ausgerechnet der schwarze Moderedaktor und Kreativdirektor André Leon Talley gewesen. Und *Vogue* hat viele schwarze Persönlichkeiten auf dem *Vogue*-Cover gebracht, von Tina Turner über die Obamas (Michelle mehrmals), Denzel Washington, Viola Davis, Beyoncé bis Chris Rock.

Zuletzt war die weltbeste, schwarze Gymnastin Simone Biles im August 2020 auf dem Cover, fotografiert von einer der Besten ihres Faches, von Annie Leibowitz, einer weissen Frau. Sehr zum Missfallen der Gründerin der «Black Women Photographers», Polly Irungu, die in diversen Kolumnen eine Art fotografische Apartheid fordert: «Kann sich denn *Vogue* nicht eine schwarze Fotografin leisten, die besser weiss, wie man eine schwarze Haut belichtet?», polemisierte sie.

## «Ich hasse dieses Bild»

Weisse Frauen sollten nur weisse Frauen fotografieren, schwarze Frauen sollten nur von schwarzen Frauen aufgenommen werden. Ein ironischer Twitterer meinte: «Und Katzen nur von Katzen, oder wie?» Auch Morriگان McCarthy, Fotoredaktorin der *New York Times*, verriss das Bales-Bild: «Ich hasse dieses Bild, ich hasse es, dass *Vogue* nicht einen schwarzen Fotografen beauftragt hat.»

Jetzt kann man sich fragen, ob die hässigen Frauen es schwarzen Fotografinnen verzeihen werden, wenn sie dem Wunsch ihrer schwarzen Modelle stattgeben werden, beim Shooting ihre Haut etwas aufzuhellen. Viele Hellhäutige wollen gebräunt, viele Dunkelhäutige aufgehellt werden. Das ist die Realität, auch in Zeiten der Foto-Apartheid.

# Freigeister, vom Establishment geweckt

Verfemt und ignoriert von Politik und Medien, haben sich die «Freunde der Verfassung» in Rekordzeit zur Referendumsmacht gemausert.

Alex Baur

Gemäss dem Rapport der Kantonspolizei Bern hatten sich am 12. Januar «+/-30 Personen» auf dem Bundesplatz zur Einreichung von über 80 000 Unterschriften für das Referendum gegen das Covid-19-Gesetz eingefunden. Obwohl es um ein Anliegen ging, das die Nation seit bald einem Jahr spaltet, war kein einziger Medienvertreter vor Ort. Die in voller Krawallmontur angerückte Polizei machte kurzen Prozess. Kaum waren die Unterschriften deponiert, wurde das nicht ordentlich vermummte Grüpplein eingekesselt und «wegen Gefährdung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung» mit einem Rayonverbot samt Bussandrohung belegt. Der friedliche Haufen nennt sich «Freunde der Verfassung».

## «Fast surreal»

Nur zwei Tage später standen dieselben Leute erneut vor der Bundeskanzlei. Diesmal reichten die «Freunde der Verfassung» 55 000 Unterschriften gegen das neue Anti-Terror-Gesetz ein, die sie über die Festtage nebenbei schnell gesammelt hatten. Diesmal waren statt der Polizei die üblichen Journalisten zugegen, SRF inklusive. Eigentlich war dieses Referendum von den Linksparteien lanciert worden. Nachdem das Volksbegehren Anfang Dezember mit lediglich 18 000 Unterschriften zu scheitern drohte, griffen die Verfassungsfreunde den etablierten Kräften spontan unter die Arme.

«Das ist fast surreal», murmelte die *Aargauer Zeitung*, die das Potenzial der Verfassungsfreunde als praktisch einziges etabliertes Medium schon früher erkannt hatte. Zwar rapportierten sporadisch auch andere Redaktionen. Doch es entstand dabei stets der Eindruck, als handelte es sich bei den «Freunden der Verfassung» um eine wirre, nicht ernstzunehmende Truppe von Verschwörungstheoretikern aus der «obskuren Welt der Impfstopp-Initianten» (NZZ) und «Corona-Leugner» (*Sonntagsblick*).

Schaut man sich den Vorstand der Verfassungsfreunde an – Marion Russek, Werner Boxler, Sandro Meier, Michael Buben-

dorf, Christoph Pfluger, Markus Häni, Alec Gagneux –, sticht kein Name ins Auge, der im Berner Politbetrieb wirklich bekannt wäre. Aufgrund ihrer Porträtbilder und Biografien würde man bestenfalls auf Drittwelt- oder Umweltaktivisten tippen. Die meisten arbeiten selbständig oder in mittleren Betrieben, Häni ist Lehrer, Pfluger betreibt den kleinen alternativen Zeitpunkt-Verlag. Es sind Frau-



*Demokratie und Toleranz:*  
Freunde Bubendorf, Meier.

en und Männer aus der Mitte der Gesellschaft ohne parteipolitische Bindung.

## Grundhaltung der Toleranz

Laut Michael Bubendorf (Mediensprecher) und Sandro Meier (Leiter Kampagnen) sind die «Freunde der Verfassung» aus den landesweiten Kleindemonstrationen gegen die Corona-Politik entstanden. Die meisten der 2000 Mitglieder waren zuvor kaum politisch aktiv. Eine kampferprobte Fraktion von Impfgegnern steuerte einiges Know-how bei. Doch einen Spiritus Rector oder eine etablierte Organisation hinter den Verfassungsfreunden gibt es nicht. Der gemeinsame Nenner ist der Einsatz für die Grundrechte, die direkte Demokratie, die liberalen Werte – und eine Grundhaltung der Toleranz in der politischen Debatte.

Bemerkenswert ist sodann, dass diese Bewegung seit ihrer symbolischen Gründung an

Pfingsten auf dem Rütli weit verstreut über das ganze Land gleichermassen gewachsen ist, Romandie und Tessin inklusive. Und das unter widrigsten Umständen: gegen die Medien, die sie als «Covidioten» verspotteten und kleinredeten, gegen die Covid-19-Gesetze und behördlichen Schikanen, die das nach wie vor matchentscheidende Sammeln von Unterschriften auf der Strasse zum Spiessrutenlauf gegen die Zeit machen. Doch just über die Festtage, die als politisch tote Phase gelten, kamen am meisten Unterschriften zusammen. Wie ist so etwas nur möglich?

## Protestvotum über Shutdown-Politik

Die Repressalien und die vor den Festtagen trotz sinkender Zahlen verhängten Restriktionen dürften den Verfassungsfreunden zusätzlichen Schub verliehen haben. Hilfreich war sicher auch das Covid-19-Gesetz, das die Beglaubigung von Unterschriften an die Bundeskanzlei delegiert. Ironischerweise würde just diese zeitlich begrenzte Erleichterung bei einer Annahme des Referendums aufgehoben.

Und wenn die Covid-19-Vorlage im Juni zur Volksabstimmung kommt, wird sie zum grössten Teil ohnehin längst vollzogen sein. Viel mehr als ein Protestvotum über die Shutdown-Politik bleibt nicht übrig.

Trotzdem ist nicht damit zu rechnen, dass die Verfassungsfreunde mit dem Virus verschwinden. Der überwältigende Sammelerfolg weist darauf hin, dass im Untergrund etwas aufgebrochen ist, was zu tektonischen Verschiebungen in der Politlandschaft führen könnte. Erst die Beschneidung der Grundrechte, Garantien und Freiheiten, die Aufhebung der Gewaltentrennung und der obrigkeitlich verfügte Maskenzwang haben vielen Menschen vor Augen geführt, was wir zu verlieren haben und wie brüchig das nur vermeintlich Selbstverständliche doch ist. Gut möglich, dass das Polit-Establishment mit seinem Covid-Regime Freigeister geweckt hat, die es noch lange plagen mögen.

# Das Licht leuchtet weiterhin im Netz

Twitter und Facebook nähern sich dem Journalismus an. Ideologie wird wichtiger als Information.



**D**er Aufruf war unmissverständlich: «Boykottiert Blocher!» Der Aufruf stammte vom Verband der Schweizer Journalisten.

Im Jahr 1994 rief der Journalistenverband seine Branche dazu auf, den damals 54-jährigen SVP-Nationalrat Christoph Blocher totzuschweigen. Wer über den Politiker berichte, so die Warnung, der mache sich «mitschuldig an der Verbreitung eines primitiven politischen Stils» und unterstütze «Aufwiegelei».

Im Jahr 1994 gab es noch keine sozialen Medien. Aber die Stossrichtung war vergleichbar mit dem Boykott, mit dem nun Twitter, Facebook, Instagram und Youtube den früheren US-Präsidenten Donald Trump von ihren Netzwerken verbannt haben. Statt «Aufwiegelei» nennen sie es «Anstiftung zur Gewalt».

War Trumps Sperre ein Anschlag auf die Meinungsfreiheit?

Es gibt keine objektive Antwort auf diese Frage, es gibt nur politische Antworten. Das ermisst sich schon daran, welche kontroverse Reaktionen die Sperre von Trump auslöste. Kanzlerin Angela Merkel fand sie «problematisch». Der Kreml-Kritiker Alexei Nawalny hielt sie für einen «inakzeptablen Akt der Zensur». Die *New York Times* jubelte und bedauerte nur, die Blockade sei «viel zu spät» erfolgt. *Global Times*, das Organ der Kommunistischen Partei Chinas, applaudierte ebenso, weil «die Meinungsfreiheit in jeder Gesellschaft nicht grenzenlos ist».

Es ist nicht erstaunlich, dass so unterschiedliche Politiker wie Merkel und Nawalny gleicher Meinung sind. Politiker sind auf ein offenes Mediensystem angewiesen, um ihre politischen Botschaften verbreiten zu können.

Denn sie verfügen über keine eigenen Kanäle.

Es ist auch nicht erstaunlich, dass so unterschiedliche Blätter wie *New York Times* und *Global Times* gleicher Meinung sind. Verlagshäuser sind nicht auf ein offenes Mediensystem angewiesen. Denn sie verfügen über eigene Kanäle, über die sie ihre politischen Botschaften ausliefern können.

Die offensten Mediensysteme, die es in der Geschichte der Kommunikation jemals gab, sind die Social Media von Facebook, Twitter und Co. Hier, und nur hier, herrschte bisher

## *Die Geschichte des Journalismus ist die Geschichte der Vermittlung von Ideologien.*

die totale Meinungsfreiheit. Trump konnte die Demonstranten vor dem Kapitol genauso befeuern, wie Irans Ajatollah Ali Chamenei die «Ausmerzungen des Krebsgeschwürs Israel» befeuern durfte.

Die sozialen Medien sahen sich bisher nicht als journalistische Redaktionen, sie sahen sich nur als Vermittler. Sie filterten die Inhalte darum nicht durch ein politisches Sieb.

Bei Trump haben sie sich nun den klassischen Medien angenähert. Sie machen nun dasselbe, was der Journalismus schon immer gemacht hat. Im Journalismus war es nie das Ziel, sein Publikum objektiv und umfassend zu informieren. Die Geschichte des Journalismus ist die Geschichte der Vermittlung von Ideologien.

Es wäre, um ein kleines, historisches Beispiel zu machen, der Redaktion des katholi-

schen *Vaterlands* in Luzern niemals eingefallen, eine liberale Position im Blatt abzudrucken. Genauso unvorstellbar war es, dass das liberale *Luzerner Tagblatt* jemals eine katholische Sichtweise in seinen Spalten zugelassen hätte.

Mehr oder weniger ist es weltweit bis heute so geblieben. Meinungsfreiheit ist etwas für die Festreden bei Medienkongressen, aber nicht sehr üblich im redaktionellen Alltag.

Wer etwa den Klimawandel nicht für den Untergang der Menschheit hält, wird im linksgrünen *Tages-Anzeiger* nie eine Plattform bekommen. Wer mehr Staatsmacht befürwortet, wird in der bürgerlichen NZZ nie eine Unterstützung finden. So ist es richtig, und so soll es bleiben.

**D**ie sozialen Medien haben sich mit dem Boykott von Trump nun dieser Sichtweise etwas angenähert. Aber man muss sich hüten, den Fall zu sehr hochzustemmen. Twitter, Facebook, Instagram und Youtube sind weiterhin die freiheitlichsten News-Plattformen der Welt.

Umstrittene Figuren von Wladimir Putin über Kamala Harris bis Nicolás Maduro werden sich auch künftig auf den sozialen Medien austoben können. Sie bekommen hier Zugang zu einem Publikum, das sie über die ideologisch verengten Trichter der klassischen Medien nie erreichen können. Dasselbe gilt für die Millionen von gewöhnlichen Bürgern weltweit, die über die sozialen Medien erstmals eine Chance haben, Teil der öffentlichen Diskussion zu sein.

Die Sperre von Trump war falsch. Aber das Licht der Meinungsfreiheit leuchtet weiterhin im Netz.

---

# Dürrenmatts rasende Liebe

Ihr Temperament war so gefürchtet wie verhasst. Für mich bleibt Charlotte Kerr eine der liebenswertesten, charmantesten und ehrlichsten Frauen, denen ich je begegnet bin.

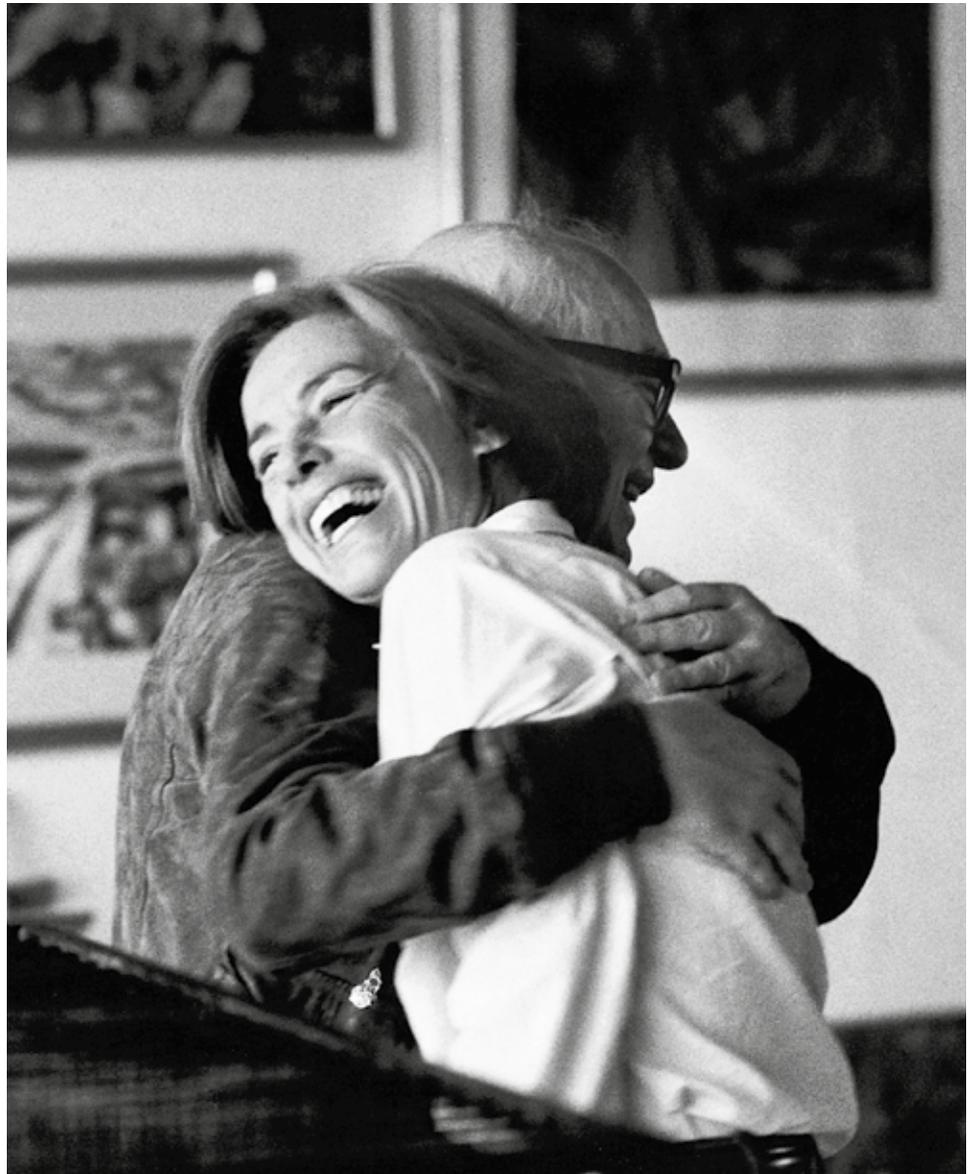
*Mario Cortesi*

**E**s war Ende der achtziger Jahre. Im Fernsehen wurde ein Dokumentarfilm von Charlotte Kerr über die griechische Filmschauspielerin und Politikerin Melina Mercouri gezeigt, als ihr Friedrich Dürrenmatt sagte: «Warum für Filmarbeiten immer ins Ausland fliegen? In Biel ist doch dieser Filmer, Cortesi, der dreht auch gute Fernsehfilme, versuch doch, dich mit ihm zusammenzutun. Dann bist du länger in Neuchâtel.» Und einige Tage später stand Charlotte Kerr tatsächlich vor der Türe unseres Büros. Nicht ohne zuvor mit ihrem roten Maserati Karif eine Mauer auf unserem Parkplatz gestreift zu haben. Das war der Beginn einer über zwanzigjährigen Freundschaft.

## Kerr schäumte vor Wut

Wir haben zwar keinen Film zusammen gedreht. Aber nahmen nach Dürrenmatts Tod vorerst für einen gemeinsamen Spielfilm die Dürrenmatt-Novelle «Mondfinsternis» (eine Vorstufe zum Theaterstück «Der Besuch der alten Dame») in Angriff. Doch mitten in der Drehbucharbeit bekam Charlotte vom Zürcher Diogenes-Verlag Bescheid, dass sich der Schweizer Oscar-Preisträger Xavier Koller eine Option auf der Erzählung gesichert hatte. Charlotte Kerr schäumte vor Wut und zeigte mir einen kleinen Notizzettel der Graubündner Kantonalbank, auf dem Dürrenmatt – «bei einem Saufgelage», wie sie sagte – Diogenes die Betreuung aller seiner literarischen Werke vermacht hatte. Ich las den Text in der krakeligen Schrift Dürrenmatts: «Testament. Der Unterzeichnende bestimmt, dass sein literarischer Nachlass sowie die Betreuung seiner gesamten Werke nach seinem Tod dem Diogenes-Verlag zur Last fällt. Friedrich Dürrenmatt. St. Moriz 14. 2. 85». Gültig oder nicht? Charlotte händigte mir den Fresszettel aus. «Mit diesem Zetteli hat mir Fritz ein wichtiges Stück Leben und das Vermächtnis seiner Bücher weggenommen.»

Wie so oft hatte Charlotte Kerr auch gegen dieses «Testament» geklagt, und wie so oft bekam sie nicht recht. Meist, weil sich die



*Absolute Aufmerksamkeit:* Dokumentarfilmerin Kerr mit Dürrenmatt, 1984.

Obrigkeiten an dieser unermüdlichen Energie störten, an diesen männlichen Streiteigenschaften, die in ihren Augen einer Frau nicht würdig waren. Dürrenmatt ging es bei seinem literarischen Vermächtnis vor allem darum, seine Bücher und die Rechte in professionellen Händen zu wissen.

1996 wollte sich Charlotte aus ihrem «Exil» (wie sie es nannte) in Neuenburg wieder in die Arbeit stürzen und drehte zum Teil mit unseren Kameraleuten ein Fernsehporträt über Mario Botta, «Die Kunst ist grenzenlos», das sie dann in unseren Schnitträumen in Biel mit unserer Cutterin montierte. «Es war», erinnert sich die

Cutterin Elvira Hildebrand, «eine emotionale Achterbahn, jeden Tag wurde der 16-mm-Film wieder umgeschnitten, so lange, bis die Filmperforation riss und neue Kopien angefordert werden mussten. «Rein mit den Kartoffeln, raus mit den Kartoffeln» war ihr Lieblingsspruch, sie war nie zufrieden mit dem Getanen. Aber ich bewunderte sie für ihren grossen Intellekt, der ihr manchmal selbst im Wege stand, für ihre Akribie, aber auch für ihre spontane Herzlichkeit, die die anstrengenden Wochen mit ihr wieder mehr als gutmachten.»

### Es fehlte eine Million

Für den Botta-Bau des Centre Dürrenmatt in Neuenburg (im Jahr 2000 eröffnet), für das die Wohnhäuser Dürrenmatts umfunktioniert werden sollten, fehlte Charlotte Kerr, nach Beiträgen von Bund und Kanton, noch eine glatte Million. «Frag doch den Hayek», forderte ich sie während eines unserer monatlichen Nachtessen auf (meist beim Starkoch Claude Frôté im «Le Bocca» in Saint-Blaise). Nicolas G. Hayek empfing die Dürrenmatt-Witwe überschwänglich, outete sich als absoluter Fan des Schriftstellers und war sofort bereit, die fehlende Million («oder mehr») beizutragen. Doch vierzehn Tage später suchte mich eine verzweifelte Charlotte Kerr auf: «Hayek hat eine Reihe Bedingungen an den Beitrag geknüpft. Im Eingang des Museums soll unter dem Namen Dürrenmatt in gleicher Grösse «Swatch» stehen, die Räume müssen jederzeit für Tagungen von Swatch benützt werden können. Und unter den im Raum ausgestellten Dürrenmatt-Bildern sollen Swatch-Kader essen können. Spaghetti-Spritzer auf den wertvollen Gemälden! Es ist am Schluss ein Centre Swatch

### Neben Dürrenmatt gab es für Charlotte Kerr eine zweite Liebe: ihren roten Maserati Karif.

statt Dürrenmatt.» Da kam wieder eine Eigenschaft zum Vorschein, die ich an ihr so liebte: ihre Kompromisslosigkeit, ihr instinktives Erkennen eines Wertes. Ich wagte einen Schuss ins Blaue: «Erzähl diese Hayek-Forderung Bundesrat Villiger. Ich bin überzeugt, dass er dir helfen wird.» Kerr suchte Finanzvorsteher Kaspar Villiger auf – und erhielt das fehlende Geld.

Neben Dürrenmatt («meine wirklich grösste und einzige Liebe») gab es für Charlotte Kerr eine zweite Liebe: ihren roten Maserati Karif, von dem nur 221 Stück fabriziert worden waren und den Dürrenmatt 1988 seiner Frau geschenkt hatte. Sie nannte das schnelle Gefährt ihr rotes Pferdchen, liebte es über alles. Obwohl sie eine durchwegs schlechte und gefährliche Autofahrerin war, raste sie immer – auch bei Schnee, Regen und Eis – von Neuenburg in ihre zweite Heimat, nach München. In ihren Maserati (Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h) zu steigen,

war immer ein Spiel mit dem Tod. Geschwindigkeitsbegrenzungen und Verkehrsregeln waren ihr egal. Einmal riss sie die Ölwanne an einem Strassenrand in Neuenburg auf, die Polizei verfolgte die Ölspur bis in die dürrenmattschen Anwesen. Nach zwanzig Jahren wollte Charlotte aus ihrem renovationsbedürftigen Maserati ein Kunstwerk schaffen lassen, errichtet neben Dürrenmatts Gedenkstätte, wo auch die Urne begraben war. Doch der bekannte Künstler Marc Reist, von dessen grosser roter Skulptur auf dem Vorplatz des Centre Dürrenmatt Charlotte Kerr fasziniert war, wollte nicht «in das rote Pferdchen» schneiden und das berühmte Auto vielleicht verunstalten. Er überzeugte, zusammen mit seiner Frau Iris, Charlotte in monatelangem Hin und Her, in endlosen Telefonaten und Schreiben, das Auto zu restaurieren, und willigte drei Wochen vor ihrem Tod in ihren Wunsch ein, das Auto für seine Frau Iris zu erwerben.

Unsere abendlangen Gespräche drehten sich immer um anstehende Prozesse, um Leute, die Dürrenmatts Namen verleumdeten, um die Anfeindungen wegen ihrer Publikationen und Bücher («Die Frau im roten Mantel», 1992), um deutsche Politik («Mutti Merkel kann ich nicht ausstehen») und dann immer wieder um Dürrenmatt, seine Sprache, seinen Witz, seinen Intellekt. Ja, ihr fehlten nicht nur das private Zusammensein mit Dürrenmatt, sondern auch die nächtelangen Gespräche mit dem grandiosen Erzähler Dürrenmatt, der für die Gäste stundenlang irrsinnige Geschichten fabulieren konnte. Nach seinem Tod drohte Charlotte Kerr in den grossen Häusern in Neuenburg zu vereinsamen. Eine Sekretärin tippte zwar ihre Buchmanuskripte und Briefe auf der Schreibmaschine ab – aber warum nicht viel einfacher auf einem Computer selber schreiben? Zu Übungszwecken überliess ich ihr mein Notebook, schulte sie mehrere Tage in meinem Büro ein – doch nach zwei Monaten strich sie die Segel. Wie sie sich nicht mit einer digitalen Kamera für die Filmarbeit anfreunden konnte (und deshalb auch keine Filme mehr drehte), so zählte auch der Computer zu ihren Feinden. Bei den neuen Technologien fehlte ihr einfach die Authentizität des Handwerks.

### Unschlagbar im Formulieren

Unsere Nachtessen – Frau Dürrenmatt im eleganten Armani-Blazer und mit einer silbernen Brosche, tadellos geschminkt und frisiert – starteten für Charlotte immer mit einem Whisky. Die Speisekarte behagte ihr manchmal nicht, und sie liess sich von Starkoch Frôté etwas Besonderes auftischen. Konnte lauthals reklamieren, wenn ihr auf dem Teller etwas nicht passte. In den Gesprächen musste ich alle meine Worte auf eine intellektuelle Waagschale werfen, um ja keinen Fehler zu machen. Sie war ungemein viv, verlangte jede Sekunde absolute Aufmerksamkeit, war unschlagbar im Formulieren. Ein

kritischer Zeitgeist, der nur selten Widerspruch duldete. Wo sie Ungerechtes witterte und wer ihr deshalb in die Quere kam, den überzog sie mit Prozessen. Niemand hatte es leicht mit ihr, wer sich mit ihr einliess, brauchte einen starken Rücken. Ihr Temperament war so gefürchtet wie gehasst. Als streitbare Person verfolgte sie ihre Ziele hartnäckig und kompromisslos. Und immer wieder sagte sie mir: «Ich habe nur zwei richtige Freunde. Mario Botta und Mario Cortesi. Ansonsten bin ich nur von Feinden umzingelt.» Dabei war Charlotte im Grunde genommen eine der lebenswertesten, charmantesten und ehrlichsten Frauen, denen ich im Leben begegnet bin. Und blieb attraktiv, gepflegt und immer modisch gekleidet bis ins hohe Alter.

### Aufs Gas statt auf die Bremse

Es gibt kein einziges Foto von Charlotte und mir. Wie wenn wir uns nie gekannt hätten. Ausser den vielen Erinnerungen bleibt bei mir eine kleine Narbe an der Lippe: Ich schlug das Gesicht an der Maserati-Türe beim zu schnellen Aussteigen an, weil Frau Kerr aufs Gas statt auf die Bremse drückte.

Mario Cortesi ist Gründer des legendären Büro Cortesi in Biel und Filmemacher.

## Pensionierung

### AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

### Pensionskasse

Rente, Kapital, Kombination?

### Hypothek

Soll ich amortisieren?

### Steuern

Wie kann ich sparen?

### Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:  
[vzch.com/merkblatt-pensionierung](http://vzch.com/merkblatt-pensionierung)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

[www.vermoegenszentrum.ch](http://www.vermoegenszentrum.ch)



# Freie Fahrt für freie Bürger

Ungarn kämpft mit einer originellen Methode gegen Corona. Parkieren ist überall gratis, Parkbussen gibt es keine mehr.

Kurt W. Zimmermann

Wenn man derzeit in Budapest zum Apéro ausmacht, dann trifft man sich meist bei der Szent-István-Basilika. Die vielen Restaurants hier dürfen wegen Corona zwar keine Gäste bewirten, der Ausschank aber ist erlaubt. Also holt man sich an der Theke seinen Drink und steht dann plaudernd und mit genug Distanz draussen vor dem Lokal.

Soweit also kein Problem mit dem Apéro. Das Problem ist ein anderes. Es ist fast unmöglich, zuvor in der Innenstadt von Budapest einen Parkplatz zu finden. Der Grund ist die eigenwillige Methode, mit der Ungarn die Verbreitung des Coronavirus zu stoppen versucht. Ministerpräsident Viktor Orbán hat verfügt, dass das Parkieren von Autos im ganzen Land gratis ist.

Orbán will seine Landsleute davon abhalten, den öffentlichen Verkehr zu benutzen, weil hier, wie er sagt, «der Sicherheitsabstand nicht möglich» ist und sich so das Virus verbreiten kann. Die Ungarn sollen stattdessen mit dem Privatauto zur Arbeit und zum Einkaufen fahren. Zur Motivation sind alle Parksäulen ausser Betrieb.

## Gefragt ist höchste Kreativität

Der Aufruf zur freien Fahrt für freie Bürger wurde ein Grosse Erfolg. Der Verkehr in Budapest ist als Folge oft noch zähflüssiger als vor Corona. Die hohe Mobilität hat auch damit zu tun, dass Ungarn nie einen derart harten Shutdown wie etwa die Schweiz verfügte. Sämtliche Geschäfte waren stets geöffnet, Home-Office war keine Vorgabe.

Auf der Suche nach Parkplätzen ist damit höchste Kreativität gefragt. Beliebt sind Einfahrten, Trottoirs, Baustellen und Halteverbote. Die Polizei nimmt es eher von der heiteren Seite. Parkbussen werden keine verteilt, solange der Verkehr noch halbwegs passieren kann.

Und jetzt wird es politisch. Viktor Orbáns Offensive für den Privatverkehr und seine Warnung vor Ansteckungen im ÖV hat natürlich die Grünen gewaltig geärgert. Budapest, so muss man wissen, wird wie die meisten Grossstädte von Berlin über Zürich bis London von Links-Grün regiert. Budapests Bürgermeister Gergely Karácsony protestierte prompt gegen die «bil-

lige Popularität», die Orbán mit seinem Gratis-Parking anvisierte.

## Weniger Infektionen als die Schweiz

Inzwischen sehen auch Grüne die Vorteile der Idee. Denn es profitieren vor allem jene Bürger, die kein Auto haben und auf Busse, Trams und U-Bahn angewiesen sind. In den Abteilen ist auf einmal mehr als genug Platz. Menschentrauben, wie sie etwa in Zürichs Trams und S-Bahnen üblich sind, gibt es in Budapest nicht mehr. Man fühlt sich sicherer.

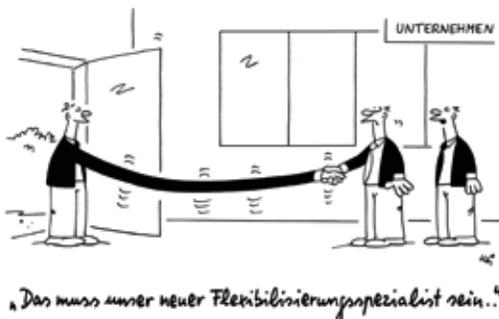
Ungarn zählt, trotz mehr Einwohnern, viel weniger Infektionen als die Schweiz. Ob das womöglich mit weniger Ansteckungen durch Aerosole im öffentlichen Verkehr zu tun hat,

## Die Politik will ihre heilige Kuh ÖV vor dem Verdacht bewahren, dass sich hier das Virus verbreiten könnte.

wäre interessant zu wissen. Aber es gibt fast keine Untersuchungen zur Virusübertragung in Bus, Zug und Tram, obschon es sonst zu jedem Covid-Aspekt tonnenweise Studien gibt. Es gibt nur Besswichtigungen.

Der öffentliche Verkehr scheint ein Tabuthema zu sein. Die Politik will ihre heilige Kuh ÖV offenbar vor jedem Verdacht bewahren, dass sich hier das Virus verbreiten könnte. Das würde ja für den üblen Privatverkehr sprechen.

Man stelle sich einmal vor, die autofeindliche Stadtzürcher Regierung müsste sich in dieser Frage entscheiden: Weniger Parkgebühren oder weniger Corona? Der Entscheid wäre wohl ein klarer Fall.



## Corona – und unsere Lebenserwartung?

Im Corona-Jahr 2020 stieg die Gesamtsterblichkeit und war wieder so hoch wie um 2000. Nun wird behauptet, wegen Corona sei die Lebenserwartung massiv gefallen. Das ist übertrieben.

Die Lebenserwartung prognostiziert die durchschnittliche Restlebenslänge aufgrund der in einem Kalenderjahr gemessenen Sterblichkeit für jedes Alter unter der Annahme, dass in Zukunft identische Sterblichkeitsverhältnisse herrschen. Das aber ergibt bei Corona wenig Sinn. Es gibt kaum jedes Jahr Corona, und man wird dagegen immun. Zudem spiegeln die Sterbezahlen sowohl Corona als auch die Anti-Corona-Politik.

Die durch Corona verlorene Lebenszeit kann aber einfach geschätzt werden: In der Schweiz ist die durchschnittliche Sterbewahrscheinlichkeit bei Infektion anerkanntermassen tiefer als 0,7 Prozent; das mittlere Alter der Corona-Verstorbenen beträgt rund 86 Jahre; die durchschnittliche Lebenserwartung 86-Jähriger ist etwa 6,2 Jahre. Mit diesen Werten verlören die Einwohner bei Durchseuchung bis zur Herdenimmunität bei 70 Prozent im Durchschnitt einmalig 11,1 Lebenstage, wobei die Verluste sehr ungleich zwischen Alt und Jung verteilt sind. Für exaktere und wohl deutlich tiefere Ergebnisse müssten noch die Vorerkrankungen und die genaue Altersverteilung berücksichtigt werden. Auch bei einer Teildurchseuchung oder gezielterem Schutz der Hochrisikogruppen wäre der durchschnittliche Lebenszeitverlust deutlich tiefer.

Je nach Perspektive sind einmalige Verluste von 11,1 Lebenstagen viel oder wenig. Die Lebenserwartung in der Schweiz wuchs in den letzten zwanzig Jahren bei Geburt um 4,1 Jahre oder 75 Tage jährlich, bei Achtzigjährigen um 1,55 Jahre oder 28 Tage jährlich. Im internationalen Vergleich lag die Lebenserwartung in der Schweiz sehr hoch, bei Geburt nach Angaben der Uno 898 beziehungsweise 807 Tage höher als in Deutschland und Österreich. Auch angesichts dieser Zahlen gilt: Die Hochrisikogruppen müssen geschützt und schnellstens geimpft werden. Das geht besser, wenn bereits Immune nicht oder nachrangig geimpft werden. Danach gibt es keinen Grund mehr für staatlich verordnete Freiheitsbeschränkungen, sondern nur noch für vernünftiges individuelles Verhalten.

Reiner Eichenberger und David Stadelmann

---

# Schweizer Soldat stürmt Strassburg

Der Gerichtshof für Menschenrechte ist eine beliebte Klagemauer.

Nun geht einer von ihnen aufs Ganze: Er kämpft gegen die Militärrpflicht für Männer.

*Katharina Fontana*

Im letzten Herbst war es ein unzufriedener Witwer aus dem Kanton Appenzell Auserrhoden, der die Schweiz in Strassburg in die Knie zwang. Da er als Mann weniger Witwenrente erhalte als eine Frau Witwenrente, werde er diskriminiert, machte er geltend. Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte folgte dem Mann und erteilte der Schweiz eine Rüge.

Vor wenigen Tagen nun gaben die Strassburger Richter einem 37-jährigen Berner recht, der sich wegen der Wehrpflichtersatzabgabe diskriminiert fühlte. Der Mann war wegen geringfügiger Gesundheitsprobleme für militärdienstuntauglich erklärt worden. Er hätte sich tageweise als Zivilschützer betätigen können, um weniger Ersatzabgabe leisten zu müssen, zeigte aber kein Interesse an einem solchen Einsatz. Stattdessen machte er sich auf den Weg durch alle Gerichtsinstanzen, um gegen die 250 Franken, die er zahlen sollte, zu kämpfen. In Strassburg schliesslich fand er Gehör: Der Mann werde gegenüber Invaliden und Zivildienstlern, von denen die Schweiz keine Ersatzabgabe verlange, diskriminiert, befanden die Richter.

## «K. gegen die Schweiz»

Die zwei Urteile machen der Schweiz Sorgen, denn es geht nicht nur um Einzelfälle, sondern um ganz Grundsätzliches. Der Strassburger Gerichtshof verfolgt seit ein paar Jahren eine Rechtsprechung, die unheilvoll ist: Er legt das in der Menschenrechtskonvention verankerte «Recht auf Achtung des Privatlebens» so extensiv aus, dass nun plötzlich auch Sozialleistungen und Abgaben darunterfallen. Damit dringen die Richter auf Gebiete vor, die von der Menschenrechtskonvention klar nicht abgedeckt sind, und führen sich gegenüber der Schweiz als eigentliche Steuer- und Sozialversicherungsrichter auf, wozu sie nicht befugt sind. Doch das ficht sie offenkundig nicht an.

Die Schweiz ist also mit gutem Grund verärgert. Sie verlangt nun bei der Grossen Kammer des Strassburger Gerichtshofs eine Klärung der Rechtslage, wie das Bundesamt für Justiz diese Woche mitteilte; ob man dort dem

Schweizer Gesuch um Weiterzug entsprechen wird, ist allerdings ungewiss.

Derweil ist ein weiterer Schweizer Diskriminierungsfall in Strassburg hängig, der das Zeug zu einem politischen Knaller hat. Es geht um den 35-jährigen Martin Daniel K., der die Wehrpflicht für Schweizer Männer grundsätzlich in Frage stellt. Solange Schweizerinnen vom Militärdienst und von der Ersatzabgabe verschont blieben, könne er selber dieser Pflicht nicht unterstellt werden, macht er geltend.

In Strassburg ist das Vorverfahren zum Fall «K. gegen die Schweiz» weit gediehen, wann das Urteil gefällt wird, ist offen. Und zu wessen Gunsten es ausfallen wird, steht angesichts der überschüssenden Rechtsprechung keineswegs fest. Der Gerichtshof lässt den Staaten zwar

## *Der in Strassburg hängige Fall «K. gegen die Schweiz» hat das Zeug zu einem politischen Knaller.*

einen grossen Spielraum, wie sie ihre Landesverteidigung ausgestalten wollen. Dass er die Schweiz verurteilen würde, weil sie die Wehrpflicht auf Männer beschränkt, ist also nicht anzunehmen, zumal dies in fast allen Ländern der Fall ist. Dennoch ist die Schweiz in zweifacher Hinsicht ein Spezialfall, was beim Urteil ins Gewicht fallen könnte: Erstens hat sie eine eigentliche Milizarmee, und zweitens ist die Ersatzabgabe, die von den dienstuntauglichen Männern erhoben wird, ein Unikum.

Dass Schweizer Männer die Frage stellen, warum nur sie Dienst leisten beziehungsweise Ersatzabgabe bezahlen müssen und die Frauen nicht, erstaunt wenig. Auch das Bundesgericht hat keine Antwort parat, warum die Frauen geschont werden: Als K. seinen Fall 2017 nach Lausanne brachte, pflichtete man ihm dort bei, dass «die auf Männer beschränkte Wehrpflicht (und daher auch die damit verbundene Ersatzabgabepflicht) im Widerspruch» zur Rechtsgleichheit stehe.

Es gebe keine biologischen und funktionalen Unterschiede, die Frauen für den Militär-

dienst untauglich erscheinen liessen, hielt die Lausanner Instanz damals fest; das zeige sich darin, dass Schweizerinnen freiwillig Militärdienst leisten könnten. Doch die Verfassung beschränke die Wehrpflicht ausdrücklich und gewollt auf Männer, und diese Norm gehe der Gleichbehandlung der Geschlechter vor. Es sei nicht am Bundesgericht, zu entscheiden, ob das sachlich sinnvoll sei.

## Gendergerechte Wehrpflicht?

Die Richter in Strassburg werden sich diese Zurückhaltung kaum auferlegen. Sollten sie der Argumentation von Martin Daniel K. folgen und zum Schluss gelangen, dass die Schweizer Wehrpflichtregelung und die Ersatzabgabe für Männer diskriminierend seien, würde das die Schweiz in eine sehr ungemütliche Lage bringen. Sie könnte sich die Einmischung des Gerichtshofs zwar verbitten, eine Neuurteilung verlangen oder die Angelegenheit notfalls zu einer politischen machen und vor das Ministerkomitee des Europarates bringen, doch würde das ein Selbstbewusstsein erfordern, das die Schweiz auf internationaler Ebene erfahrungsgemäss nicht aufbringt. Nichts tun und das Urteil ignorieren wäre keine gute Option, denn dann müsste sie damit rechnen, dass Schweizer in den nächsten Jahren scharenweise nach Strassburg stürmen und das Land mit Urteilen überziehen würden.

Dem Entscheid Rechnung zu tragen, wäre indes ebenfalls höchst vertrackt. Würde man die Ersatzabgabe kurzerhand abschaffen, stiesse man all jene Männer vor den Kopf, die mehrere Monate ihres Lebens für Militär oder Zivildienst opfern; dann wären sie es, die vor Gericht wegen Diskriminierung klagen könnten. Eine gänzliche Abschaffung der Wehrpflicht wäre zwar gendergerecht, aber mit Sicherheit zu radikal. Man könnte auch in die andere Richtung gehen und die Wehrpflicht beziehungsweise die Ersatzabgabe auf Frauen ausdehnen, doch dürfte dieser Vorschlag bei konservativen wie auch links-feministischen Kreisen Proteste auslösen. «K. gegen die Schweiz», so viel steht fest, ist ein Fall mit Sprengpotenzial.

---

# Stiller Gewinner

Walter Wobmann hat eine Bilanz vorzuweisen, die seine SVP-Kollegen blass aussehen lässt. Was ist das Erfolgsgeheimnis des Solothurner Nationalrats?

Marcel Odermatt

**W**er eine Autobahnvignette benötigt, legt für den Sticker vierzig Franken hin. Wäre das Kalkül der damaligen Verkehrsministerin Doris Leuthard aufgegangen, blechten die Automobilisten für das Abzeichen längst eine Hunderternote. Die selbstbewusste Bundesrätin war vor acht Jahren sicher, den Gebührenaufschlag ohne Widerstände durchpauken zu können. Der Fünfliber pro Monat sei «für die Autofahrer verkraftbar», so die Magistratin.

Einer sorgte dafür, dass die CVP-Frau mit ihrem Mautzuschlag crashte: Nationalrat Walter Wobmann (SVP). Der Solothurner aus Gretzenbach ergriff mit seiner Berner Ratskollegin Nadja Pieren das Referendum. Die beiden Aussenseiter triumphierten zum Ärger der scheinbar übermächtigen Gegnerin im November 2013 an der Urne. Einer der raren Abstimmungsflops von Leuthard war perfekt.

## Schafft er den Hattrick?

Am 7. März will Wobmann erneut einen Coup landen. Der 63-jährige Parlamentarier bringt die «Ja zum Verhüllungsverbot»-Initiative vor den Souverän. Das Volksbegehren verlangt ein Verbot von Verhüllungen aus religiösen Gründen, aber beispielsweise auch bei Fussballmatches oder bei Demonstrationen. Das Anliegen hat gemäss Umfragen realistische Chancen – der Ausgang des Rennens bleibt aber offen.

Ein Sieg würde den Politiker, gemessen an seinem politischen Leistungsausweis, automatisch zu einem Leader und Schwergewicht der Volkspartei machen. Denn nicht nur bei der Vignette landete Walter Wobmann einen Wurf. Im Jahre 2009 setzte er sich an vorderster Front für ein Verbot des Baus von muslimischen Gebetstürmen in der Schweiz ein. Das Stimmvolk befürwortete die Minarett-Initiative mit 58 Prozent Ja-Stimmen. Folgt jetzt der Hattrick des gebürtigen Luzerners? Damit könnte er in seinen Kernanliegen – Islamismus, Interessen von Automobilisten – eine Bilanz vorweisen, die seine Parteifreunde blass aussehen liesse.

Dass die aus dem Tritt geratene, in jüngster Zeit von Abstimmungsniederlage zu Ab-



*Hat sich nie nur auf die Partei verlassen: Anti-Burka-Initiant Wobmann.*

stimmungsniederlage taumelnde SVP ausgerechnet dank Walter Wobmann wieder einen Achtungserfolg verbuchen könnte, entbehrt nicht der Ironie. Der gelernte Automechaniker,

## *Der Verkaufsleiter wirkt trotz seines Hardliner-Images im Gespräch fast scheu.*

aufgewachsen in Schüpfheim im Entlebuch, entspricht nicht dem Typus der Exponenten, die in der Blocher-Partei seit einiger Zeit den Ton angeben. Er gehört nicht zu den selbstbewussten Milliardären, Millionären und Akademikern,

die jederzeit auf alles immer eine Antwort zu haben scheinen.

Der heutige Verkaufsleiter einer Werkzeughandelsfirma ist wenig eloquent, ringt oft nach Worten und wirkt trotz seines Hardliner-Images im Gespräch fast scheu. Wie viele SVP-Wähler trinkt er gerne ein Glas oder zwei, liebt Autos und Motorräder und sagt, eines seiner Hobbys sei das gesellige Zusammensein mit Freunden. Der Vater von drei erwachsenen Kindern ist ein *Chrampfer*, der die Möglichkeiten nutzt, welche die direkte Demokratie bietet. «Es waren schon mehrere tausend Unterschriften, die ich persönlich in meiner Karriere gesammelt habe», erklärt er nicht ohne Stolz.

Wobmann hat die klassische Ochsentour hinter sich: 1991, bei der Gründung der SVP im Kanton Solothurn, trat er in die Partei ein, baute danach fünfzig Sektionen mit auf, sass vier Jahre im Gemeinderat, dann zweieinhalb Jahre im Kantonsrat und schaffte schliesslich vor achtzehn Jahren den Sprung in die Grosse Kammer in Bern.

### Schal vor dem Gesicht

Das Lesen der neuen, achtseitigen Abstimmungszeitung zur Volksabstimmung «Ja zum Verhüllungsverbot» bestärkt das Bild, dass die Urheber des Burka-Verbots keine schöngeistigen Intellektuellen sind. Das Journal strotzt vor einfachen Botschaften. Wie in einer Schülerzeitung wird mit einfachen Bildern und Aussagen erklärt, weshalb das Stimmvolk am 7. März das Anliegen bejahen soll. So zeigt das Blatt beispielsweise eine junge Frau, die sich mit einem Schal vor dem Gesicht vor der Kälte schützt. Dieser sei von einem Ja am 7. März «nicht betroffen», so die Verfasser.

Was und wer dafür «betroffen» ist, daraus macht Walter Wobmann aber kein Geheimnis: «Wir kämpfen gegen den radikalen, politischen Islam – wir haben nichts gegen gut integrierte Muslime. In unserem Kulturkreis zeigt

### Es geht bei der Debatte um den richtigen Umgang säkularisierter Gesellschaften mit dem Islamismus.

man das Gesicht, das entspricht unserer freiheitlich-demokratischen Gesellschaftsordnung und unseren Grundwerten.»

Wie schon bei der Debatte über die Minarette beschleicht einen bei solchen Aussagen ein un gutes Gefühl. Der politische Islam inklusive seines gewalttätigen Flügels stellt die westlichen Gesellschaften ohne Frage vor riesige Herausforderungen. Er zeigt sich verantwortlich für Terroranschläge, Kriege und Menschenrechtsverletzungen.

Sind Verbote jedoch der richtige Weg, um dieser Gefahr zu begegnen? Geht es in einer liberalen Gesellschaft jemanden etwas an, wer welche Kleider trägt? Will das Anti-Burka-Lager nicht bloss gegen muslimische Menschen Stimmung machen?

Dass das Thema eine Gratwanderung darstellt, hat sich bei der Lancierung des Abstimmungskampfes letzte Woche gezeigt. Neben Walter Wobmann tritt auch Jean-Luc Addor in Bern auf. Das Bundesgericht verurteilte den Walliser SVP-Nationalrat im November wegen Rassendiskriminierung. Nach einer Schiesserei in einer St. Galler Moschee twittete er: «Wir bitten um mehr!» Am Point de Presse zündelt der Anwalt weiter: «Wir befinden uns in einem Kampf der Zivilisationen und, ohne Übertreibung, in einem Zustand der Notwehr gegen die Islamisierung Europas.»



Solche fremdenfeindlichen Aussagen heizen die Stimmung unnötigerweise auf.

Harmlosere, aber genauso hanebüchene Argumente gegen das Anliegen führen jedoch auch die Gegner ins Feld. Die Operation Libero schreibt in ihrer Argumentation gegen das Begehren, dass in der Schweiz der Grossteil der Frauen, die eine Burka tragen, «reiche Touristinnen aus der Golfregion sind, die nur kurze Zeit in der Schweiz verbringen und eine lukrative Einnahmequelle für die Tourismusindustrie sind». Eine Begründung, die nicht nur die Feministinnen in Rage bringen dürfte.

Es geht bei der Burka- und Niqab-Debatte um mehr als Fremdenfeindlichkeit oder kommerzielle Interessen, nämlich um den richtigen Umgang pluralistischer, säkularisierter Gesellschaften mit dem Islamismus. Die deutsche Ethnologin Susanne Schröter, Leiterin des Frankfurter Forschungszentrums Globaler Islam, meinte kürzlich in einem Interview mit der Welt wohl zu Recht, beim Islamismus drehe es sich nicht um die Frage Islam oder westliche Mehrheitsgesellschaft, sondern ausschliesslich um Demokratie und Menschenrechte auf der einen versus eine totalitäre, islamistische, normative Ordnung auf der anderen Seite. «Kritiker des politischen Islam sind daher keine Rassisten, sondern Demokraten und Verteidiger von individuellen Freiheitsrechten», so Schröter.

### «Kleine, agile Truppe»

Wenig überraschend tönt es etwas simpler, wenn Walter Wobmann begründet, warum die Schweiz über den Islamismus und deshalb auch über die Vollverschleierung debattieren sollte. «Wehret den Anfängen, jetzt können wir das Problem noch in den Griff bekommen, später wird es kaum mehr möglich sein.» Dies erlebten

andere Länder mit dem Aufkommen «des extremen Islams schon heute brutal».

Obwohl kein grosser Rhetoriker – für seine Kontrahenten ist der rechte Politiker kein einfacher Gegner. Beim TV-Duell um die Vignette drängte er Doris Leuthard in die Defensive. Die Verkehrsministerin blamierte sich mit der Aussage, Lastwagen brauchten eine Autobahnvignette – was falsch ist.

Für seine derzeitige Widersacherin – die Chefin des Justizdepartementes, Karin Keller-Sutter – wird das Aufeinandertreffen ebenfalls kein Spaziergang. Mit der Aussage: «Pikanterweise war Bundesrätin Keller-Sutter früher als St. Galler Regierungsrätin für ein Verhüllungsverbot», schießt Wobmann sich bereits auf die FDP-Bundesrätin ein.

Welchen Ratschlag gibt der reüssierende SVP-Exponent seinen Kollegen, damit sie die Kurve kriegen? «Wir sind eine Volkspartei, in der alle, Arbeiter, Bauern, Gewerbler, Unternehmer und Akademiker, einen Platz haben.» Darum müsse die Sprache verständlich sein, auch für die einfachen Bürgerinnen und Bürger. «Das hebt uns von den anderen Parteien ab.»

Er selber hat sich jedoch nie nur auf die SVP verlassen. Was das Burka-Begehren, das Vignetten-Referendum und die Minarett-Initiative verbindet: Die Partei agierte nie als treibende Kraft. Sie sprang erst auf, als die Vorstösse abstimmungsbereit auf dem Tisch lagen. Wie beim Gebetstürme-Bann steckt hinter dem Verschleierungsverbot das überparteiliche Egerkinger Komitee. «Die SVP Schweiz hat uns nie finanziell unterstützt. Wir sind eine kleine und agile Truppe. Bei uns sind die Wege kurz – das ist unser grosser Vorteil. Wir sind stolz darauf, was wir alles geschafft haben.»

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit [www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch) die besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch)

**worker jobs.ch**

# Mit dem Hund im Bett

Junge amerikanische Komikerinnen reden in ihren Shows hemmungslos über Sex. Erst schluckt man leer, dann lacht man laut. Bitte mehr davon, auch bei uns.

Anton Beck

**D**arf sie das im Fernsehen sagen? Wer Nikki Glasers Shows anschaut, kommt um diese Frage nicht herum. Und tatsächlich waren auch schon bekannte Talkshow-Hosts damit konfrontiert. Conan O'Brian blickte etwas empört in die Kamera und fragte: «Wird das ausgestrahlt?» Nikki Glaser, vornehm gehüllt in ein silbernes Abendkleid, hatte explizite Sex-Tipps gegeben.

So füllt sie ganze Sendungen. Ihre Show «Nikki Glaser Bangin'» besteht fast nur aus Dingen, die man eigentlich nicht im TV sagt. Sich selbst schon die 36-Jährige dabei keineswegs. So macht sie sich darüber lustig, keinen Freund zu finden, weshalb ihr Hund ihr immer attraktiver erscheine, was gerade dann problematisch sei, wenn er sich abends zu ihr ins Bett schleiche – schliesslich schlafe sie nackt.

Nun leben wir alles andere als in prüden Zeiten: Doch scheinbar gibt es immer noch eine gewisse Hürde, die vorausgesetzt wird, wenn es um TV-Sendungen geht. Diese Hürde überschreitet Glaser zuverlässig. Nicht unbedingt mit dem Inhalt, wohl aber mit der Wortwahl und ihrem Detailreichtum. Oft wird gepiepst. Umschrieben wird nichts.

## Nichts ist ihr heilig

Glaser ist nicht die einzige Komikerin mit diesem Stil. Auch Whitney Cummings, die gelegentlich mit Glaser zusammenarbeitet und in ihrem Podcast «Good for You» auch im Alleingang Witze macht, lässt nichts unverborgen, macht aus ihrem Sex- und Beziehungsleben Show um Show. Nichts ist ihr heilig – am wenigsten sie selbst.

Vieles davon, was sie von sich gibt, könnte man so in keiner Zeitung drucken. Passagen, die man nacherzählen kann, sind selten – etwa, wenn sie Witze darüber macht, wie schön es sei, endlich als Komikerin viel Geld zu verdienen und sich so ständig junge Männer zu angeln, die finanziell abhängig von ihr seien. In ihren frühen Zwanzigern sei es gerade andersrum gewesen und sie, mittlerweile 38, verstehe nun, warum so ein Machtgefälle auch eine gewisse Abscheu in eine Beziehung bringe.



*Unfreiwillig enthaltsam:*  
Humoristin Nikki Glaser.

Auch Taylor Tomlinson, mit Mitte zwanzig die Jüngste in der Truppe, zieht mit den Älteren gleich und macht sich vor allem über die eigene christliche Erziehung in Kombination mit dem Thema Sex lustig. Welche Pannen eine streng kirchliche Prägung mit sich bringt, wirkt da plötzlich sehr anschaulich – und sehr witzig.

## Ganz weit entfernt

Interessant wird es im Vergleich zum deutschsprachigen Raum. Dort fehlen Comedians wie Glaser, Cummings oder Tomlinson, also Comedians, die das Intimste ihrer selbst zum Thema machen. Stattdessen wenden sich die Stars der deutschen Szene von Hazel Brugger bis Caroline Kebekus dem Gesellschaftlichen zu, dem, was um sie herum passiert, oft auch dem ganz weit Entfernten und Politischen.

Man könnte fast vermuten, die deutsche Comedy-Szene sei prüde, vielleicht auch etwas moralisierend. Doch es liegt nicht nur an der deutschen Szene, die amerikanischen männlichen Comedians sind nämlich genauso prüde,

auch sie sprechen am liebsten über Trump oder Biden, über das, was weit weg von ihnen geschieht, und sie machen sich daher auch kaum angreifbar.

Während des ersten Shutdowns etwa machten sich viele über die Corona-Regeln und die widersprüchlichen Massnahmen lustig oder über die zu schnell gezwitscherten Tweets irgendwelcher Promis. Glaser hingegen füllte ihre Sendezeit mit Witzen über ihre unfreiwillige Enthaltensamkeit während der Isolation.

Es sei sogar schon so schlimm, dass sie, zurück in ihrer Heimatstadt, wo sie die Pandemie-Zeit totschlägt, nochmals versuche, all die Typen rumzukriegen, die sie schon in ihrer Schulzeit an der Angel hatte. Wandern mit dem Ex-Freund etwa, wobei sie stets vor ihm gelaufen sei und die Pobacken zusammengekniffen habe, um ja vorteilhaft auszusehen.

## Etwas zutiefst Feministisches

Glaser, Cummings und Tomlinson sind so was wie die weiblichen Pendanten zum männlichen, stets etwas angetrunkenen College-Single, der bei jeder Gelegenheit Details aus seinem Schlafzimmer ausbreitet, und, so gesehen, haben Glaser und Co. etwas zutiefst Feministisches, ein Selbstverständnis, das sich vor keiner Kritik mehr fürchtet und von keiner sozialen Hemmung im Zaum gehalten wird.

Es ist auch erstaunlich, dass die Komikerinnen im TV über Dinge reden, die so bisher eigentlich nur in den Untiefen des Internets publiziert wurden. Gerade in den USA, wo Warnhinweise bezüglich Sex und Gewalt lange Zeit nicht fehlen durften, ist das nicht selbstverständlich. Glaser und Co. gelingt, was Sitcoms und Filme nie vollbringen konnten.

Ob man das nun als Sittenverfall an den Pranger stellen oder als Aufbruch feiern will, sei jedem selbst überlassen. Jedenfalls kommt es gut an und wäre auch mal in der deutschsprachigen Comedy-Szene einen Versuch wert, die sich zwar als waghalsig inszeniert, dann aber doch meist bei flachen Witzen über Friedrich Merz stehenbleibt.

# EINE FRAGE DER MORAL

Eugen Sorg



Unzählige Migranten, Glückssucher und Flüchtlinge machten sich in den letzten fünfzig Jahren auf, um in Schweden zu leben. Kein anderes westliches Land nahm im Verhältnis zur Bevölkerung mehr Zuwanderer auf. Man ist stolz auf den inoffiziellen Titel einer humanitären Grossmacht, obwohl diese Ehre auch Probleme mit sich bringt – wie zum Beispiel jene rätselhafte Krankheit, die Ende der neunziger Jahre zum ersten Mal im Land auftaucht und sich rasch verbreitet.

2006 sind schon 450 Fälle bekannt. Anfällig sind Kinder und Jugendliche zwischen acht und achtzehn Jahren. Die Symptome sind immer gleich: Die Patienten gleiten in eine Art Koma, schliessen die Augen, sind unansprechbar, hören auf zu essen und zu trinken, koten ein wie Kleinkinder und müssen über eine Sonde ernährt werden.

Merkwürdig ist, dass diese Krankheit nur in Schweden vorkommt und dort wiederum nur Asylbewerberfamilien betrifft: anfangs Roma aus Ex-Jugoslawien, später auch ethnische Uiguren aus der früheren Sowjetunion, dann vereinzelt Jesiden. Ebenso seltsam: Auslöser ist immer ein abgelehnter Asylantrag. Und die einzig wirksame Therapie ist ein positiver Asylentscheid. Kaum ist die gute Nachricht eingetroffen, kehrt Leben in die reglosen Körper zurück.

Das Schicksal der «Dornröschen-Kinder» bewegt. Es lassen sich keine körperlichen Ursachen für den untoten Zustand finden. Puls, Blutdruck, physiologische Reaktionen – alles normal. Die Psychiater konsultieren ihre Klassifikationsschemata. Katatonie, depressive Entkräftung, dissoziative Störung, posttraumatische Belastungsstörung

oder pervasives Verweigerungssyndrom? Nichts trifft wirklich zu, also kreiert man einen Namen für die neuartige Krankheit: «Uppgivenhetssyndrom», Resignationssyndrom.

Psychofantastik, Opferpoesie, moralische Sinnbilder treten an die Stelle fehlender wissenschaftlich-vernünftiger Erklärungen. Eine von Psychologen und Ethnologen verfasste Studie vertritt die These, die Krankheit sei ein Phänomen «holistischer Kulturen», von Gesellschaften mit unklaren Grenzen zwischen dem Einzelnen und dem Kollektiv. Die apathischen Kinder würden sich «für ihre Familien opfern, indem sie das Bewusstsein verlieren». Die Re-

## *Psychofantastik und Opferpoesie treten an die Stelle fehlender wissenschaftlicher Erklärungen.*

gierung schickt zur Abklärung eine Delegation von Ärzten und Soziologen nach Kasachstan, Kirgistan, Serbien, in den Kosovo. Alle lokalen Doktoren erklären jedoch, nie von solchen Symptomen gehört zu haben.

Seriöse Ärztezeitungen veröffentlichen Gedichte zum Syndrom mit Zeilen wie «deine Augen haben alles gesehen». Ein renommierter Psychiater sieht die von ihren weinenden Müttern umsorgten Kinder «umweht von der Atmosphäre von Michelangelos «Pietà»». Ein Kollege deutet die Störung als «gewolltes Sterben» und vergleicht die apathischen Kinder mit jenen geschundenen KZ-Häftlingen, die, in eine Ecke gekauert, auf den Tod gewartet hätten.

Die medizinischen und journalistischen Berichte beschreiben die Patienten als die intelligentesten, sensibelsten Mitglieder ihrer Familien, als heldenhafte, fast heilige Wesen. «Sie

sind wie Schneewittchen», gibt eine Ärztin den oft schwärmerischen, ja märchenhaften Ton wieder, «sie fallen einfach aus der Welt.» Als das Fernsehen Aufnahmen von Kindern zeigt, die auf Tragbahnen ausgeschafft werden, folgt ein Aufschrei. Das Selbstbild der Nation, die Identität als Hüterin einer universalen «Ethik des Mitgefühls», erfährt eine schamvolle Kränkung. Die Regierung stoppt die Abschiebungen.

Man kann sich die seltsame Krankheit, die nur ausgewählte ethnische Gruppen unter spezifischen Umständen befällt und wieder verlässt, nicht erklären. Aber man ist sich einig, dass es eine echte Krankheit ist. Die wenigen, die skeptisch sind, werden als rassistisch, xenophob, herzlos abgebügelt. Oder ignoriert, wie jene Techniker eines TV-Teams, denen aufgefallen war, dass die kranken Kinder «ziemlich frisch» wirkten, wenn sie sich unbeobachtet wähten.

Im Herbst 2019 erzählen zwei junge Erwachsene dem angesehenen schwedischen Magazin *Filter*, wie sie als Kinder von ihren Eltern gezwungen worden seien, das Resignationssyndrom zu simulieren. Einer der beiden ehemals «Kranken» schildert, wie er von seinem Vater geschlagen worden sei, wenn er nicht gehorcht habe. Die Schauspielerei dauerte Jahre, bis die Familie die Aufenthaltsbewilligung erhielt.

Der Bericht erregte Aufsehen. Das Tabu ist gebrochen. Wie viele der tausend «Schneewittchen» waren falsch? Lange hielt sich das Land an das Motto von Pippi Langstrumpf, der berühmtesten Schwedin: «Ich mach' mir die Welt, wie sie mir gefällt.» Nun ist die reale Welt zu Besuch gekommen. Und sie ist nicht unschuldig wie Bullerbü.

# Wo steht Deutschland?

Die staatstragende CDU hat ihren neuen Chef gekürt. Wie aber geht es der Bundesrepublik? Trotz Corona ist die Wirtschaft robust. Die Schulden steigen, und die Energiewende wird teuer.

Beat Gygi

Nach sechzehn Jahren Kanzlerschaft Angela Merkels mit Finanzkrise, Flüchtlingsansturm, chronischer Stützung der EU und des Euro mit deutschem Geld, Grossschäden in der Autoindustrie, Energiepreisexplosion, Corona-Lähmung, Produktivitätsproblemen, Umwälzungen in der Parteienlandschaft und wachsender Gehässigkeit in öffentlichen Debatten fragt man sich: Wie steht Deutschland da? Eigentlich gut. 2019 stellten die Schweizer verwundert fest, dass Deutschland eine geringere Erwerbslosigkeit hatte als sie. Den Titel als Vize-Exportweltmeister musste das Land knapp an die USA abgeben, aber es gelang, dass die Wirtschaftsleistung trotz dem Rückgang in der Industrie 2019 noch im Plus war.

## Prestige im Export

Auf den ersten Blick kann man sagen: Deutschland ist der noch einigermaßen gesunde Mann Europas, dank Exportkraft. Die Corona-Krise hat die Wirtschaft zwar ähnlich getroffen wie die anderen Länder, aber der starke Ausfuhrsektor gewann dank Chinas Erholung vom Sommer an Dynamik. In der Normalität des Jahres 2019 erzielte die deutsche Wirtschaft einen grösseren Exportüberschuss bei Gütern und Dienstleistungen als jedes andere Land.

Das bringt Prestige, die Leute arbeiten wie wild für ausländische Kunden, der für Deutschland günstige Wechselkurs des Euro wirkt wie ein Turbo, aber was hat das Land davon? Autos und Industrieanlagen werden so im Grunde zu billig verkauft. Und in der Euro-Zone kann Deutschland nicht einmal sicher sein, das Geld irgendwann tatsächlich zu erhalten, da Forderungen vorläufig in Form der sogenannten Target-Salden nur versprochen sind.

Die Inlandnachfrage ist, abgesehen von Corona, ebenfalls rege, aber vor allem im Konsumieren, dies dank Geldschwemme der Europäischen Zentralbank samt Nullzinsen. Bei den Investitionen dagegen gibt es eine Schwachstelle, schmerzhaft spürbar unter anderem



Noch mehr Umverteilung: CDU-Chef Laschet.

in einer mangelhaften Digital-Infrastruktur. Auch der Staatshaushalt sieht weniger schlecht aus als in vielen anderen Ländern. Bis vor Corona hatte man das Ziel der schwarzen Null im Budget verfolgt, durch Corona schnellen nun allerdings die Staatsschulden auf einen Rekord hoch, der den früheren Höchstwert von 2012 übertrifft und langjährige Sparanstrengungen ausradiiert.

Die neue Belastung durch die Krise ändert das Bild, zumal Deutschland auch zur Stützung der EU gewaltige Zahlungen versprochen

*«Die Staatseinnahmen gemessen am Sozialprodukt sind 2019 auf einen Höchststand gestiegen.»*

hat. Für Umverteilungswünsche gibt es nun viel weniger Spielraum als in den vergangenen frivoleren Jahren. Zwei besonders grosse Probleme überschatten die Zukunft: Erstens die Kosten der seinerzeit hastig beschlossenen Energiewende mit dem Ausstieg aus Kernkraft, Kohle, Öl und Gas, die in der Nähe von einer Billion Euro liegen können. Zweitens die Überalterung der Gesellschaft, die schmerzhaft Anpassungen in der Sozialpolitik nötig machen wird, die viele noch nicht wahrhaben wollen. Wie in zahlreichen andern Ländern wird die Erhöhung des Renteneintrittsalters unumgäng-

lich sein. Nun hat Armin Laschet am Wochenende in Deutschland die Wahl zum Vorsitzenden der Christlich-Demokratischen Union (CDU) gewonnen. Mit einiger Wahrscheinlichkeit wird er der nächste Bundeskanzler. Was bedeutet das? Laschet ist Ministerpräsident des grössten Bundeslandes, Nordrhein-Westfalens, von der Geschichte her ein Zentrum der traditionellen Sozialdemokratie, des sogenannten rheinischen Kapitalismus, der gezähmten, abgemilderten, ja umarmenden sozialen Marktwirtschaft. Es ist pikant, dass die CDU jetzt da steht. Das erinnert daran, dass die Partei zunehmend sozialdemokratische Themen

besetzt hat. Die SPD wurde so sehr bedrängt, dass sie massiv Wähler verlor. Begonnen damit hatte der frühere Kanzler Helmut Kohl (1982–1998), der mit Familien- und Sozialpolitik zur Mitte strebte, um sich Stimmen zu sichern. Merkel setzte den Kurs fort. Ist Deutschland zunehmend nach links gerutscht?

«Eindeutig», sagt Stefan Kooths, Ökonomieprofessor am Institut für Weltwirtschaft in Kiel, die Indizien seien klar. «Die Staatseinnahmen gemessen am Sozialprodukt sind 2019 auf einen Höchststand gestiegen.» Und bezeichnend für die politische Verschiebung sei, dass das kaum jemanden aufrege, dieser Rekord sei kein Politikum in Deutschland. Eigentlich liege diese Quote nicht mehr so weit unter jenen 50 Prozent, die der frühere Kanzler Helmut Kohl einmal als Grenze zum Sozialismus bezeichnet habe. Aber Diskussionen blieben aus, wie man den Staatseinfluss zurückführen könnte. «Wir haben keine Deregulierungsdebatte, und Forderungen nach Steuerentlastungen klingen fast schon exotisch, der Mainstream diskutiert all das nicht.»

## Wer bildet heute den «Mainstream»?

Lars Feld, Ökonomieprofessor in Freiburg i. Br. und Vorsitzender des Sachverständigenrats zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung (der «fünf Weisen»), sieht die Linksbewegung etwas anders. «Im Grunde war die CDU bei sozialen Themen immer schon deutlich

stärker in der Mitte verankert, als die Öffentlichkeit dies wahrnahm», meint Feld. Die Sozialausschüsse hätten seit je viel Gewicht gehabt, auch aufgrund der Tradition der christlichen Soziallehre. «Aber solange es die konfessionelle Bindung gab, sprach die CDU eher die katholische Bevölkerung an, während die SPD auf die protestantische Arbeitnehmerschaft ausgerichtet war», fügt er an. Mit abnehmenden konfessionellen Bindungen habe die CDU protestantische Wähler gewonnen, die früher bei der SPD waren, ohne die Position zu verändern. In der Sozialpolitik verfolgt die Union nach Felds Einschätzung ihre angestammten Prinzipien, während sie in der neu aufgekommenen Klimapolitik zu grossen Zugeständnissen an die Grünen neigt.

Wer bildet denn heute den «Mainstream»? Nicht alle. Das Bild mit den Glace-Verkäufern zeigt, dass das Zusammenrücken der zwei grossen Parteien an den Rändern viel Raum liess. So konnte sich auf der rechten Seite bei der letzten Bundestagswahl 2017 die AfD mit einem Wähleranteil von knapp 13 Prozent etablieren. Am linken Rand richteten sich die Grünen und die Linke (je rund 9 Prozent) ein. Die AfD ist den anderen Parteien für eine normale politische Zusammenarbeit jedoch nicht genehm und wird im parlamentarischen Betrieb nach Möglichkeit ausgeschlossen. Der «Mainstream» umfasst also

mehr oder weniger das Spektrum von ganz links bis etwas rechts der Mitte, das gilt für Parteien wie auch Medien. Ein substanzieller Teil des bürgerlichen Lagers findet also im politischen Apparat und damit in dem, was der Staat tut, wenig Beachtung.

Was ist mit der FDP, einer typisch bürgerlich-wirtschaftsfreundlichen Partei? Was die Führung der FDP in jüngerer Zeit geboten hat, verdient den Titel «vertane Chance des Jahrzehnts». Die AfD hat viele von der Union enttäuschte bürger-

*Was die FDP in jüngerer Zeit geboten hat, verdient den Titel «vertane Chance des Jahrzehnts».*

liche Wähler angezogen, und genauso hätte die FDP Gelegenheiten gehabt, mit Ideen in Richtung mehr persönlicher Freiheit, Staatskepsis oder Eigenverantwortung zu punkten. Aber die Spitze um Christian Lindner duckte sich.

Wohin strebt der «Mainstream» in der Wirtschaftspolitik? Nach Kooths' Worten geht es meist darum, wie man Staatseinnahmen weiter erhöhen oder die Regulierung ausbauen könnte. Er verweist auf die Initiative für ein Lieferkettengesetz, das den Firmen Nachverfolgung und Haftung bis weit in das Zuliefernetz vor-

schreiben soll. Oder das Verbot, Mietwohnungen in Eigentumswohnungen umzuwandeln, die Mietpreisbremse, den Mietendeckel et cetera. «Gulliver-Syndrom» nennt er das in Anspielung auf Gulliver, der auf seiner Reise zu den Zwergen plötzlich mit vielen dünnen Fäden gefesselt war, keiner war besonders stark, in der Summe aber blockierten sie ihn.

#### Nur noch Rückzugsgefechte

In dieser «Gulliver»-Wirtschaft unternehme die CDU wenig bis nichts, um Fäden zu lösen, meint Kooths. Sie führe höchstens Rückzugsgefechte. Vorschlägen aus dem interventionistischen «Mainstream» stimme die Union oft mit Abstrichen zu. So komme Links-Grün reihenweise zu Teilerfolgen. Ähnliches gelte mit Blick auf die EU-Politik. Aus ihrem traditionellen Selbstverständnis heraus müsste die Union nein sagen zu einer derart weitgehenden Umverteilung, wie sie beispielsweise mit dem neuen Krisenfonds beschlossen ist.

Besonders bedenklich findet er jedoch, dass sich durch die ganze Wirtschafts- und Finanzpolitik die Denkweise ziehe: «Deutschland ist ein superreiches Land, wir können uns alles leisten, Schulden sind kein Problem, wir können den Arbeitsmarkt beliebig regulieren, unsere starken Unternehmen verkraften alles.»

**... dann machen wir das Beste aus der Situation.**



# Schlafwohl

Markenmatratzen & Bettsysteme

 SINCE 2006

---

Testen Sie die meistgewählten Matratzen – jetzt auch im Homeoffice!

**TEMPUR Sensation Elite 25**




**BICO KlimaLuxe**




**riposa SUPERNOVA LUXE**




**Superba Futura**




Die meistgewählten Matratzen der einzelnen Marken bei Schlafwohl (2020).

- Die grösste Auswahl an Testmatratzen in der Schweiz – Probeschlafen zu Hause
- Sensationelle Lockdown-Rabatte mit Best-Price Garantie • Kompetente Fachberatung am Telefon
- Besser erreichbar als alle anderen: MO-FR: 8.00-19.00 Uhr / SA: 8.00-17.00 Uhr
- Das Schlafwohl Team freut sich auf Ihren Anruf: **044 700 01 09**

**Bettenfachgeschäft Schlafwohl:** Zürich | Bern | Basel | Luzern | St. Gallen | Winterthur | Baar | Chur | Mellingen

[www.schlafwohl.ch](http://www.schlafwohl.ch) [info@schlafwohl.ch](mailto:info@schlafwohl.ch)

# Politik umarmt Sport

Wo beginnt das Böse? Welche Staaten müssen geächtet werden? Die Empörung über René Fasel's Eishockey-WM ist fragwürdig.

Bernard Thurnheer

Dieses Bild sorgte für Emotionen. René Fasel, Chef des Welteishockeyverbandes (IIHF), und Alexander Lukaschenko, Alleinherrscher von Weissrussland, wurden in inniger Umarmung fotografiert. Dass die Geste vom Diktator aus ging, darf vorausgesetzt werden. Dass es einen Schweizer Funktionär traf, liess die hiesige Medienwelt aufheulen. Was also hätte René Fasel tun sollen? Sich ducken, sich der Umarmung entwinden, für einen diplomatischen Skandal sorgen? Gar nicht erst hinfahren? Die WM erst gar nicht an Weissrussland vergeben? Dies alles steht im Widerspruch zu dem, was normalerweise gefordert wird.

Politik und Sport sollen getrennte Wege gehen. Die Politik darf sich nicht in den Sport einmischen, so lautet die gängige Doktrin. Der Weltfussballverband (Fifa) setzt dieses Prinzip wenigstens formal rigoros durch und schliesst Mitgliedsländer bei Widerhandlung aus. Soll sich aber umgekehrt der Sport in die Politik einmischen? Lieber nicht, denken wohl die meisten Athleten, die einfach ihre Wettkämpfe austragen wollen, ohne sich um die Umstände kümmern zu müssen, die in den Austragungsländern herrschen. Das Problem dabei ist allerdings, dass sich nur der Sportler als Single fühlt, der Politiker hingegen als Bräutigam, der von der Schönheit der Braut in möglichst hohem Masse profitieren



„Und hier unsere Alternative zur Querflöte ...“

will. Das Abkapseln bleibt jedes Mal Wunschdenken, doch der Sport hat von jeher auf seiner Fiktion bestanden, von der Fussball-WM in Argentinien (1978 trotz Militärdiktatur) bis zu den Olympischen Spiele von Berlin (1936), Moskau (1980) oder Peking (2008). Demnächst im Programm: die Handball-WM in Ägypten und das Formel-1-Rennen in Bahrain (später auch noch eines in Saudi-Arabien).

Schon diese Liste von Beispielen offenbart eine kaum zu lösende Problematik. Wo beginnt das «wirklich Böse»? Wo schlüpfen die «gemässigten Menschenrechtsverletzer» noch durch? Und wer entscheidet das? Erschliesst sich da dem Uno-Menschenrechtsrat ein neues Tätigkeitsfeld?

Die Organisation grosser Sportanlässe verschlingt immer grössere Geldsummen, die nur noch von den Grossmächten und einigen Diktaturen aufgebracht werden können. Die Verbände, die von diesen Einnahmen leben, sind froh um jeden, der sich überhaupt noch zur Verfügung stellt. Dieses letzte Argument zählt zwar im Fall einer Eishockey-WM nicht, doch auch hier ist die Anzahl der Kandidaten überschaubar, müssen sie Jahre im Voraus erkoren werden und ist eine Ablehnung aus moralischen Gründen realitätsfremd.

René Fasel hat einfach Pech gehabt, Pech mit seinem WM-Ausrichter, Pech mit dem Zeitpunkt, Pech, dass die Missstände durch die Regierung für einmal nicht propagandistisch verwischt werden konnten, Pech mit der grossen Symbolwirkung des einen Bildes. Ohne dieses wäre das Turnier business as usual geblieben.

Unterdessen ist Weissrussland die Eishockey-WM doch noch entzogen worden. Als Begründung wurden nicht etwa die massiven Menschenrechtsverletzungen ins Feld geführt, sondern lediglich Sicherheitsbedenken. Mit diesem Dreh ist es René Fasel gelungen, seine Ehre zu retten, sein diplomatisches Geschick zu beweisen und die Fassade des von der Politik unabhängigen Sports zu retten.

Bernard «Beni» Thurnheer ist Jurist und gehört zu den renommiertesten Schweizer Journalisten.

## Deutschland sperrt «Corona-Leugner» ein

Kürzlich erschien ein kleines Buch, das einen sarkastischen Blick auf Deutschlands dystopische Zukunft wirft. In «Karl – 2050» beschreibt Sandra Kristin Meier das Leben dreissig Jahre nach Verhängung des ersten Lockdowns, der mittlerweile zum Dauerzustand und zur Grundlage eines totalitären Regimes geworden ist. Titelheld Karl denunziert Regimegegner und erwirbt dafür Sozialpunkte für einen Urlaub an der Ostsee.

Das Büchlein hat Schwächen, aber die grösste konnte die Autorin nicht vorhersehen: Gemessen an dem Tempo, in dem in der Bundesrepublik immer neue Zwangsmassnahmen gegen «Corona-Leugner» ersonnen werden, könnte «2050» schon früher eintreten.

Denn wie soeben bekannt wurde, planen drei Bundesländer nun, Quarantäne-Verweigerer zwangsweise in geschlossene Einrichtungen einzuweisen. Bei solchen «Zentralstellen» handelt es sich um Spitäler (Baden-Württemberg), Asylantenheime (Brandenburg) oder Jugendstrafanstalten (Schleswig-Holstein).

Damit erst gar keine Zweifel aufkommen, teilte die grün geführte Landesregierung in Stuttgart mit, dass auch in der Klinik die «Absonderungsplätze» von einem Wachdienst kontrolliert würden. Was die Wachleute bei einem Fluchtversuch unternehmen, sagte sie nicht. Greifen sie zum Taser?

Erwähnenswert ist, dass in allen drei Ländern die Grünen, früher mal Bürgerrechtler, in der Regierung sind. Bemerkenswert ist, dass der Freiheitsentzug rechtens ist – dank der Ende 2020 durchgepeitschten Neufassung des Infektionsschutzgesetzes. Verstörend ist, dass der Bericht über die geplanten Absonderungseinrichtungen kaum Widerhall, geschweige denn Protest in den Mainstream-Medien fand.

Wie schnell die Realität zur Fiktion aufschliesst, zeigt ein anderes Beispiel: In «Karl – 2050» trägt jeder eine staatlich vorgeschriebene Standardmaske. In Bayern hat Regierungschef Markus Söder ebenfalls Maskenuniformität erlassen: Wo früher bunter Stoff Individualität erlaubte, laufen alle Bayern mit dem einheitlichen FFP2-Entenschnabel herum. Der Rest Deutschlands will folgen. Karl würde es freuen.

Wolfgang Koydl

# BRIEF AUS FLORIANOPOLIS

Silvan Amberg



**W**ir erleben eine spannende Zeit. Der Staat drangsaliert die Bürger täglich, und eine wachsende Minderheit der Bevölkerung lehnt sich dagegen auf.

In den letzten Wochen habe ich in meinem Umfeld einen Stimmungsumschwung festgestellt. Wo anfangs vor allem Wut war, tritt heute eher Hilflosigkeit auf: «Was können wir tun?» Verzweifelte Bürger haben versucht, sich juristisch zu wehren. Im Vertrauen auf die Justiz, aber ohne juristischen Hintergrund, haben sie Bussen angefochten. Die Gerichte haben die Einsprachen abgeschmettert und den Klägern auch noch hohe Gerichtskosten auferlegt, welche diese kaum bezahlen konnten. Der kleine Gastronomieaufstand von Daniela Liebi wurde mit einem kurzen Polizeieinsatz niedergeschlagen. Der Rest der Branche hat aufgegeben. Eines ist klar geworden: Die Massnahmenbefürworter sind in der Mehrheit, und sie kennen keine Gnade.

Zwar gibt es immer noch Optimisten, die glauben, dass die Kritiker irgendwann eine politische Mehrheit erreichen und mit Hilfe der geliebten Demokratie dem Treiben ein Ende setzen werden. Doch auch ihnen wird irgendwann die Kraft ausgehen. Wie die Frösche im Kochtopf werden sie von der Exekutive mit fast unbeschränkten Ressourcen langsam weichgekocht.

Ich habe einen anderen Weg gewählt. Nach meinem einmonatigen Aufenthalt in Schweden (*Weltwoche* Nr. 19/20) habe ich entschieden, mich aus der Schweiz abzumelden und ins permanente Corona-Asyl zu gehen. Das geht relativ problemlos, wenn man bereit ist, seine feste Wohnung in der Schweiz aufzugeben. So habe ich meine Habe in einen grossen Koffer gepackt und lebe seither in

Hotels, wo auch immer es mich gerade hinzieht. Mit Familie, Freunden und Kunden bleibe ich über Video in Kontakt, und ich komme alle zwei bis drei Monate zu Besuch in die Schweiz.

Letztes Jahr war ich zum Beispiel in Kolumbien, Brasilien, Frankreich, Deutschland, Belgien, der Türkei, Serbien, Ägypten, Spanien und Griechenland. Zwar gibt es dort auch Corona-Massnahmen, allerdings sind sie nicht überall gleich streng und variieren im Laufe der Zeit. Besonders Ägypten und die Türkei kann ich in dieser Hinsicht empfehlen. Entscheidend ist dabei, dass man spontan bleibt. Es kann immer wieder sein, dass ein Land den Lockdown beschliesst

*Ich bin ins Corona-Asyl gegangen und lebe seither in Hotels, wo auch immer es mich gerade hinzieht.*

oder ein Flug gestrichen wird und ich plötzlich kurzfristig mein Reiseziel anpassen muss. Dies ist jedoch kein Problem, wenn man alles Lebensnotwendige mit sich herumträgt. Zurzeit bin ich in Florianopolis, Brasilien.

Doch nicht nur den Corona-Freiheitseinschränkungen konnte ich mich durch den Wegzug entziehen, auch zahle ich deutlich weniger Steuern und muss somit die absurden Corona-Exzesse der Regierung nicht mehr mitfinanzieren. Per Wegzug wurde mir auch die obligatorische Krankenkasse gekündigt. So kann ich mich jetzt selber bei einer privaten Kasse versichern, die viel günstiger ist und besser auf meine Bedürfnisse zugeschnitten.

Nicht zuletzt habe ich auch die Souveränität über meine Altersvorsorge wiedererlangt. Da ich meine Pensionskasse ausbezahlen lassen kann, bin ich nicht mehr gezwungen, mein Geld in

Staatsanleihen anzulegen und aufgrund der Geldentwertung dem Staat noch zusätzliche versteckte Steuern zu zahlen. In der aktuellen Situation lege ich fast meine ganze Vorsorge in Gold und Bitcoin an, welche langfristig ihren Wert halten oder steigern sollten. Dann kann die Nationalbank auch künftig Unsummen von Geld drucken, ohne dass ich um meine Rente bangen muss.

**P**ositiv fällt auch ins Gewicht, dass die meisten Länder ein deutlich tieferes Preisniveau haben als die Schweiz. Dies, zusammen mit einer tieferen Steuerbelastung, erlaubt es mir, auch mit temporären Einkommenseinbussen hervorragend zu leben.

Innerhalb von wenigen Monaten habe ich auf diese Weise für mich persönlich viele jener Freiheiten erreicht, für die ich vorher fünfzehn Jahre lang erfolglos politisch gekämpft habe.

Ich muss dazu sagen, dass dieser Weg des Abmeldens für mich noch vor einem Jahr undenkbar gewesen wäre. Zu hoch schien mir der Aufwand und zu gross der Verzicht auf die Annehmlichkeiten des geregelten Alltags. Doch es ist wie bei vielem im Leben: Hat man erst mal den Entschluss gefasst, lässt sich so manche Hürde überwinden.

Wer sich also über die Politik aufregt, der kann sein eigenes Traum-Asyl planen. Vielleicht bleibt es beim Gedankenspiel, vielleicht folgen Taten. Und eines ist sicher: Zurück kann man jederzeit, und die gesammelten Erfahrungen wird man nicht bereuen.

Silvan Amberg ist selbständiger Steuerberater und Co-Präsident der libertären Partei Up! Schweiz.

# Preis der Freiheit

Philip Stewart war der letzte der legendären neuseeländischen Spitfire-Piloten der Royal Air Force. Noch nie hätten so viele so wenigen so viel zu verdanken gehabt, urteilte Churchill.

David Vogelsanger

Philip Stewart war bis zuletzt in ausgezeichneter körperlicher und vor allem geistiger Verfassung. Seit dem Tod seiner Frau lebte er allein und hielt Haus und Garten in perfekter Ordnung. Mit 101 erhielt er seinen Fahrausweis erneuert und pilotierte regelmässig sein Auto. Er hielt Vorträge und nahm Interessierte wie den Schreibenden immer wieder gastfreundlich bei sich auf, denn es war ihm das wichtigste Anliegen, nachfolgenden Generationen weiterzugeben, dass der Preis der Freiheit das eigene Leben sein kann. Viele seiner RAF-Kameraden hatten diesen Preis bezahlt.

In bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen, hätte er eigentlich wie ein älterer Bruder Arzt werden wollen. Wie unzählige andere junge Neuseeländer hörte der 23-Jährige aber den Ruf von Labour-Premier Michael Savage: «Where Britain goes, we go.» Inspiriert von der Battle of Britain und vom Wunsch zu fliegen, meldete sich Stewart im Dezember 1940 zur Luftwaffe. Bereits in der Grundausbildung als Pilot wurde seine Tiger Moth in der Luft von einem anderen Flugschüler gerammt. Dieser war tot, Stewarts Instruktor verbrachte achtzehn Monate in Rekonvaleszenz, aber er selber landete unverletzt in einem Baum.

## Rettung im eiskalten Wasser

Es folgten die Ausbildung zum Kampfpiloten in Kanada und Schottland und ab Mitte 1941 der Kriegseinsatz mit Spitfires in England. Stewart wollte nicht in einer neuseeländischen Staffel fliegen, sondern dort, wo die Freiwilligen aus der ganzen Welt und vor allem auch aus dem besetzten Europa zusammenkamen. Einer seiner guten Freunde war der österreichische Graf Franz Ferdinand von Colloredo-Mansfeld, der 1944 als Squadron Leader über Frankreich abgeschossen wurde. Jeden Tag kam mindestens einer der Piloten einer Staffel nicht mehr zurück. Das vergab Stewart den Deutschen nie.

Er bewährte sich in zahlreichen Luftkämpfen und wurde selber Staffelführer. Von einer Me 109 vor Dover abgeschossen, wurde er im letzten Moment vor Einbruch der Nacht aus dem eiskalten Wasser des Kanals gerettet. Verwundet



Bescheidener Kriegsheld:  
Pilot Stewart (1917–2020).

wurde er aber nie, ausser bei einem Unfall mit seinem Sportwagen, der ihn für sechs Monate ausser Gefecht setzte. Die jungen Piloten lebten äusserst gefährlich, wurden aber auch so gut bezahlt, dass Stewart im Urlaub in London im «Dorchester» absteigen und mit einem der damals bekanntesten englischen Filmstars ausgehen konnte.

Unmittelbar vor dem D-Day am 6. Juni 1944 wurde Stewart in die Elitestaffel 1 Squadron versetzt und kommandierte dort einen der beiden *flights* von je sechs Spitfires. Am D-Day selber war er den ganzen Tag im Einsatz und griff deut-

*Jeden Tag kam mindestens einer der Piloten nicht mehr zurück. Das vergab er den Deutschen nie.*

sche Versorgungszüge an. 1 Squadron hatte 1940 als letzte Staffel bei Dünkirchen französischen Boden verlassen und erhielt deshalb die Ehre, als erste britische Flieger mit ihren Spitfires auf einem provisorischen Kriegsflugplatz der Amerikaner im befreiten Frankreich zu landen.

Kurz nach der Landung in der Normandie begannen die Deutschen das Terrorbombardement Londons mit den «Vergeltungswaffen» V1, einer Art früherer Cruise Missiles, die nur gerade so viel Treibstoff hatten, dass sie auf London ab-

stürzen mussten. Stewart war einer der mutigen Piloten, welche diese mit ihren Maschinengewehren, teilweise sogar mit dem Flügel der eigenen Maschine, vorzeitig zum Absturz brachten. Eine V1-Explosion in der Luft hätte auch der RAF-Pilot nicht überlebt.

## Ritter der Ehrenlegion

Stewarts Logbuch enthält für den 2. März 1945 den Eintrag «Escort to Brussels, Prime Minister». Ich fragte ihn bei einem unserer Gespräche, was Churchill an diesem Tag in Brüssel gemacht habe. «Keine Ahnung», war die Antwort, «das sagten sie uns nie.» Eine Recherche ergab, dass es sich um Churchills Konferenzen zuerst mit dem eigenen Feldmarschall Montgomery im Feld in Belgien und am Folgetag mit Dwight D. Eisenhower in Reims gehandelt hatte, an denen der alliierte Übergang über den Rhein und damit der Anfang vom Ende des Nazismus geplant worden war. Philip Stewart freute sich, das zu erfahren.

Nach dem Krieg gründete er eine Familie, wollte Farmer werden, hatte aber die Mittel für eine eigene Farm nicht, wurde Manager und später Unternehmer in der Wollindustrie, betrieb eine Kunstgalerie und ein Buchantiquariat in Südengland, kehrte mit Frau und Kindern schliesslich nach Neuseeland zurück, züchtete Schafe und wurde Präsident des Save the Children Fund. Er pilotierte nie mehr ein Flugzeug und gebärdete sich in typisch neuseeländischer Bescheidenheit nie als der Kriegsheld, der er gewesen war.

Die Franzosen machten den 98-Jährigen noch zum Ritter der Ehrenlegion, eine Auszeichnung, die er mit Schalk in den Augen entgegennahm. Mit bald 102 Jahren flog er mit seinem Sohn noch einmal in die Hauptstadt Wellington, um als Ehrengast an der Feier zum 75. Jahrestag des D-Day teilzunehmen. Churchill sagte von den RAF-Piloten von 1940: «Never have so many owed so much to so few.» Philip Stewart war zwar erst ab 1941 dabei, aber er war einer der «few».

David Vogelsanger ist ehemaliger Schweizer Diplomat. Zuletzt war er von 2014 bis 2019 Botschafter der Schweiz in Neuseeland und im Südpazifik.

# «Impeachment ist verfassungswidrig»

Anwalt Alan Dershowitz legt dar, warum Trumps Rede keine Aufwiegelung zu Gewalt war. Und warum ein zweites Amtsenthebungsverfahren ein Präzedenzfall gegen die Redefreiheit ist.

Urs Gehriger

**A**lan Dershowitz, 82, zählt zu den bekanntesten und umstrittensten Strafverteidigern Amerikas. Er hat hochkarätige und kontroverse Klienten wie O. J. Simpson und Jeffrey Epstein verteidigt. Letztes Jahr war er Teil des Anwaltsteams im ersten Amtsenthebungsverfahren gegen Donald Trump. Dershowitz bezeichnet sich selbst als linken Demokraten. Wir erreichen ihn telefonisch in Massachusetts.

**Weltwoche:** Gegen Donald Trump ist zum zweiten Mal ein Amtsenthebungsverfahren eingeleitet worden. Gibt es dafür eine rechtliche Grundlage?

**Dershowitz:** Nein.

**Weltwoche:** Trump hatte seine Anhänger nach Washington versammelt, ausgerechnet am Tag, an dem der Kongress Joe Biden offiziell als Präsidenten bestätigte. Er twitterte: «Seid da, seid wild». Bei seiner Rede rief er die Menge wiederholt zum «Kampf» auf.

**Dershowitz:** Er gebrauchte typische Kampfwörter, die Leute die ganze Zeit benutzen. Es war eine politische Rede, die durch die Verfassung geschützt ist.

**Weltwoche:** Sehen Sie keinen einzigen Beleg dafür, dass Trump etwas getan hat, was man als Aufwiegelung bezeichnen kann?

**Dershowitz:** Wie der amerikanische Jurist und Mitarbeiter des Obersten Gerichts (1902 bis 1932) Oliver Wendell Holmes einmal sagte: «Jede Idee ist eine Aufwiegelung.» Die Bibel wiegelt auf, der Koran wiegelt auf, die politischen Reden wiegeln auf. Die Veröffentlichung der Karikaturen durch *Charlie Hebdo* hat Gewalt ausgelöst. Aber wir können trotzdem keine Kompromisse bei der Rede- und Meinungsfreiheit eingehen. Die Verfassung der Vereinigten Staaten schützt die freie Rede, sogar sehr, sehr flammende freie Rede. Die Rede von Präsident Trump war ohne Wenn und Aber innerhalb der Grenzen der Verfassung.

**Weltwoche:** Trumps Kritiker sagen, er habe mit feurigen Worten die Menge aufgepeitscht und bewusst mit dem Feuer gespielt.

**Dershowitz:** Einige Leute mögen durch die Rede beeinflusst worden sein, das zu tun, was sie getan haben, aber sie war keine Anstachelung zu

Gewalt und hat sicherlich nicht einen Aufstand angezettelt. Ich erinnere an den Fall Brandenburg. Clarence Brandenburg, ein Führer des Ku-Klux-Klans in Ohio, hielt im Sommer 1964 eine Kundgebung ab, um seine weiss-suprematistische Ideologie zu propagieren. Er war umgeben von Leuten mit Kapuzen und Gewehren und er forderte sie auf, das Kapitol zu übernehmen und sich an Senatoren und Kongressabgeordneten zu rächen. Doch der Oberste Gerichtshof entschied einstimmig, dass diese Rede verfassungsmässig geschützt sei. Trumps Rede war nichts im Vergleich mit der Brandenburg-Rede.

**Weltwoche:** Trump sagte zur Menge: «Ich weiss, dass jeder hier bald zum Kapitol-Gebäude marschieren wird, um sich friedlich und patriotisch Gehör zu verschaffen.» Sind diese Worte von Bedeutung für Trumps Verteidigung?

**Dershowitz:** Ich denke schon, aber er hätte auf diese Worte sagen können: «Ich möchte, dass ihr zum Kapitol geht und dort eindringt.» Aber das hat er nicht gesagt.

**Weltwoche:** Der neue Präsident Joe Biden hat den Mob, der das Kapitol stürmte, als «inländische Terroristen» verurteilt. Ist diese Bezeichnung angemessen?

**Dershowitz:** Ich sage klar und deutlich: Das war kein Terrorismus. Ich bekam einen Anruf von einem Freund in Israel, der sagte: «Wie können sie es wagen, das Wort Terrorismus zu be-



nutzen? Wissen sie nicht, was Terrorismus ist? Terrorismus ist das Töten von Schulkindern in Ma'alot. Terrorismus ist das Sprengen von Bussen. Terrorismus ist, Flugzeuge in die Luft zu jagen.» Der Sturm auf das Kapitol war kein Terrorismus, das war ein gewalttätiger Aufstand. Und das war kein Aufstand, das war keine Revolution. Es war ein unentschuldigter, gewalttätiger, krimineller Akt, der bestraft werden sollte, aber man sollte ihn nicht zu einem Aufstand oder Ähnlichem hochstilisieren.

**Weltwoche:** Die Demokraten haben angekündigt, dass sie im Senat das Impeachment-Verfahren gegen Trump weiterverfolgen wollen. Erlaubt es die Verfassung, einen Präsidenten anzuklagen, nachdem er aus dem Amt geschieden ist?

**Dershowitz:** Nein, nein. Die Verfassung ist klar. Der Zweck eines Amtsenthebungsverfahrens ist die Entfernung eines Präsidenten aus dem Amt. Sobald er das Amt verlassen hat, ist das das Ende. Wenn der Senat einen normalen Bürger vor Gericht stellt, um ihn für künftige Amtshandlungen zu disqualifizieren, verstösst dies gegen unsere Verfassung. Wenn das erlaubt wäre, dann könnte der Senat jeden disqualifizieren, der für ein Amt kandidiert.

**Weltwoche:** Sie sagten kürzlich in einem Interview: «Der Präzedenzfall, der mit dem Amtsenthebungsverfahren gegen US-Präsident Donald Trump geschaffen wurde, wird in Zukunft dazu benutzt werden, die Redefreiheit von Bürgerrechtlern und Demonstranten zu beschneiden.» Können Sie das erklären?

**Dershowitz:** Ich denke, die Verfassung hat in unserer Geschichte vor allem die Linke vor Zensurversuchen geschützt. Sie hat Bürgerrechtler geschützt. Sie hat die Suffragetten geschützt. Sie hat Gewerkschaftsführer geschützt. Das Amtsenthebungsverfahren schafft einen Präzedenzfall gegen die Redefreiheit. Wenn Sie jetzt diesen Präzedenzfall schaffen, der es erlaubt, dass diese Art von Rede Gegenstand einer Anklage oder Strafverfolgung wird, wird er in Zukunft eindeutig gegen Menschen auf der anderen Seite des politischen Spektrums verwendet werden.

# Blaupause der Gelbwesten

Die Ausschreitungen in Washington ähneln verblüffend den Tumulten in Paris von 2018. *Gilets jaunes* und Trump-Anhänger stehen auf derselben Seite der Geschichte.

Peter Rothenbühler

Die Bilder vom Sturm der Trump-Anhänger aufs Capitol haben bei mir eine starke Erinnerung ausgelöst: Im Spätherbst 2018 stürmten in Frankreich die Gelbwesten, die *gilets jaunes*, in Paris einige Symbole der Macht und des Reichtums. Auf der Prachtstrasse Champs-Élysées wurden bei illegalen Grossdemos Samstag für Samstag Läden, Banken, Cafés zerstört und einmal sogar das zivile Heiligtum, der Arc de Triomphe, schwer beschädigt. Einen geplanten Sturm auf den Präsidentenpalast hat die Polizei verhindert.

Interessant sind die Parallelen zum Sturm aufs Capitol, vor allem wie die Bewegung damals von der Pariser Intelligenzija und den Medien dargestellt wurde. Da sich wie bei jeder Grossdemo in Frankreich auch Rechtsextreme, Antisemiten, Homophobe und andere Wirrköpfe unter die Demonstranten mischten, da Hitzköpfe sogar den Kopf von Macron aus Papiermaché auf Lanzen steckten, wurde sofort die ganze Bewegung kriminalisiert.

## Spitzmäulige Kommentare

Plötzlich waren alle Grossväter, Mütter, *Ladeli*-Besitzer und Krankenschwestern, Car-Chauffeure aus der Provinz nur noch Frauenverächter, Rassisten und Schwulenhasser. Die Polizei griff massiv mit neuen Anti-Demonstrations-Waffen ein, die viele Verletzte forderten. Das ganze Interesse konzentrierte sich auf die schändlichen Taten des «black bloc», der alles zerstörte, was auf der Luxusmeile Champs-Élysées zu zerstören war. Auch der Ruf der *gilets jaunes* wurde zerstört.

Interessant ist auch, dass die Wochen andauernden Ausschreitungen des «kleinen Volks» in Frankreich, obschon viel nachhaltiger in den zugefügten Schäden als beim Sturm aufs Capitol, der nur fünf Stunden dauerte, bei den Schweizer Medien nur spitzmäulige Kommentare ausgelöst haben. Niemand sah gleich die Französische Republik in Gefahr. Man dachte



Grosser Zorn: Kleinunternehmerin Ludosky.

eher, das geht vorüber, den Arc de Triomphe, dieses Denkmal für die Schlacht von Austerlitz und die Gefallenen des Ersten Weltkriegs, kann man putzen. *So what?*

Das eigentliche Anliegen der vielen hunderttausend friedlichen Demonstranten geriet in den Hintergrund. War dies die Absicht der Pariser Elite, dieses zentralistischen Establishments, wo sich Regierung, Banker, Medien und Intellektuelle die Hand reichen und auf die Provinzler seit eh und je runterschauen?

Eine andere wichtige Parallele zum Sturm aufs Capitol fällt mir auf: die fast unerklärliche Abwesenheit der Ordnungskräfte zu Beginn der Demos. Die Polizei schaute vor den Kameras der Fernsehstationen zu, wie verummte Gestalten Pflastersteine aus dem Strassenboden lösten; sicher nicht, um sie als Souvenir von Paris mitzunehmen. Erst als die Zerstörung ihren filmreifen Lauf nahm, griffen die Ordnungshüter ein. Aber eben: Je mehr die Extremen zerstörten, desto mehr wurde ihre Bewegung diskreditiert.

Der grosse Unterschied: Die Gelbwesten hatten keine charismatische Führerfigur. Sobald sich unter den *gilets jaunes* eine Persönlichkeit herauschälte und sich zu Gesprächen mit den Medien oder der Regierung bereit erklärte, wurde sie von den anderen zurückgenommen. Die *gilets jaunes* wollten auch nicht von der extremen Linken, den «Insoumis» von Jean-Luc Mélenchon, oder den extremen Rechten, dem Rassemblement national von Marine Le

Pen, eingenommen werden, auch die Gewerkschaften, die vielleicht vernünftige Ordnungsdienste angeboten hätten, lehnten sie strikte ab, was gar nicht hilfreich war. Auch später schälte sich keine dauerhafte Organisation heraus.

## «Zahnlose» und «Dieselfahrer»

Worum ging es diesen bunten Volksmassen eigentlich, die die teure Reise aus allen Ecken von Frankreich auf sich genommen hatten, um in Paris gegen die Re-

gierung zu protestieren? Es war wie bei grösseren Teilen der Trump-Anhänger die Masse der einfacheren Globalisierungsverlierer, der Mastricht-Verlierer, die unter den rigorosen Sparmassnahmen der Regierung litten, in der Provinz leben, wo es nur in Städten anständigen ÖV gibt, wo Läden, Schulen, Spitäler, Fabriken geschlossen werden und jede Familie so viele kleine Autos besitzen muss, wie sie Erwachsene zählt, denn ohne Auto geht nichts in der französischen Provinz. Es waren die «sans-dents» (Zahnlosen), wie der sozialistische Ex-Präsident François Hollande zynisch die Menschen nannte, die sich keinen Zahnarzt leisten können, die «Erbärmlichen», wie Hillary Clinton einen Teil der Fans von Trump betitelte. «Das Frankreich von denen, die Diesel fahren und rauchen», nannte Macron-Sprecher Benjamin Griveaux diese Leute herablassend im Fernsehen.

Im November und Dezember kamen sie aus ganz Frankreich, zunächst fast eine Million verärgerte Bürger, dann wurden es immer weniger, weil alles fehlte, um aus den Gelbwesten eine starke Bewegung zu machen: Hierarchie, Sprecher, Geld, Beziehungen zu den Medien. Und vor allem Ordnungsdienste, wie sie die Gewerkschaften kennen. Es wurde recht schnell klar, dass die Bewegung von Extremisten aller Art brutal benutzt wurde, um ihre Vandalenakte durchzuführen.

Dabei hatte es mit sympathischen Kleindemos in der Provinz begonnen. Das einfache

Volk besetzte Strassenkreisel, um den Verkehr zu verlangsamen, aber nie lahmzulegen, denn seine Angehörigen mussten zur Arbeit fahren. Der Auslöser des landesweiten Aufruhrs war eine neue Umweltabgabe auf Diesel, die die Fahrt zur Arbeit so teuer machte, dass im Budget einfacher Familien nichts übrigblieb für die Weihnachtsgeschenke der Kinder.

Jahrzehntelang hatte die Regierung dem Volk eingehämmert, Diesel zu fahren. Nun erhob Macrons Regierung auf diesem Treibstoff eine prohibitive Steuer, um alternative Energien zu fördern. Dafür schenkte man jedem Käufer eines neuen Elektroautos eine Verbilligungsprämie von 4000 Euro. Und liess am Fernsehen verkünden, wer ein Auto für 5000 Euro kaufe, bezahle nur noch 1000, das sei nicht einmal so viel wie der Mindestlohn (Smic). Allerdings gibt es Elektroautos erst ab 25 000 Euro. Macron weiss wohl auch nicht, wie viel ein Liter Milch oder eine Nintendo-Konsole kostet.

### Kopflose Volksbewegung

Ein erster Aufruf kam von der Kleinunternehmerin (Aromatherapie-Kosmetika) Priscillia Ludosky am 29. Mai 2018. Auf Twitter lancierte sie eine Petition gegen die Erhöhung der Treibstoffsteuern und gegen die soziale Un-

gleichheit im Land. Über die Petition wurde erst im September von der Zeitung *Le Parisien* gross berichtet, aber sie wurde ein riesiger Erfolg: auf Anhieb eine Million Unterzeichner!

Ein zweiter Aufruf kam von Ghislain Couard, einem Mechaniker aus Narbonne, der zur Demonstration am 17. November 2018 in Paris aufrief und die Idee lancierte, die gelbe Weste, die jeder im Auto mitführen muss, entweder gleich zu tragen oder sichtbar vor die Wind-

### *Es ging ums tägliche Brot der verarmenden und von der Elite verachteten «classe moyenne».*

schutzscheibe zu legen. Beide Personen wollten auf keinen Fall eine Führungsrolle übernehmen.

Es entstand eine echte, aber kopflose Volksbewegung, der es nur darum ging, gegen ihre verschlechterten Lebensbedingungen zu demonstrieren. Es ging ums tägliche Brot der verarmenden und von der Elite verachteten «classe moyenne».

Aber es ging auch um mehr Demokratie auf Gemeinde- und Regionenebene. Die *gilets jaunes* forderten in einem recht klug abgefassten, aber nicht namentlich signierten Manifest,

dass alle Steuern und Taxen, die die einfachen Leute belasten, um 20 Prozent gekürzt, dafür Finanztransaktionen und Big Tech stärker besteuert werden. Sie forderten auch einen Immigrationsstopp und kommerzielle Barrieren für Produkte, die den Franzosen als «deutsche Qualität» verkauft werden, aber in Rumänien billig hergestellt werden.

Und der Clou, für den sie von der politischen Elite ausgelacht wurden: Sie forderten das Recht auf eine Volksinitiative nach schweizerischem Vorbild. «Ja, ja, dann wird ganz sicher die Todesstrafe wieder eingeführt», war der Grundtenor der Kommentare, die fanden, das französische Volk sei nicht reif für demokratische Mätzchen.

### Bessere Antworten

Fazit: Es ist richtig, jetzt Trump, den paranoiden Narzissten, den Schlangenölverkäufer, den Brandstifter, als Politiker zu vergessen. Dringend bleibt aber, darüber nachzudenken, was einen Grossteil seiner Anhänger, die nicht Extremisten sind, aber einen grossen Zorn auf die New Yorker und Washingtoner Elite haben, motiviert hat, einem «starken Mann» nachzulaufen. Die Leute «ohne Zähne» erwarten nicht nur in den USA bessere Antworten auf ihre prekären Lebensumstände.

# UND WIE VIELE MILLIÖNCHEN WÜRDDEST DU IN START-UPS INVESTIEREN?

DER GRÖSSTE JACKPOT EUROPAS REICHT FÜR MEHR.

**SWISSLOS**



**EURO  
MILLIONS**

# Rasputin mit Nasenring

Vom Freizeit-Hacker in St. Louis und Berufsmasseur stieg Jack Dorsey zum Milliardär auf. Vor kurzem zog er dem US-Präsidenten den Stecker. Wer ist der Twitter-Erfinder?

Florian Schwab

**F**ranzösisch-Polynesien ist eine über hundert Eilande umfassende Inselgruppe im Südpazifik, etwa in der Mitte zwischen Chile und Australien. Dort befand sich Twitter-Erfinder und -CEO Jack Dorsey, als er die wohl kontroverseste Entscheidung seines Lebens fasste: US-Präsident Donald Trump soll auf Lebenszeit von Twitter verbannt werden, also jener Plattform, die ihn gross gemacht hat. Oder wie sagte der Präsident gegenüber der *Financial Times*: «Ohne meine Tweets wäre ich jetzt nicht hier.»

In Reiseführern werden die üppig-grüne Vegetation der *Polynésie française* und ihre türkisfarbenen, kristallklaren Lagunen gerühmt. Gemäss *New York Times* sagte Jack Dorsey in den Telefonkonferenzen, die zu Trumps Sperrung führten, er habe eine Linie in den Sand gemalt: Wenn Trump diese überschreite, dann sei es aus für ihn bei Twitter.

## Das Band ist zerschnitten

Was für ein Bild: Der Tech-Tycoon mit charakteristischem Nasenring und dem graumelierten Bart, der seinem ohnehin länglichen Gesicht ein druidenhaftes Aussehen verleiht, sitzt in Bade-shorts am Strand einer Pazifikinsel und entzieht dem angeblich mächtigsten Mann der Welt, dem Gebieter über das Oval Office und die stärkste Armee des Planeten, dessen kommunikatives Feuerschwert. Trump wirkt seit da verwundet. Das Band, das ihn mit seinen Millionen Followern auf Twitter verband, ist zerschnitten.

Es ist eine gewaltige Machtdemonstration eines Mannes, der eher exzentrisch wirkt: Dorsey hat eine Vorliebe für fernöstliche Meditationsmethoden, lange Spaziergänge und Jogging-Touren («Da kann man am besten denken»), den raschen Wechsel vom Eisbad in die Sauna (und umgekehrt) und für das Fasten. Werktags isst er nur zu Abend, am Wochenende gar nichts.

Ihren Anfang nimmt die Geschichte des Jack Dorsey in St. Louis, Missouri. Hier wird er 1976 in eine brave katholische Familie geboren. Der Vater ist Ingenieur bei einem Hersteller für Medizinaltechnik, bevor er sich mit zwei Unternehmen selbständig macht. Die kunstsinnige Mutter kümmert sich um den Haushalt und be-

treibt einen Coffeeshop. Das technische Flair des Vaters und die kreativ-künstlerische Anleitung durch die Mutter betrachtet Jack Dorsey als die beiden Hauptzutaten für seinen späteren Erfolg.

Während der Highschool wird Dorsey in einem lokalen Hacker-Klub aktiv und bringt sich selbst das Programmieren bei. Mit dreizehn Jahren schreibt er eine Software, die Taxiunternehmen bei der Fahrtenplanung unterstützt. Zu dieser Zeit, aus der auch Dorseys Nasenring stammt, betrachtet er sich als Punk. Jahrzehnte später, 2018, kettet sich die konservative Aktivistin Laura Loomer ans Twitter-Büro in New York. Sie protestiert damit gegen ihre Sperre in dem sozialen Netzwerk. Darauf angesprochen, sagt Dorsey: «Ich respektiere das. Ich denke, es

*Seine monotone, leicht desinteressiert tönende Stimme treibt die Gegner zur Weissglut.*

ist tapfer. Ich liebe Aktivisten. Ich liebe Proteste. Ich bin ein Punk. Hacker sind Punks. Das System hinterfragen – nicht weil es schlecht wäre, aber weil man es verbessern möchte.»

Dorseys weitere Laufbahn verläuft kurvenreich. Bei der Studienwahl gibt er erst seinen künstlerischen Neigungen nach und schreibt sich für Botanische Illustration ein – also das detail-



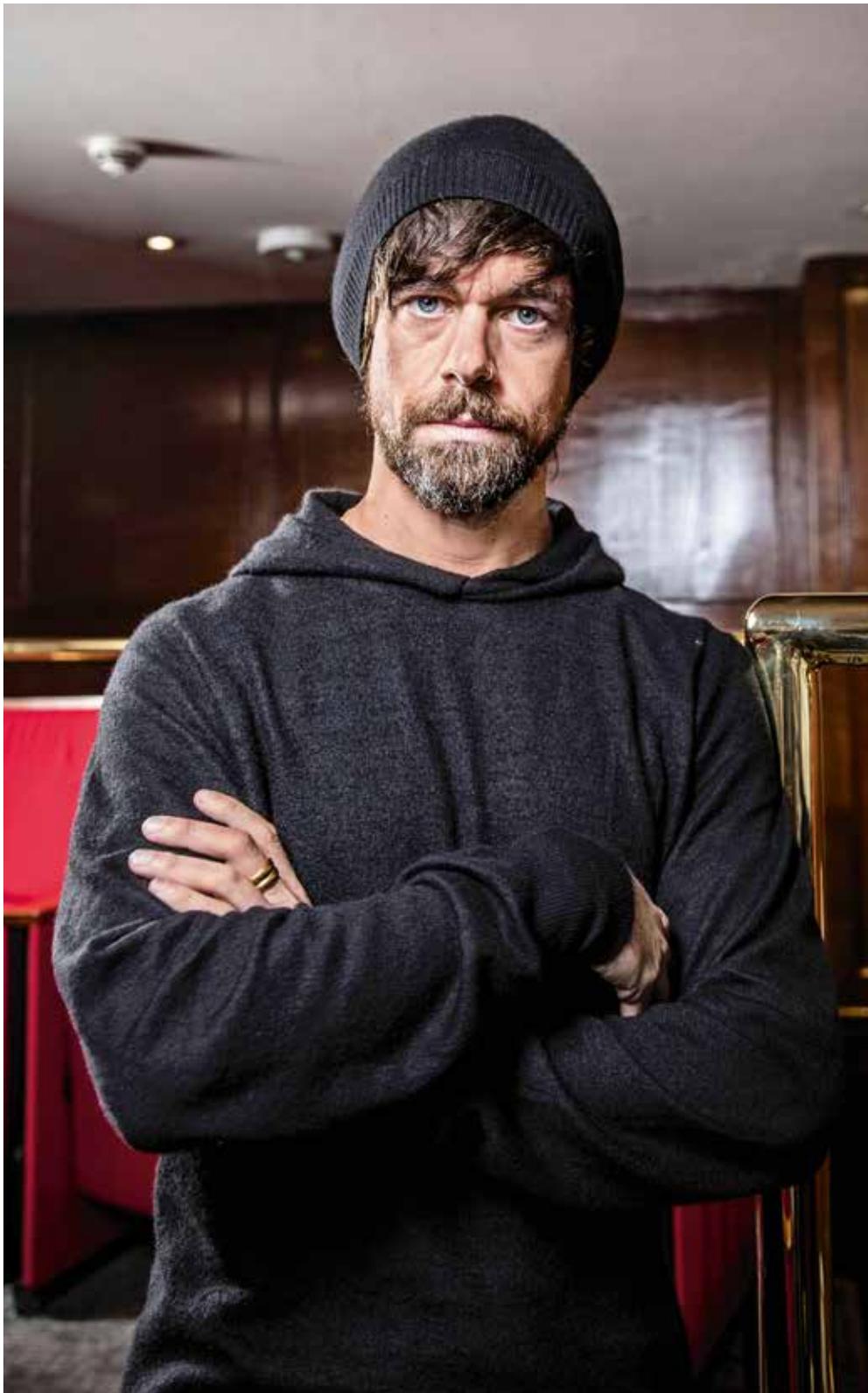
gerechte Zeichnen von Pflanzen. Er wechselt aber das Fach, «als ich realisierte, dass ich davon nicht leben kann», und studiert Computerwissenschaften an der Universität von Missouri. Als Student entdeckt er eine Sicherheitslücke in einer New Yorker Taxi-Software und wird vom Eigentümer des Programmierunternehmens, Greg Kidd, auf der Stelle angeworben. Nach dem Börsengang der Softwarefirma versucht er sich an seiner ersten Firmengründung: DNet will einen Lieferservice auf die Beine stellen, der für Online-Shops die Auslieferung am gleichen Tag gewährleistet. Das ist um die Jahrtausendwende – zu früh, das Projekt scheitert. Dorsey kehrt nach Missouri zurück und schliesst eine Ausbildung als Masseur ab.

## Jeans und teure Anzüge

Im Jahr 2004 zieht er mit seinem New Yorker Mentor Greg Kidd nach Kalifornien, ins entstehende Hightech-Mekka an der San Francisco Bay. In Oakland wohnt Dorsey in bescheidenen Verhältnissen in einem Verschlag vor Kidds Haus. Dem Gastgeber-Ehepaar hilft er beim Aufziehen der erstgeborenen Tochter.

Jack Dorsey studiert Modedesign – seine Leidenschaft sind Jeans und teure Anzüge – und heuert bei einem Unternehmen an, das eine Software für Podcasts entwickeln will, aber nie recht in die Gänge kommt. Dann hat Dorsey die zündende Idee für Twitter: ein Kurznachrichtendienst, der SMS im Internet anzeigt und so die Kommunikation mit Freunden erleichtert. Nach zwei Wochen Programmieren steht die erste Version von Twitter. Der damals dreissigjährige @jack setzt am 26. März 2006 den ersten Tweet der Weltgeschichte ab: «just setting up my twttr». Das Faszinierende an Twitter sei die Verbindung mit der realen Welt, sollte Dorsey später sagen: Man konnte jemandem etwas schicken, und das Telefon vibrierte. «Dann denkt er an mich. Das macht es wirklich fassbar.»

Twitter, so Dorsey, sei keine Idee, die in einem Unternehmen entstanden sei, sondern ein Unternehmen, das sich um eine Idee herum gruppiert habe. Es sei nie seine Vorstellung gewesen, Unternehmer zu werden. «Ich wollte ein-



*Kann sich noch heute mit den besten Programmierern messen: Twitter-CEO Dorsey.*

fach Dinge erschaffen.» Noch heute kann sich @jack mit den besten Programmierern messen. Seinen Facebook-Rivalen Mark Zuckerberg kritisiert er für dessen zu kapitalistische Neigungen.

Schon kurz nach der Erfindung werfen die Investoren der neuen Firma das Geld regelrecht nach. Bald belaufen sich die SMS-Kosten der Twitter-Mitarbeiter, für die das Unternehmen aufkommt, auf 500 Millionen Dollar monatlich, aber das Geschäftsmodell ist noch nicht

erprobt. Die Rolle des CEO liegt Dorsey anfänglich nicht. «Ich war noch nie zuvor jemandes Vorgesetzter. Das war alles neu für mich.»

Im Jahr 2008 – Twitter hat damals erst dreizehn Mitarbeiter – sorgen Investoren für seine Absetzung. Er muss sich aus dem operativen Geschäft zurückziehen, verbleibt aber im Board of Directors (Verwaltungsrat). Die Absetzung sei für ihn eine schwierige Erfahrung gewesen. «Monatlang überlegte ich, was schiefgegangen war.»

Und die einzige Möglichkeit, das herauszufinden, habe darin bestanden, es erneut zu tun. Anfänglich als therapeutische Übung stürzt sich Dorsey auf eine neue Idee: eine günstige Kreditkarten-Bezahlösung für Geschäfte, die er unter dem Namen «Square» auf den Markt bringt. Und die auf Anhieb ein grosser Erfolg wird. Dorsey amtiert bei Square seit 2009 als CEO. Das Unternehmen ist heute fast 103 Milliarden Dollar wert, dreimal so viel wie Twitter (36 Mrd. Dollar).

### **Demokraten besänftigt**

Kaum zehn Jahre nach der Gründung steckt Twitter in einer Krise. Da holt das Unternehmen @jack als CEO zurück. Gleichzeitig bleibt er Chef bei Square. Seit Dorsey im September 2015 die Geschicke wieder übernahm, hat sich Twitters Börsenkurs von 25 US-Dollar auf – vor der Sperre Donald Trumps – über 50 Dollar verdoppelt.

Es ist schwer zu beziffern, welchen Anteil Trumps Twitter-Liebe an dem Aufschwung hat – und welchen Anteil Dorseys Managementkünste. Aber die Trump-Präsidentschaft führt Twitter eben auch in politisch unsichere Gewässer. Von den Regulierungsbehörden in vielen Ländern wird das Unternehmen gezwungen, stärker in die Inhalte einzugreifen – was schlecht zum Kern von Dorseys ursprünglicher Idee passt.

Bis zur Wahl Joe Bidens ist es Dorsey hervorragend gelungen, diese Klippen zu umschiffen. Unvergessen ist, wie er sich in einen Ausschuss des US-Senats zuschalten liess, mit langem Bart und Nasenring. Die Attacken des Republikaners Ted Cruz liess er mit Floskeln und Beschwichtigungen ins Leere laufen. Bei solchen Auftritten strahlt Jack Dorsey eine stoische Ruhe aus. Seine monotone, leicht desinteressiert tönende Stimme treibt die Gegner zur Weissglut. Dabei handelt es sich um die Spätfolge einer frühkindlichen Sprachstörung.

Mit der Sperre Trumps hat der Rasputin mit dem Nasenring jetzt hart und entschlossen Partei ergriffen und zugeschlagen. Er besänftigt damit die Demokraten, die Twitter angesichts ihrer neuen Machtfülle in Washington gefährlich werden können. Auch gefällt er damit seinen Mitarbeitern im Silicon Valley, die gesellschaftspolitisch mehrheitlich weit links stehen – wie Dorsey selber: Die grössten Weltprobleme sieht er im Klimawandel und der Ungleichheit; sein persönliches Vermögen von über dreizehn Milliarden Dollar will er dereinst komplett spenden.

Von Französisch-Polynesien aus soll Dorsey gemäss *New York Times* sogar etwas auf die Bremse getreten sein. Er habe darauf hingewiesen, dass hier eine Sperre auf Lebenszeit nicht durch Twitters öffentliche Richtlinien gedeckt sei. Und dennoch hat er schliesslich den roten Knopf gedrückt. Das hätte er wohl nicht gemacht, wäre Trump erneut Präsident geworden. Aber Jack Dorsey weiss: In der neuen politischen Landschaft kann er mit der Verbannung des @realDonaldTrump nur gewinnen.

# Was für eine Schande! Wirklich?

Die Schweiz führte erst spät das Frauenstimmrecht ein.  
Es gibt keinen Grund, sich deswegen zu schämen.

Hans Rentsch

Wir nähern uns den Feiern zur Volksabstimmung vom Februar 1971, als die stimmberechtigten Männer den Frauen nach mehreren gescheiterten Anläufen endlich das Stimm- und Wahlrecht gewährten. Quer durch die Medienlandschaft herrscht jetzt schon Feierstimmung, aber immer latent oder offen begleitet von einem Schuld- und Schambekenntnis so nach dem Muster: Was sind doch wir Schweizer für ein knorrig-konservatives Volk, dass es so lange dauerte, bis wir als wohl letzte Demokratie das Stimm- und Wahlrecht für Frauen einführten! Bis dahin war die Schweiz doch nur eine halbe Demokratie! Was für eine Schande!

So ist nun zum Jubiläum eine Flut von floskelhaften Vorwürfen und Selbstbezeichnungen zur verspäteten politischen Gleichstellung der Geschlechter zu lesen. Aus heutiger Sicht erscheint uns wohl die Verweigerung des passiven Wahlrechts als besonders stossend, nämlich, dass Frauen nicht in Parlamente und Exekutiven gewählt werden konnten. Doch gibt es ein verbreitetes Problem mit der Einschätzung vergangener Zustände, nämlich den grassierenden Verlust an historischem Bewusstsein. Dieses Urteil trifft auch auf professionelle Medienschaffende zu. Die meisten von ihnen, die das Thema heute im Rückblick kommentieren, haben die damalige Zeit gar nicht selbst erlebt. Nur wer mindestens 65 Jahre alt ist, hat eine persönliche Erfahrung, wie der politische Prozess bis 1971 verlief. Und ist am besten in der Lage, die damaligen Ereignisse nüchtern und neutral zu bewerten.

## Rituelle Klagen

Ich zähle zu diesen Alten und sehe keinen Grund, dass wir uns zu schämen oder gar zu empören hätten. Schliesslich hielt man sich bei der Behandlung des Anliegens strikt an die gültigen institutionellen Regeln. Zudem war die Schweiz mit ihren direkten Volksrechten schon damals das Land mit der weitaus stärksten Beteiligung des Stimmvolks an der Gestaltung der Politik. Die Schweiz war sicher auch das einzige demokratische Land der Welt, das die Einführung des Stimm- und Wahlrechts für Frauen durch eine Volksabstimmung beschloss – ein Urnengang

zudem, bei dem die Männer auf die Hälfte ihrer Stimmkraft verzichteten. Man darf die Anreizunterschiede in verschiedenen demokratischen Systemen nicht ausser Acht lassen. Wer weiss, ob es unter denselben Bedingungen in anderen Ländern nicht auch zu einer späten Gewährung der vollen politischen Rechte an die Frauen gekommen wäre.

Das anstehende Jubiläum eignet sich natürlich auch hervorragend als Aufhänger für die ri-



Dauerdruck des Gleichstellungschors:  
Volksabstimmung 1971.

tuelle Klage, dass die Benachteiligung der Frauen selbstverständlich bis heute andauere, vor allem in der Wirtschaft. Also gebe es in der rückständigen Schweiz noch viel Arbeit für all die Gleichstellungsbürokratien auf allen drei Staatsebenen. Leider wird dabei zu viel moralisiert – auf Kosten empirisch gesicherter Fakten. Nehmen wir die angebliche Untervertretung der Frauen in Kaderpositionen der Wirtschaft, um an ein paar interessante Tatsachen zu erinnern.

Für viele Führungspositionen ist der männliche Kandidaten-Pool schlicht grösser als der weibliche. Drängt man unter diesen Voraus-

setzungen dann trotzdem auf eine möglichst ausgeglichene Vertretung der Geschlechter, riskiert man eine Diskriminierung der Männer. Hier sind auch folgende Fakten zu beachten: Frauen wählen viel häufiger als Männer «weiche» Hochschuldisziplinen der Geistes- und Sozialwissenschaften – was ihren Karriereaussichten nicht unbedingt förderlich ist. Zudem unterscheidet sich die Normalverteilung des Intelligenzquotienten zwischen den Geschlechtern. Zwar ist der Durchschnitts-IQ von Männern und Frauen gleich, aber die Glockenkurve der Männer ist flacher. An den Enden der Kurve – also bei den Dummen und den Hochintelligenten – sind Männer im Vergleich in der Überzahl.

Schliesslich sind es doch eher Männer, welche die Belastung von Führungspositionen in Kauf zu nehmen bereit sind. Dass es diesbezüglich möglicherweise sogar biologische Unterschiede gibt, ist im Klima der extremistischen Genderismus-Ideologie eine etwas gewagte Aussage. Aber Männer sind nun einmal biologisch so programmiert, dass sie das andere Geschlecht durch Leistung – das heisst, besser zu sein als die Konkurrenz – zu gewinnen suchen.

## Ethisch fragwürdig

Künftig droht in der Wirtschaft unter dem Dauerdruck des vielstimmigen Gleichstellungschors eher eine umgekehrte Diskriminierung zu Lasten der Männer. Wenn es Führungspositionen zu besetzen gilt, haben Frauen – nicht nur bei vergleichbaren, sondern gelegentlich sogar bei geringeren Kompetenzen – Vorteile, da Unternehmen opportunistisch auch die Imagewirkung von Stellenbesetzungen im Kader einbeziehen. So ist der hiesige Gleichstellungsaktivismus durchaus vergleichbar mit der *affirmative action* zugunsten der Nichtweissen in den USA. Dort wird eine Benachteiligung von Weissen (oder von Asiaten beim Zugang zu Top-Universitäten) in Kauf genommen, um frühere Benachteiligungen von Farbigen zu kompensieren. Das ist nicht nur ungerecht und ethisch fragwürdig, sondern schadet auch der Gesellschaft.

Hans Rentsch ist Ökonom und freischaffender Autor.

# Grössenwahn und Impotenz

Mit Aussenminister Heiko Maas auf Blindflug.



Jeder zweite deutsche Politiker sagt im Laufe seiner Karriere mindestens einen Satz, mit dem er in die Geschichte eingeht. Bei Adenauer war es: «Was kümmert mich mein Geschwätz von gestern?» Bei Franz-Josef Strauss: «Es ist reizvoller, in Alaska eine Ananasfarm zu errichten, als Bundeskanzler zu werden.» Beim skandalumwitterten Ministerpräsidenten von Schleswig-Holstein, Uwe Barschel, der tot in der Badewanne eines Appartements in einem Genfer Luxushotel gefunden wurde: «Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort!» Bei Willy Brandt: «Mehr Demokratie wagen!» Bei dem ehemaligen NS-Marinerichter und späteren Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg: «Was damals Recht war, kann heute nicht Unrecht sein.» Bei Gerhard Schröder: «Hol mir mal 'ne Flasche Bier!» Bei dem Kurzzeit-Präsidenten der Bundesrepublik, Christian Wulff: «Der Islam gehört zu Deutschland.» Bei Angela Merkel: «Wir schaffen das!»

Ein Satz toppt alle anderen. «Ich bin wegen Auschwitz in die Politik gegangen.» Gesagt hat ihn der deutsche Aussenminister Heiko Maas am Tag seiner Amtseinführung, am 14. März 2018.

Der Satz hat mehr Implikationen als eine Hydra Köpfe. Meint Maas, er hätte, wäre er beizzeiten auf die Welt gekommen, Auschwitz verhütet? Oder will er sagen, er sähe seine Aufgabe darin, ein zweites Auschwitz zu verhindern? Womöglich eine Wiederinbetriebnahme des Lagers in der Nähe der polnischen Kleinstadt Oswiecim? Wer soll daran ein Interesse haben?

Wenn Auschwitz aber eine Metapher für Gewalt, Massenmord, moralisches und politisches Versagen ist, dann könnte Heiko Maas zeigen, dass er es besser kann. Er könnte zum Beispiel

die diplomatischen und wirtschaftlichen Beziehungen mit dem Iran einfrieren, bis die Ajatollahs aufhören, Israel zu bedrohen, und ihr Atomprogramm begraben. Er könnte sich in die Lage der von Aserbaidschan mit türkischer Hilfe bedrohten Armenier eindenken, statt «beide Konfliktparteien» dazu aufzurufen, «sämtliche Kampfhandlungen und insbesondere den Beschuss von Dörfern und Städten umgehend einzustellen». Wenn er mit der armenischen Geschichte vertraut wäre, dann wüsste er, dass der türkische Völkermord an den Armeniern die Blaupause für den Holocaust war. Und dass die Armenier allen Grund haben, eine Wiederholung der Geschichte zu befürchten.

Die Sache mit Auschwitz war kein Ausrutscher, keine vom Zufall generierte Geschmacklosigkeit. Es war der Versuch einer Autoimmunisierung. Wer «wegen Auschwitz in die Politik» geht, der kann kein schlechter Mensch sein. So mutiert Auschwitz von einem Inbegriff des Grauens zu einem Symbol des guten Willens, administriert von einem Politiker, der sich gerne weit aus dem Fenster lehnt.

«Wir sind bereit, mit den USA an einem gemeinsamen Marshallplan für die Demokratie zu arbeiten», twitterte Maas kurz nach dem Sturm auf das Kapitol und übertrug damit sich selbst.

Der Marshall-Plan, das nur zur Erinnerung, war «ein Wirtschaftsförderungsprogramm der USA für den Wiederaufbau der Staaten Europas nach dem Zweiten Weltkrieg», zu den Empfängern zählten die Verbündeten der USA, aber auch Deutschland und Österreich, die ehemaligen Kriegsgegner. «Das Programm verstand sich als Hilfe zur Selbsthilfe», es war keine Massnahme

im Rahmen der «Re-Education». Das könnte auch Heiko Maas herausfinden, wenn er kurz bei Wikipedia nachschauen würde. Wenn er sich nun im Pluralis majestatis bereit erklärt, «mit den USA an einem gemeinsamen Marshallplan für die Demokratie zu arbeiten», dann meint er natürlich nicht Care-Pakete, die in die USA geschickt werden sollten. Er meint politischen Nachhilfeunterricht, den die Deutschen den Amis erteilen möchten. Um die Amerikaner daran zu hindern, an denselben Fehlern zugrunde zu gehen, die Deutschland in den Abgrund geführt haben. Wer, wenn nicht wir? Und wann, wenn nicht jetzt?

Maas verkörpert das, was in Deutschland als Politik gilt, eine Mischung aus Grössenwahn und Impotenz. Das neue Deutschland will der ganzen Welt ein Vorbild sein, bei der Wende zu «erneuerbaren» Energien, beim Klimaschutz, bei der Willkommenskultur, beim Einsatz gegen die Armut in Afrika. Und vor allem: im Kampf gegen die Mutter aller Sünden, den Nationalismus!

Deswegen hat sich der neue Vorsitzende der CDU gegen jeden «Impfnationalismus» ausgesprochen. Dabei schafft es die Regierung nicht einmal, genug Masken für alle Bürger zu besorgen, obwohl die Pflicht zum Maskentragen fortlaufend erweitert wird. Von der Organisation der vollmundig als «Licht am Ende des Tunnels» angekündigten Impfkampagne nicht zu reden, die so stockend angelaufen ist, dass selbst die stets um Ausgewogenheit bemühte «Tageschau» einräumen musste, es sei «unklar, welchen Einfluss der Lockdown auf das Infektionsgeschehen» habe, «Deutschland» befinde sich «im Blindflug». Niemand wäre überrascht, wenn der Purser an Bord Heiko Maas hiesse.

## Dreimal mehr Fälle

Nr. 2 – «Tödliche Massnahmen»  
Alex Baur und Beat Gygi über die Corona-Politik

Die These, dass der Shutdown die Sterberate hochtreibt, ist falsch. Vielmehr ist das Gegenteil der Fall: Infolge des Shutdowns gibt es weniger Verkehrs-, Arbeits- und Sportunfälle und, dank den Distanzierungs- und Hygienemassnahmen, weniger Grippekranke. Infolgedessen geht im Shutdown die nicht Corona-bedingte Sterblichkeit zurück. Die Corona-Sterblichkeit ist somit höher als in der Übersterblichkeitsstatistik ausgewiesen. Und noch etwas: Es besteht Einigkeit darüber, dass in der Schweiz wegen relativ niedriger Testraten längst nicht alle Corona-Infekte erfasst werden; wahrscheinlich gibt es etwa dreimal mehr Corona-Fälle, als offiziell ausgewiesen. Dasselbe dürfte für die Anzahl der Corona-Toten gelten. Nur bei einem positiven Test wird der Tod dem Coronavirus angelastet. Da aber Leute ohne Corona-Symptome gemäss Weisung des BAG nicht getestet werden, sterben asymptomatische Corona-Positive, ohne von der Corona-Statistik erfasst zu werden. Wenn jemand Corona-Symptome hat, krank wird und stirbt, dann ist es unwahrscheinlich, dass er ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt an etwas anderem gestorben wäre.  
*Dr. med. Peter E. Bleuler, Zollikon*

## Verlust für Zürich

Nr. 2 – «Ich glaube, dass der Mensch grundsätzlich gut ist»; Interview von Roman Zeller mit Marco Cortesi

Die Pensionierung von Marco Cortesi ist ein schmerzlicher Verlust für Zürich. In den 1980er Jahren hatte sich das Bild der Stadtpolizei als das einer Schlägertruppe gebildet, die sich auch

schwere Übergriffe straflos erlauben kann. Danach erwies sich Cortesi als Glücksfall. Mit dem sympathischen Engadiner als Mediensprecher hat sich das Image zu einer mit Augenmass handelnden Polizei gewandelt. Stets vermochte er gegenüber der Öffentlichkeit das Eingreifen der Polizei plausibel zu erklären. Das schaffte Vertrauen bei den Bürgern. Es ist nicht der Stadtpolizei, sondern den linken Stadträtinnen anzulasten, dass die Polizei den Auftrag hat, sich bei roten und grünen Krawallbrüdern zurückzuhalten.  
*Jürg Streuli, Wetzikon*

## In ständiger Gefahr

Nr. 1 – «Leidensweg der Uiguren»; Pierre Heumann über Chinas Politik gegenüber den Uiguren

In den Artikel haben sich zwei Fehler eingeschlichen. Erstes Zitat: «Weil ihr 2019 die Flucht in den Westen gelang, könne sie ohne Furcht vor Sanktionen über ihren Leidensweg sprechen und schreiben.» Das ist leider nicht richtig. Pekings langer Arm reicht weit. Zuerst ist Sayragul Sauytbay nach Kasachstan geflohen, wo sie in Haft kam und die Regierung sie auf Wunsch Pekings wieder ausliefern wollte. Nur durch die Einmischung internationaler Medien und Menschenrechtsorganisationen gelang ihr die Ausreise nach Schweden. Selbst dort jedoch lebt Sayragul Sauytbay in ständiger Gefahr. Bis heute bedroht die KPCh diese wichtige Zeugin, um sie endlich zum Schweigen zu bringen. Zweites Zitat: «Xinjiang gehört seit der Mitte des 18. Jahrhunderts zu China.» Das ist falsch. Von Anfang an haben sich die Muslime gegen die Besatzer in mehreren Revolten gewehrt. Zwei Mal, 1933 und 1944, haben die seit Jahrhunderten dort ansässigen Einwohner erfolgreich eine Republik «Ostturkestan» ausgerufen. 1949 wurde

das Gebiet unter Mao Teil der neuen Volksrepublik China, erhielt aber Autonomie und Religionsfreiheit. Bis heute ignoriert die chinesische Regierung diese vertraglich zugesicherten Vereinbarungen.  
*Alexandra Cavellius, Kaufering (D), und Sayragul Sauytbay, bei Malmö (S)*

## Bitte weitermachen

«Weltwoche daily»  
Täglicher Online-Kommentar von Roger Köppel

Mit meinen jetzt 53 Jahren war und werde ich wohl nie ein SVP-Wähler! Ein eifriger Linker wie in meinen jüngeren Jahren bin ich zwar sicher auch nicht mehr (so Ende dreissig bin ich vom *Tagi* zur *NZZ* gewechselt, geht ja fast nicht anders), aber immer noch habe ich halt eine anständige Abneigung gegen viele Inhalte und Ausdrucksformen der SVP. Im Zuge von Corona bin ich jetzt auf «Weltwoche daily» gestossen – und bin prompt etwas verwirrt. Ich hatte von Roger Köppel bisher das zugegebenermassen etwas oberflächliche und undifferenzierte Bild des SVPLers und Linken-Verächters – bitte entschuldigen Sie. Mittlerweile verfolge ich «Weltwoche daily» regelmässig und mit grossem Interesse! Ihre Beiträge, Kommentare und Analysen sind sehr sympathisch, tatsächlich gutgelaunt, vor allem aber sehr intelligent, differenziert, bereichernd und selten allzu demagogisch. Dazu möchte ich Ihnen gratulieren und Sie ermuntern, damit weiterzumachen. Ich würde es vermissen – nur schon, um die eigene selektive Wahrnehmung und die eigenen lieb gewonnenen «Wahrheiten» immer mal wieder herauszufordern.  
*Bernhard Urech, Brüttisellen*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



## Siegfried Fischbacher (1939–2021)



*Olymp des Entertainments: Siegfried Fischbacher (l.) mit seinem Partner Roy Horn.*

Es sind verstörende Zeiten, die wir derzeit durchmachen. Und der Tod ist allgegenwärtig. Vergangene Woche hat mich aus den USA eine sehr traurige Nachricht erreicht: Siegfried Fischbacher ist seinem Krebsleiden erlegen – nur acht Monate nachdem sein kongenialer Partner Roy Horn hatte gehen müssen.

Ich verbinde mit Siegfried und Roy eine prägende Erinnerung. In den 1980er Jahren besuchte ich sie zum ersten Mal in Las Vegas. Mit ihren grandiosen Nummern waren sie eine Attraktion am Strip, ähnlich wie Frank Sinatra, Dean Martin oder Sammy Davis Jr. Während ihrer dreissigjährigen Bühnenpräsenz in der Wüstenstadt traten sie über 15 000-mal auf und spielten vor insgesamt 25 Millionen Zuschauern.

Es waren aber nicht diese Zahlen, die mich in ihren Bann zogen, sondern die herzliche Art, mit der mich die beiden Stars begrüßten. Es tut gut, an einem völlig anderen Ort auf der Welt auf Seelenverwandte zu stossen – und dazu zählte ich Siegfried und Roy ohne Wenn und Aber.

Die Lebensgeschichte der beiden entspricht dem amerikanischen Traum. Beide wurden in der deutschen Provinz geboren, beide kamen von weit unten, beide arbeiteten sich Schritt für Schritt nach oben. Und zusammen erreichten sie den Olymp des Entertainments.

Siegfried begann im Alter von acht Jahren, seinem Vater zu Hause in Rosenheim Zauberkünste vorzuführen. Doch zunächst erlernte er

den konventionellen Beruf eines Webers. Am Gardasee arbeitete er später als Kellner und trat nebenbei als Magier auf. 1959 heuerte er als Steward auf dem Passagierschiff «Bremen» an. Auf demselben Schiff arbeitete auch Roy Horn im Service. Die beiden entdeckten die gemeinsame Leidenschaft fürs Zaubern und inszenierten

auf hoher See ihre ersten Shows. Der Rest ist Showgeschichte.

Für mich waren Siegfried und Roy mehr als geniale Zauberkünstler, sie wurden Freunde und inspirierten mich, weisse Tiger zu malen. Weisse Tiger sind Mutanten der gelben. Wie alle Albinos sind sie von etwas Fremdem, Feierlich-Festlichem umweht. Deshalb passten sie perfekt zur Show von Siegfried und Roy – und zum extravaganten Lebensstil der beiden.

Siegfried Fischbacher besass einen Bezug zur Schweiz. Als Serviceangestellter arbeitete er in jungen Jahren im Hotel «Victoria» in Brig. Dabei besuchte er regelmässig den Circus Knie. Als er im «Moulin Rouge» in Genf seine eigene Tiershow hatte, war er wieder unser Gast. Mitten in der Zirkusaufführung wurde er aus dem Zelt gerufen: Eines seiner Raubtiere hatte sich aus dem Käfig befreit und streifte durch die Stadt. Siegfried fing es wieder ein.

Siegfried Fischbacher und Roy Horn lebten für ihre Tiere und ihren Beruf. Wenn eine der Raubkatzen starb, war dies für sie wie der Verlust eines Kindes. Ich erinnere mich genau, wie ich ihnen 1997 in Las Vegas nach dem Tod der Tigerdame Nirvana Trost aussprach. Nun sind Siegfried, Roy und Nirvana im Himmel wieder vereint. Ich bin überzeugt, dass sie dort das Publikum verzaubern. *Rolf Knie*

# FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

## Zu Besuch im Tessin bei sgv-Präsident Fabio Regazzi

Ab Montag, 25. Januar, täglich um 17.25 Uhr auf



und ab Montag, 1. Februar, täglich um 17.25 Uhr auf

### TELE Z



und unter:  
[www.fokus-kmu.tv](http://www.fokus-kmu.tv)

# Politisches Elektroauto

Wie die EU den Angriff auf die deutsche Autoindustrie organisierte.



Ist das Elektroauto eine disruptive Erfindung, die nun bewährte Technologien und Geschäftsmodelle in Bedrängnis bringt oder aus dem Markt drückt? Macht der Elektroantrieb dem Verbrennungsmotor bald den Garaus? Als disruptiv gilt eine Innovation oft dann, wenn sie irgendwie aus dem Kleinen oder von unten auftaucht und Bestehendes verdrängen oder massiv erschüttern kann.

Clayton Christensen, der vor einem Jahr verstorbene Harvard-Professor, der seinerzeit den Begriff «disruptive Innovation» geprägt hatte, verstand darunter aber nicht den Angriff eines potenten Herausforderers auf eine marktführende Technologie oder Firma in direkter Konfrontation, quasi auf Augenhöhe. Es ging eher dahin, dass irgendwann irgendwo am Rand des grossen Marktgeschehens kleine Pflänzchen zu wachsen beginnen, zuerst unbemerkt von den Champions, die in ihren lukrativen Geschäften nicht tangiert wurden.

Diese Pflänzchen in Form von Ideen, Dienstleistungen oder Produkten sind den Grossen zunächst nicht wichtig, weil Qualität und Preis noch niedrig sind. Wachsen sie aber gut, können sie plötzlich echte Alternativen zu den Superprodukten der Grossen werden und diese in Bedrängnis bringen, weil sie billiger und je nachdem besser sind. Dann fallen die Champions von ihrem Sockel, der vorher unbemerkt unterhöhlt wurde. Als typische Beispiele gelten Transistorradios.

Tesla zählte für Christensen nicht zu den disruptiven Innovationen, die ein Produkt billiger machen. Der BMW-Manager Chris Lichtmanecker hielt dem kürzlich entgegen, dass

nicht der Elektroantrieb selber disruptiv innovativ sei, sondern die Software, die durch ihre Wandlungsfähigkeit fähig sei, Autos quasi jung zu erhalten, flexibel. Traditionelle Autobauer müssten schauen, dass sie ihre Altlasten loswürden. Also doch disruptiv? Schaut man, wie traditionelle Riesenkonzerne wie VW plötzlich voll auf den Elektropfad umschwenken, sieht es fast danach aus: Ein bedrohlicher Angriff gefährdet offenbar die Grundlage der herkömmlichen Autoindustrie.

Aber der Angriff kam nicht aus dem Markt, sondern aus der Politik. Interessenvertreter aller Länder vereinigten sich, um den erfolgreichen deutschen Autoproduzenten, die sie im Markt nicht schlagen konnten, via Regulierung die Geschäftsgrundlage zu zerschlagen. Die EU erliess unter dem Vorwand der Umweltpolitik Grenzwerte für CO<sub>2</sub>-Emissionen pro Autoflotte und Marke, die starke Verbrennungsmotoren massiv bestrafen und verteuern. Deutsche Autobauer, bitte hinten anstehen, tönnte es – auch von grünen deutschen Ministerinnen.

Aber die Umwelt ist unwichtig, denn die EU-Regeln stufen Elektroautos als Null-Emissions-Fahrzeuge ein, obwohl Produktion und Entsorgung der Akkus sowie die Stromerzeugung enorme CO<sub>2</sub>-Emissionen und Giftwirkungen verursachen. Disruption von unten kann man das nicht nennen, eher Destruktion von oben.

## Omegas Immunität

Es scheint Produkte zu geben, die gegen disruptive Innovation immun sind, widerstandsfähig gegen jegliche Angriffe über Jahrzehnte hinweg, die auch nach über fünfzig Jahren

als fit, gesund, robust und attraktiv gelten. Die Omega-Uhr, die 1969 auf dem Mond war, die Moonwatch, hat soeben eine neue Zertifizierung nach anspruchsvollen Standards erhalten. Der heutige Glanz kann allerdings davon ablenken, wie schwierig ihre Jugend war. Unternehmen und Uhr erlebten ein Auf und Ab, das der Fachjournalist Ignaz Miller im Buch «Krise, Luxus und Manager» plastisch beschrieben hat. Das Buch bietet zahlreiche faszinierende Schilderungen aus der Schweizer Uhrenindustrie, über Versuch und Irrtum, Lehren daraus, über Chefs, Eigenbrötler und Emotionen, und am Schluss hat man wirklich einen Eindruck von disruptiven Innovationen.

## Prämien fürs Impfen

Wer sich skeptisch gegenüber dem Impfen gegen Corona zeigt, gilt rasch einmal als Impfgegner, der nicht rational denkt. Ulf Schiller, Professor für Rechnungslegung an der Uni Basel, hat via Blog soeben darauf verwiesen, dass ein Spital in Houston den Angestellten fürs Impfen einen Bonus von 500 Dollar biete. Ist das nicht verrückt, den sturen Behinderern der Volksgesundheit so entgegenzukommen, ja sie noch zu belohnen für ihren Widerstand?

Nein, meint Schiller, es gehe darum, gegensätzliche Haltungen vereinbar zu machen, ein gegenseitiges Entgegenkommen zu organisieren. Der Markt biete erstklassige Möglichkeiten für solches Geben und Nehmen. Und noch etwas: Impfskeptiker, die ihre Bedenken im Tausch gegen eine gewisse Entschädigung zurückstellen, denken rational, das sind Menschen, mit denen man reden kann.

# LITERATUR UND KUNST

Joe Biden könnte zum  
Tröster einer erschöpften  
Nation werden.  
*Hansrudolf Kamer, Seite 56*

Herausgegeben von Daniel Weber

**Lovis Corinth, der geblendete Simson, 1912** – Es ist ein bisschen, als ob ein Schlaganfall unsere Zeit heimgesucht hätte. Und so sind wir nun gelähmt, eingeschränkt in der Mobilität, etwas mehr gefangen in uns selbst, konfrontiert mit Depressionen, der eigenen Sterblichkeit, mit der Todesangst. Wir sind angstvoller geworden, weil wir unserer eigenen Verletzlichkeit begegnet sind, ihrer Plötzlichkeit.

Lovis Corinth (1858–1925) war 53 Jahre alt, als ein Hirnschlag ihn auf den Abgrund des Seins sinken liess. Als er wieder stehen konnte, war er nicht mehr derselbe. Das, was früher die Schatten seines Lebens waren, war ihm jetzt düsteres Licht, und das, was einst sein Licht war, dieses Leben voller Wein, Nikotin und, wie ein Freund sagte, praller Weiber, war nur noch ein Schatten. Man sieht es an seinen Bildern; ein Mensch, der in seiner Verblendung den Tod nicht sah, hat das Sehende entdeckt.

Der geblendete Samson, diese Figur aus dem Alten Testament, der im Kampf gegen die Philister, also die Welt, so lange unbesiegbar ist, wie er sein Haar ungeschoren lässt, und der gefangen genommen wurde, geschoren und geblindet – das ist er selbst, ein Jahr nach dem Schlag; gefangen, gedemütigt, versehrt, besiegt.

Corinth malte weiter, vierzehn Jahre lang noch, er malte all das, was ihm weggeschlagen worden war. Zeichnete die Unmöglichkeit, zurückzufinden in das einstige Leben, das ein fast zweifelloses gewesen war und eines voller Kraft. Aber er malte, jeden Tag, sich selbst oft, das, was von ihm übriggeblieben war, schonungslos, er malte sein und um sein Leben, und er entkam so einem Dasein des Totseins zu Lebzeiten. Als ob Form und Farbe seine Seele verleimten. Er entdeckte seinen inneren Samson, dem Bild für Bild wieder Haare wuchsen. Sie waren vielleicht dünner als zuvor, zerbrechlicher, glatziöser, aber sie reichten aus, um ihm ein Stück Unbesiegbarkeit zurückzugeben.

*Michael Bahnert*



*Geschlagen, gefangen, geblindet, aber nicht besiegt.*

# Europa wird heller

Orlando Figes zeigt, wie sich im 19. Jahrhundert auf unserem Kontinent eine kosmopolitische Kultur etablierte – dank der Eisenbahn.

Oliver vom Hove

**Orlando Figes:** Die Europäer. Drei kosmopolitische Leben und die Entstehung europäischer Kultur. Aus dem Englischen von Bernd Rullkötter. Hanser. 640 S., Fr. 51.90

Sie war gewiss keine Schönheit. Aber sie muss, so viel wird vermeldet, eine ungemein ausdrucksstarke Persönlichkeit gewesen sein. Immerhin behauptete sich die Sängerin Pauline Viardot-García Mitte des 19. Jahrhunderts bereits ubiquitär als Weltstar. Die aus einer spanischen Musikerfamilie stammende Diva hatte nach dem frühen Tod ihrer legendären Schwester Maria Malibran die Opernhäuser Europas im Sturm erobert. «Sie singt, wie sie atmet», schwärmte ein begeisterter Alfred de Musset. Für Giacomo Meyerbeer war sie schlichtweg «die grösste Künstlerin des Universums». Und Gustave Flaubert meinte über ihre Interpretation der Titelrolle von Glucks «Orphée» 1859, dies sei «eines der grössten Dinge, die ich kenne».

## Nie dagewesene Dynamik

Diese Primadonna assoluta der Grand Opéra erhebt der britische Historiker Orlando Figes zur Kronzeugin seines weit ausholenden Plädoyers für jene kosmopolitische Kultur, die sich ab 1840 dank dem Ausbau des Eisenbahnnetzes buchstäblich im Eilzugtempo in ganz Europa verbreitet hat. So vermochte die gefeierte Sopranistin ihre beispiellose Karriere in bisher nie dagewesener Dynamik von Paris aus durch rasch aufeinanderfolgende Auftritte in den grossen Opernhäusern Europas voranzutreiben. Mehr noch: Durch die neuen Transportmöglichkeiten konnten ganze Produktionen wie auch Opern- und Theaterkompanien quer durch den Kontinent verschoben werden. Zu einem Publikum, das sich nun nicht mehr aus aristokratischen Eliten, sondern aus dem wohlhabenden Bürgertum zusammensetzte, wurde damit ein internationales Repertoire der Opern- und Theaterkunst nahegebracht.

Die 1821 geborene Viardot ist indes nicht die einzige Paradezeugin, um die sich in Figes'

Buch alles scharf. Auch ihr Ehemann, der vielseitige Kunsthistoriker und -händler Louis Viardot, sowie der mit beiden eng befreundete russische Schriftsteller Iwan Turgenjew stehen im Mittelpunkt der detailreichen Darstellung.

Darin wird nichts Geringeres als eine Kulturgeschichte Europas im 19. Jahrhundert vor dem Leser ausgebreitet, anhand der drei Hauptpersonen als Geleitfiguren. Sie waren für Figes «die Europäer», Pioniere der Kulturverbreitung mit Hilfe des internationalen Bahn- und eines neuen marktwirtschaftlichen Vertriebsnetzes. Fasziniert verfolgt man als Leser, wie Figes aus den drei exemplarischen Biografien seiner Protagonisten in konzentrischen Kreisen die unterschiedlichen Entwicklungsschübe in den einzelnen Tätigkeitsfeldern herauslöst: in Musik, bildender Kunst, Literatur.

Die historische Grundkonstellation des schillernden Epochenpanoramas bildet eine jahrzehntelange Ménage-à-trois im Haus Viardot: Der 25-jährige Turgenjew hatte sich 1843 anlässlich eines Gastspiels von Pauline Viardot in St. Petersburg in die berühmte Sängerin verliebt und war ihr quer durch Europa an alle Spielorte

gefolgt. Zwar war Pauline verheiratet und blieb es weiterhin, wurde auch Mutter von vier Kindern – doch der grossgewachsene Russe lebte fortan als Mitglied der Familie in engster Nähe zu der Angebeteten, die ihn einmal erhörte, dann wieder auf die erotische Wartebank verwies. Dann ging er mit ihrem Ehemann, den er zum Freund gewonnen hatte, auf die Jagd.

## Kunst als Massenware

Die Viardots unterhielten vielfältige Beziehungen an ihren wechselnden Wohnsitzen, auf französischen Landsitzen ebenso wie in Paris, London oder Baden-Baden. Überall versammelten sie in ihren Salons bei musikalischen Soireen oder Operettenabenden ein il-

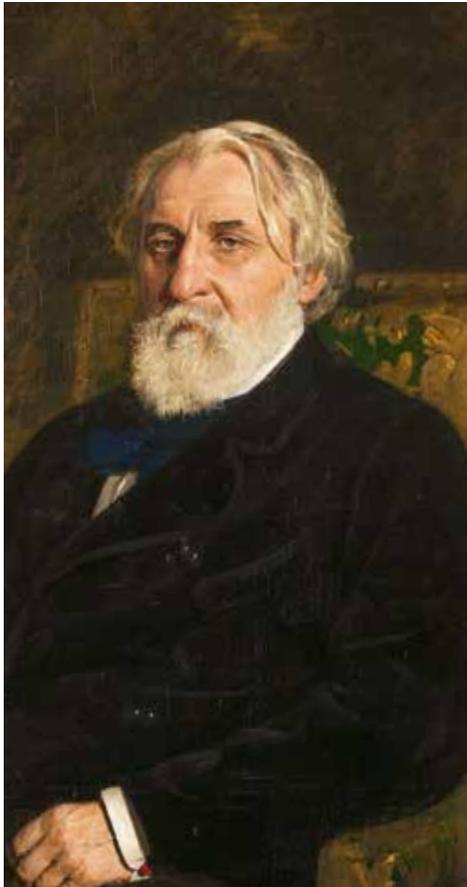
*In allen Kunstsparten löste der auf Schiene gebrachte Fortschritt bedeutsame Veränderungen aus.*

lustres Publikum aus Politik, Wirtschaft und Kultur, das die grenzüberschreitenden Vorzüge der neuen kulturellen Errungenschaften zu schätzen wusste. Die Einladungslisten dieser Zusammenkünfte belegen das aussergewöhnliche Gastgeberalent der Viardots: Musiker wie Charles Gounod, Hector Berlioz, Camille Saint-Saëns, Frédéric Chopin, Clara Schumann, Georges Bizet und vorübergehend auch Richard Wagner frequentierten die Salonabende ebenso wie Vertreter der schreibenden Zunft: George Sand, Charles Dickens, Gustave Flaubert und Fjodor Dostojewski.

In den europäischen Bürgersalons beförderten der Aufschwung des Klavierbaus und die Vereinfachung des Notendrucks dank neuen Drucktechniken die Beliebtheit der Hausmusik nachhaltig. Der Popularität von Landschaftsbildern in den Salons wiederum verdankten die Ateliermaler, aber auch die Freiluftmaler, wie sie in der Schule von Barbizon als Pioniere in die Natur zogen, beträchtliche neue Käuferschichten.

Von der Erfindung der Lithografie profitierten nicht nur die bildenden Künstler. Auch





*Pioniere der Kulturverbreitung:* Schriftsteller Turgenjew, Sängerin Viardot-García, Kunsthistoriker Viardot.

die universal gewordene Massenökonomie bediente sich des Steindrucks für die anschwellende Werbeindustrie. Reklamebilder bestimmten zunehmend das Verpackungsmaterial der Industrieprodukte. Werbeplakate klebten nicht nur an den Litfasssäulen und veränderten das Stadtbild. Eine führende Rolle bei der Entwicklung der Werbebilder spielten Künstler wie Jules Chéret oder Henri de Toulouse-Lautrec. Gustave Courbet erfand 1853 als Reklamezeichen für eine Ausstellung die Kunstpostkarte. Das Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit machte aus der Kunst eine Massenware.

In allen Kunstsparten löste der auf Schiene gebrachte Fortschritt bedeutsame Veränderungen aus. In der Literatur florierte der internationale Austausch dank verstärkten Übersetzerleistungen. Über das Schienennetz der Eisenbahn gelangten die Werke herausragender Autoren aus den europäischen Ländern nicht nur in die Buchhandlungen, sondern auch in Verkaufsstellen in den Bahnhöfen. Die Massenproduktion preisgünstiger Ausgaben beförderte bis in thematische Gemeinsamkeiten die Verbreitung der erzählenden Dichtung als beliebteste Literaturgattung. Wegbereiter einer solchen «europäischen Literatur» waren etwa Sir Walter Scott und Charles Dickens.

Was Goethe als «Weltliteratur» beschworen hatte, sieht Figes im europaweiten Siegeszug

des realistischen Romans nach 1848 verwirklicht. Mangelnde urheberrechtliche Sicherheiten prellten freilich allzu lange die Autoren um beträchtliche Einkünfte. Erst 1886 gelang es durch das in Bern geschlossene internationale Abkommen, den Künstlern grenzüberschreitende Rechte an ihrem geistigen Eigentum zu sichern.

### Gegen engstirnigen Nationalismus

Die empirische Untersuchungsweise von Figes macht klar: Es ging überall auch ums Geld. Um viel Geld, sofern es die Auftrittshonorare etwa der Viardot oder die Einnahmen der erfolgreichsten Komponisten wie Meyerbeer oder Jacques Offenbach betraf. Von der neugewonnenen Mobilität machte von Österreich aus insbesondere die Strauss-Familie höchst einträglich Gebrauch. Zuweilen nerven den Leser die ständigen Hinweise auf Honorarhöhen und Opernnetats, aber sie bekunden nachdrücklich die unumkehrbare Kommerzialisierung der Kunst.

«Das neue Empfinden wurde am stärksten von den kulturellen Eliten Europas wahrgenommen», schreibt Figes. «Für sie machte es einen Teil der kosmopolitischen Weltsicht aus, die sich durch internationale Reisen, das Lernen von Sprachen und die Offenheit für fremde Kulturen herausbildete, ohne die nationalen Identitäten notwendigerweise zu schwächen.» Der unablässig reisende Turgenjew war «ein

lebendes Beispiel für diesen Kosmopolitismus. Sein Europa war eine internationale Zivilisation, eine Republik der Literatur, die sich auf die Aufklärungsideale der Vernunft, des Fortschritts und der Demokratie gründete.» Turgenjew selbst proklamierte das voll Enthusiasmus: «Ich bin Europäer, und ich liebe Europa; ich hefte meinen Glauben an sein Banner, das ich seit meiner Jugend trage.»

Indes, als der Krimkrieg ausbrach, bei dem Turgenjew von viel patriotischem Gefühl übermannt wurde, bemerkte Victor Hugo, erschüttert über das Schlachtgemetzel, dass europäische «Eisenbahnen und Dampfer, statt die freigebigen Geschenke der Natur im freundschaftlichen Austausch zwischen den Menschen hin und her zu befördern, Soldaten und Vernichtungsmaschinen transportierten». Trotzdem verfocht er die «europäische Bruderschaft» als Gegenmittel zum engstirnigen Nationalismus.

Figes' grosse Studie ist ein Monumentalwerk, ebenso kenntnisreich wie schwungvoll erzählt. So weit ausgreifend wurde Europa noch selten in einem kulturgeschichtlichen Panorama dargestellt.

Dabei ist es nicht ohne Bedeutung, dass hier ein Brite zeigt, wie stark sich die Europäer – bei heftiger Beteiligung seiner Landsleute – bereits vor mehr als anderthalb Jahrhunderten miteinander verknüpften. Damals war vieles anders.



*Schale ohne Inhalt?* Joe Biden mit seiner Familie.

## Heiler Joe

### Hansrudolf Kamer

Evan Osnos: Joe Biden. Ein Porträt.  
Aus dem Amerikanischen von Ulrike Bischoff und  
Stephan Gebauer. Suhrkamp. 263 S., Fr. 29.90

Auf den ruppigen Outsider folgt der geschmeidige Insider. Joe Biden ist seit 1970 in der Politik. Das macht gut fünfzig Jahre. Seit dem zarten Alter von 29 ist er US-Senator, und nun, 78 Jahre alt, wird er Präsident. Sein Alter ist natürlich ein Thema, war es auch im Wahlkampf.

Alt heisst nicht unfähig. Der erste deutsche Bundeskanzler nach dem Zweiten Weltkrieg, Konrad Adenauer, war bei seinem Rücktritt 87 und immer noch geistig akribisch rege und im Intrigenspiel auf der Höhe. Nach acht Jahren Präsident wäre Biden erst 86. Und die Zeiten sind trotz allem weniger rau und anspruchsvoll, als sie es in der Nachkriegszeit, in Adenauers Epoche, waren. Bidens Alter müsste

ihn nicht daran hindern, ein guter Präsident zu werden. Er hatte zwar bei seinen wenigen Auftritten im Wahlkampf immer wieder Aussetzer, doch bei den Debatten war er in ausreichendem Mass präsent. Altersweisheit kann vor jugendlichem Sturm und Drang schützen und den Gang der Dinge verlangsamen – was wohl zurzeit nicht schlecht wäre.

Biden ist vor allem eines: ein Stehaufmännchen. Das lässt sich in Evan Osnos' Porträt nachlesen, der diese Qualität des 46. Präsidenten ins Zentrum rückt. Das Buch ist flüssig geschrieben, leicht zu lesen, bringt aber nichts Neues. Es ist das Einstiegsportal zum Thema Biden. Es ist für den Wahlkampf geschrieben, vermeidet politische Tiefenschärfe und will für Biden Sympathie wecken.

Aufgezählt wird, wo, wie und wann Biden seine politischen Meinungen jeweils geändert und über Bord geworfen hat. Doch das alles wird als «work in progress», als selbstverständlicher Opportunismus dargestellt, ohne den es nun einfach nicht geht. Erwähnt werden die

perfekte weisse Zahnreihe, die oft aufblitzt, und der künstlich implantierte berlusconische Haaransatz. Eine Schale ohne Inhalt? Es war jedenfalls diese Qualität, die die Parteigranden der Demokraten dazu bewog, nach dem miserablen Start bei den Primärwahlen und dem drohenden Sieg des Sozialisten Bernie Sanders auf Biden zu setzen. Nur er konnte die diverse Schar zusammenhalten. Er war offen für alles, konnte im Wahlkampf in den Keller verbannt

*Nach vier Jahren Hysterie  
und Egomanie lechzt Amerika  
nach einem Langweiler.*

werden, wo die verbalen Schnellschüsse des *senex loquax* unter Kontrolle blieben.

Es war, wie das Ergebnis zeigt, genau die richtige Entscheidung. Osnos zitiert einen Berater Bidens: «Wir werden unsere Zeit nicht damit verbringen, den letzten Twitter-Krieg zu gewinnen.» Das war der Kontrast zu Trump und

appellierte an jene Republikaner, die zwar Trumps Politik gut fanden, seine hektische Egozentrik aber vehement ablehnten.

Osno evoziert die Atmosphäre eines wohlhabenden Suburb in Wilmington, Delaware. Der Ort sei beliebt bei den – superreichen – Erben der Familie Dupont, die ihr Geld mit Schiesspulver und dann in der Chemie gemacht hat. Im Vergleich dazu sei das «Cottage» der Bidens bescheiden, auf einem Grundstück, nur vier Acres gross. Das sind immerhin 16 000 Quadratmeter. Es hängt wohl davon ab, womit man vergleicht.

### Erschöpfte Nation

Erwähnt werden die Skandale und Skandälchen, die den kurvenreichen Weg Bidens säumen, aber auch die Geschichten, die ihn nach Meinung des Autors zu einem leidgeprüften, stärkeren Mann gemacht haben. Die Trauer um den Tod seines Sohnes Beau war keine stille, sondern wurde in den Medien ausgiebig beschrieben, während die kurze Affäre der Witwe mit dem anderen Sohn Hunter weniger Aufmerksamkeit erhielt.

Als Teenager war Biden ein Stotterer, doch beharrliches Redetraining liess ihn das Handicap überwinden. 1987 stieg er zum ersten Mal ins Rennen um die Nomination als Präsidentschaftskandidat. Sein Feldzug kam zu einem abrupten Ende, als herauskam, dass er von einer Rede des britischen Labour-Führers Neil Kinnock abgekupfert hatte. Das war, wie Osno betont, nur ein Versehen in der Hitze des Gefechts, das notabene vom damaligen demokratischen Gegner Michael Dukakis aufgedeckt wurde. 2016 wurde Biden zugunsten der «unschlagbaren» Kandidatin Hillary Clinton von der Partei schnöde übergegangen.

Es sei ein Fehler Trumps gewesen, meint Osno, Biden als «Sleepy Joe» zu charakterisieren – und zwar nicht, weil die Bezeichnung grundsätzlich falsch wäre. Aber falsch sei der politische Kontext gewesen. Nach vier Jahren Hysterie und Egomane mit Trump lechzt Amerika nach einem Langweiler, um sich zu erholen.

Das Buch zieht einen Kontrast zu Präsident Obama, dem Biden als Vizepräsident diente. Obama sei zu vornehm gewesen, um sich persönlich um Stimmen für eine Gesetzesvorlage zu bemühen, während Biden, als «political animal», dabei im Element gewesen sei.

Osno scheint unschlüssig, welchem demokratischen Vorbild Biden nacheifert: Lyndon B. Johnson, dem *wheeler-dealer* im Senat, oder Franklin D. Roosevelt, dem progressiven Reformers. Er erwartet von ihm auf jeden Fall keine mitreissende Rhetorik, die Amerika in Bann schlagen könnte. Doch für den Tröster, den Heiler einer erschöpften Nation, dafür könnte es reichen. Offen ist indes, ob die Nation wirklich «geheilt» werden will.

## Existenz aus Lesen und Schreiben

Norbert Bolz

Rüdiger Zill: Der absolute Leser.  
Hans Blumenberg. Eine intellektuelle Biographie. Suhrkamp. 816 S., Fr. 49.90

Blumenberg für Blumenbergianer – auf diese Formel könnte man das Urteil über Rüdiger Zills «intellektuelle Biographie» ohne weiteres bringen. Ich selbst habe das Buch mit grossem Gewinn gelesen; aber das liegt schlicht daran, dass ich alle Bücher Blumenbergs gelesen, um nicht zu sagen studiert, habe. Doch wie steht es mit dem interessierten Laien, dem Studenten, dem philosophisch Interessierten? Bieten ihm diese 800 Seiten tatsächlich eine geistige Physiognomie des wohl wichtigsten deutschen Philosophen der Nachkriegszeit?

Zill versucht, Blumenbergs Denken aus «Konstellationen und Netzwerken» heraus zu verstehen, und damit meint er weniger geistige Einflüsse als vielmehr Beziehungen des Autors zu Verlegern und Redakteuren, Herausgebern und Organisatoren. Das interessiert aber nur Leser, die sich Blumenberg zu ihrem Helden gewählt haben. Allen anderen sei – gleichsam als Einführung in das Opus von Zill – die ultrakurze Darstellung empfohlen, die Odo Marquard seinem Vordenker gewidmet hat: «Entlastung vom Absoluten».

### «Vielbändige Existenz»

Zills Titel «Der absolute Leser» passt zunächst einmal sehr gut. Die Biografie vermittelt nämlich den Eindruck, dass für Blumenberg Existieren Lesen hiess. Aber er hat eben auch nichts Gelesenes undurchdacht gelassen; nichts Gedachtes blieb ungeschrieben und nichts Geschriebenes ungedruckt. Das gilt sogar noch für den gutgeordneten Nachlass. Blumenbergs «vielbändige Existenz» – so eine spöttische Formulierung, die er einmal für Karl Jaspers prägte – lässt sich aber dennoch auf das zentrale Thema seines Denkens und eine methodische Schlüsselattitüde reduzieren: Er wollte die philosophischen Voraussetzungen der wissenschaftlich-technischen Welt freilegen und zur Substruktur, also zu den nichtbegrifflichen Hintergrundphänomenen der philosophischen Begriffe, durchdringen.

Metaphorologie hat Blumenberg seine Methode genannt, und man kann sie durchaus als eine Art Parallelaktion zur Begriffsgeschichte verstehen, die Joachim Ritter als gigantisches Wörterbuch organisiert hat. Statt Begriffsgeschichte bietet Blumenberg Begriffe in Geschichten, Metaphern, Anekdoten, Mythen. Doch das verführt zum Geschichtenerzählen. Und Zill sieht selbst, dass sich in einigen Büchern das Material zu

verselbständigen droht. Man könnte das die Emanzipation des Zettelkastens vom Autor nennen. Vor allem in den späteren metaphorologischen Büchern wagt man oft nur aus Ehrfurcht vor dem grossen Namen des Autors nicht, sich einzugestehen, dass die Lektüre ermüdend und oft auch langweilig ist. Das kann man dann natürlich als «Freiheit der Abschweifung» und nachdenkliche Umwegigkeit rechtfertigen – ermüdend bleibt es trotzdem.

«Narrative Philosophie» hat der Autor selbst diesen Denkstil genannt. Das hat mich an ein Jahrzehnte zurückliegendes Gespräch mit George Steiner am Rande eines Freiburger Kolloquiums erinnert, in dem er mich fragte: «Können Sie mir erklären, warum man einen Mann als grössten deutschen Philosophen feiert, der nur Geschichten erzählt?» Mich hat die Frage damals sprachlos gemacht; aber heute sehe ich, dass Steiner den wunden Punkt getroffen hat.

Wenn Hans Blumenberg der absolute Leser und der absolute Autor war; wenn die Existenz für ihn im Lesen und Schreiben bestand, dann fragt man sich natürlich, was ihn getrieben haben mag. Zill zitiert hier aus einem Brief, der die erschütternde Antwort gibt: Lesen und Schreiben zwingen zur absoluten Konzentration – und solange die noch gelingt, bleibt die «Furcht vor der geistigen Hinfalligkeit» gebannt. Der absolute Leser: Diese Existenzform kann lustvoll sein – solange man nicht an einen absoluten Autor gerät. Blumenberg sagt dazu: «Der absolute Autor schreibt an seinen sämtlichen Werken, damit der ihm verfallene Leser sein Leben lang nichts anderes zu tun haben kann, als in diesen zu lesen.» Das ist eine Warnung, die Zill zwar zitiert, aber nicht ernst genommen hat.

Anzeige

Wissen  
für Suchende

Klarheit  
fürs  
Leben



wissend.info

# Der Plakatschweizer

*Christoph Mörgeli*

Barbara Tänzler: Vico Torriani.  
Ein Engadiner singt sich in die Welt.  
NZZ Libro, 256 S., Fr. 43.90

Dank der engen Zusammenarbeit der Autorin Barbara Tänzler mit der Tochter des Buchhelden, Nicole Kündig-Torriani, ist diese reich illustrierte, lebhaft, heitere und vor allem hochverdiente Biografie entstanden. Wenn auch erst zum 100. Jahrestag, erstaunlich bei einem so bedeutenden Botschafter, Touristiker und Imagerträger der Schweiz. Vico Torriani verkörperte im Wirtschaftswunderland Deutschland genau das, wonach man sich nach Krieg und Zerstörung sehnte: einen Troubadour des Südens, einen Tenor mit zart modulierendem Schmelz, einen Charmeur mit Schalk und der Grösse, sich selber nicht allzu ernst zu nehmen. Der Interpret so mancher Schlagerhits und singender Hauptdarsteller der Leinwand stammte aus einem Land, das aber immerhin am Aufschwung teilhaben wollte – auch dank Torrianis «In der Schweiz» (1955) –, und zwar so sehr, dass das bayerische Gastgewerbe energisch gegen den Song protestierte.

Vico Torrianis Familie stammte aus Soglio im Bergell, Onkel «Bibi» war eine nationale Eishockey-Legende. Doch die Jugend im krisengeschüttelten St. Moritz war karg, sein Aufstieg vom singenden Kellner zu einem führenden Unterhaltungskünstler Europas steinig und anstrengend. Dem Korporal der Gebirgsfüsilier und Perfektionisten Torriani gelang mit eiserner Arbeitsdisziplin, aber auch der Gottesgabe seiner schönen Stimme eine eindrucksvolle Karriere. Dabei beherrschte er nur gerade einige Gitarrengriffe – und das Notenlesen überhaupt nicht. Bald ertönten seine Lieder im Radio; die «Silberfäden», das erste und einzige Mal vom Bündner selber getextet, wurde 1949 ein erster Grosserfolg.

## Privates Glück

Der «Alpen-Sinatra» (*Die Welt*) begeisterte in Deutschland auch die dort stationierten US-Soldaten, hatten doch viele von ihnen italienische Wurzeln und schwärmten ebenfalls von «Santa Lucia», «Bella Venezia» und «Addio, Donna Grazia». Torrianis meistverkauftes Stück war und blieb «Kalkutta liegt am Ganges» – was streng genommen gar nicht stimmt. Ein Liedanfang wie «Schön und kaffeebraun sind alle Frau'n in Kingston Town» fiel heute zweifellos der politischen Korrektheit zum Opfer. Vico Torriani wusste sich jederzeit selber zu parodieren, und witzig-kabarettistische Texte («Ananas aus Caracas») verhinderten das Abgleiten in die schmachtende Schnulze. Was



«Alpen-Sinatra»: Musiker Torriani.

das Filmen betraf, musste Torriani später selber eingestehen, in zu kurzer Zeit zu viele zu ähnliche Streifen gedreht zu haben.

In den Fünfzigern warfen ihm kalte Krieger vor, dass er auch Tourneen jenseits des Eisernen Vorhangs veranstaltet hatte; in den Sechzigern randalierten Jugendliche im Vor-

*Bei alledem hat das Schweizer Publikum Torriani seltsamerweise eher die kalte Schulter gezeigt.*

feld der Jugendkrawalle gegen seine Schlager. Viel Neues erfährt man im Buch über das Familienleben der Torrianis: Eine erste Ehe, aus der Sohn Jürg hervorging, scheiterte rasch. Mit 28 lernte Torriani seine zweite Frau Evelyne Güntert kennen, die ihm bis zum Tod eine unentbehrliche Stütze und Managerin war. Die Kinder Nicole und Reto und später die Enkel

machten sein privates Glück komplett. Vico Torrianis grösste Leistung bestand darin, dass er sich über Jahrzehnte immer wieder neu erfand. In reiferen Jahren gab er statt des feurigen Liebhabers den perfekten Gentleman, brillierte als professioneller Koch, spielte auf Theater- und Operettenbühnen und präsentierte länderübergreifende Fernsehshows. Und noch einmal gelangen ihm glanzvolle Hits wie «La Pastorella», das «Zauberlied der Berge» oder «Geschenkte Jahre».

Bei alledem hat das Schweizer Publikum Torriani seltsamerweise eher die kalte Schulter gezeigt. Dies beurteilte Jürg Ramspeck in der *Weltwoche* als durchaus unverdient, sei Torriani doch mit seinen sieben Wintersportarten, seinem Bezug zum Hotelfach und dem Beherrschen von neun Sprachen sozusagen der gebirgig-polyglotte «Plakatschweizer». Das schöne Buch von Barbara Tänzler kann jetzt manch Versäumtes wiedergutmachen.

# Mit Schach aus der Isolation

Pierre Heumann

Natan Sharansky, Gil Troy: Never Alone – Prison, Politics, and My People. Little, Brown and Company. 480 S., Fr. 35.90

Man könnte Natan Sharansky als Experten für das Überleben in der Isolation beschreiben. Während des Lockdowns ist deshalb sein Rat gefragt. Wie man mit der Einsamkeit umgeht, beantwortet er in seinen Zoom-Vorträgen. Denn lange Zeit war der heute 72-Jährige ohne Kontakte zur Aussenwelt in einem Kerker eingesperrt. Insgesamt war er neun Jahre in sowjetischer Gefangenschaft in Sibirien, davon vier Jahre in Isolationshaft und 405 Tage in einer kleinen, dunklen und kalten Strafzelle, ohne je andere Menschen zu sehen.

Man solle keine Pläne machen, die von Dingen bestimmt würden, auf die man keinen Einfluss habe, lautet sein erster Rat. «Mein Überleben im Gulag», sagt er im Gespräch, «hing nicht von mir ab, sondern vom Geheimdienst KGB. Ob ich aber frei bleiben würde, hing ausschliesslich von mir ab.»

## Antisowjetische Witze

Jüngeren Lesern dürfte der Name Sharansky nicht viel sagen. Aber in den 1970er Jahren verkörperte er als einer der mutigsten Verfechter von Menschenrechten den Widerstand gegen Moskaus Diktatur. Der jüdische Sowjetbürger, dem die Ausreise nach Israel verweigert worden war, wurde im Westen bekannt als Aktivist für das Recht sowjetischer Juden, nach Israel zu emigrieren. 1977 machte ihm der Kreml den Prozess, und Richter sprachen ihn schuldig, für die USA spioniert zu haben.

Die Stärken des jüngsten Buchs, «Never Alone», liegen in Beschreibungen, wie ihn das Schachspiel in der brutalen Gulag-Einsamkeit gerettet hat und wie ihm Humor auch in den erniedrigendsten Situationen half. «Manche haben schreckliche Tragödien erlitten, aber sie haben immer noch die Fähigkeit, zu lachen», sagt Sharansky. Er sieht Humor als eines seiner Werkzeuge, um mit der Isolationshaft fertigzuwerden. Zudem war Schach sein Rettungsanker. In seiner Zelle gab es aber nichts. Deshalb bewegte er die Figuren auf dem Schachbrett im Kopf, spielte ein Spiel nach dem andern gegen imaginäre Gegner, um geistig fit zu bleiben und nicht irrsinnig zu werden.

Das Gute am Solo-Schachspiel sei für ihn gewesen, dass er stets gewonnen habe, schreibt Sharansky. War ein Spiel zu Ende, drehte er das imaginäre Schachbrett um; so ging das, monatelang. Er hätte es in der Zelle ja nicht eilig gehabt, meint Sharansky ironisch. Kamen seine

Aufseher vorbei, rief er ihnen zu: «Stört mich nicht, ich spiele Schach!» Wenn er einmal gegen einen seiner Aufseher spielte, hatte er keine Angst, seine rabiaten Bewacher zu besiegen. Was konnten sie ihm schon anhaben, sagte er sich. Ihn ins Gefängnis stecken? Er machte sich zudem einen Spass daraus, seinen Wächtern antisowjetische Witze zu erzählen: Konnte er ihnen damit ein Lächeln abringen, versetzte ihn das in Siegeslaune.

Statt in der Abgeschiedenheit zu zerbrechen, fühlte er sich mit jedem neuen Spiel stärker. Im brutalen Schach, das der russische Geheimdienst gegen ihn spielte, gewann er.

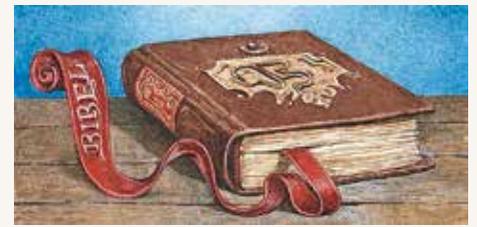
1986 konnte er im Rahmen eines Gefangenen-austauschs in den Westen ausreisen. Er wurde als Held gefeiert, und in Israel, wo er seither wohnt, mutierte er laut *New York Times* gar zum «jüdischen Heiligen». Aus dem Sowjetbürger Anatoly Borisovich Shcharansky wurde der Israeli Natan Sharansky, der in seiner neuen Heimat politische Karriere machte. Er gründete eine Partei, wurde Minister – aber er weigerte

*In Israel mutierte Sharansky laut «New York Times» gar zum «jüdischen Heiligen».*

sich, sein unabhängiges Denken aufzugeben. So wirft er heute Premierminister Benjamin Netanjahu vor, der «Erpressung der Ultraorthodoxen» nachzugeben. Seinen politischen Erfolg verdanke Netanjahu der «Dämonisierung seiner Gegner». Den ermordeten Regierungschef Jitzhak Rabin kritisiert Sharansky für die «Illusion», dass Palästinenserführer Jassir Arafat ein Partner für den Frieden sein könne, und Schimon Peres kanzelt er als «peinlich kindisch» ab.

Von Kindesbeinen an hat ihn das Schachspiel fasziniert. Seine Mutter hatte es ihm beigebracht, als er fünf Jahre alt war. «Hier kannst du frei denken», sagte sie ihm. Das Spiel übte früh schon eine magische Kraft auf ihn aus. «Es wurde mein erster Pass in die Welt der freien Gedanken, meine erste grosse Flucht.» In der Sowjetdiktatur war das ein seltenes Privileg, ja ein Luxus. Er liebte das Spiel auch deshalb, weil er gegen ältere oder grössere Menschen gewinnen konnte. Er spielte gerne «blind», ohne auf das Brett zu schauen. Das Schach-Wunderkind wurde mit vierzehn Jahren Meister in seiner ukrainischen Heimatstadt Donezk.

Und was hält er vom Netflix-Streifen «The Queen's Gambit»? Es sei eine «grossartige Darstellung» der Schachspiele, die in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre üblich gewesen seien, sagt er. Aber die Schilderung der politischen Beziehungen zwischen den USA und der Sowjetunion sei schlicht «ein Unsinn». Der KGB sei stets mobilisiert worden, um Gegner aus dem Westen zu besiegen.



## Die Bibel Betrübnis und Gestaltung

*Denn wie eine verlassene Frau und eine, die tief gekränkt ist, ruft dich der Herr zurück* (Jesaja 54, 6). – Der zweite Teil des Buches Jesaja, Deuterjesaja genannt, bildet eine selbständige Grösse mit Heilsweisungen gegen Ende des Exils. Damals lebte Jesaja längst nicht mehr, und sein Name kommt in Deuterjesaja auch nicht vor. Vielmehr stellt hier ein Prophet, der als Person unbekannt bleibt, die Wiederherstellung des Volkes und seiner Gottesbeziehung in Aussicht.

Der Vergleich mit einer verlassenen und gekränkten Frau lässt erahnen, wie die Juden sich im babylonischen und persischen Exil fühlten. Sie mussten ihren Gottesglauben ohne Tempel völlig neu finden. Die Worte «verlassen» und «gekränkt» gehen auf die gleiche hebräische Wurzel zurück. Sie ist nicht häufig und erscheint beispielsweise noch in Genesis 45, 5, wo Josef seinen Brüdern sagt, sie sollen sich nicht grämen wegen des Unrechts, das sie ihm angetan hatten. Auch bei der Vertreibung von Adam und Eva aus dem Paradies taucht der Begriff auf: Mit Schmerzen – oder eben mit Betrübnis – wird Eva Kinder gebären (Genesis 3, 16).

Interessant ist, dass ein Verb mit den gleichen Buchstaben auch «bilden» und «schaffen» bedeutet. Es kommt noch weniger vor als das Erstgenannte, doch schwingt sein Sinn mit. Bei der Betrübnis und bei Beschwerden klingt die Perspektive des Neubeginns stets an. Handwerker wie Kulturschaffende können bestätigen, dass das Gelingen oft durch Trübsal und Verzweiflung führt. Mehr noch: Keine Gestaltung kommt ohne Zerstörung einer vorgängigen Gestalt aus. Für ein schönes Möbelstück muss ich einen Baum fällen. Zur Erfüllung des Lebens gehört die Endlichkeit und damit der Tod. Das sollte man von Zeit zu Zeit durchdenken, um nicht in trostlosen Scheinwelten hängenzubleiben.

Peter Ruch

# Der lange Abschied

Plácido Domingo ist ein Wunder und ein Unikum. Jetzt versucht er, die Biologie zu besiegen.

Manuel Brug

Plácido Domingo: Verdi, Nabucco.  
Wiener Staatsoper. ORF3, 24. Januar, 20.15 Uhr

**P**lácido Domingo hat fast in allem, was er tat – im Guten wie im Populären –, Massstäbe gesetzt. Es wird interessant sein, zu sehen, wann und wie diese wunderbare Karriere eines integren Mannes ausläuft. Es sollte aber bald sein. Denn inzwischen singt er leider auch als Bariton nicht mehr auf Domingo-Niveau. Hoffentlich weiss er, wann es Zeit ist, goodbye zu sagen. Zumal uns ein Plácido Domingo als menschlicher Star und Botschafter der Oper weiter erhalten bleiben wird.»

Das habe ich geschrieben, als Domingo 75 Jahre alt wurde – also vor fünf Jahren. Wer hätte geglaubt, dass der grösste Weltstar der Oper 2021 immer noch singt, bald auch wieder in Wien, wenn auch nur virtuell. Die ihm unverbrüchlich selbst unter neuer Leitung treue Staatsoper und ORF strahlen am 24. Januar, drei Tage nach dem Ehrendatum, einen eben aufgezeichneten «Nabucco» aus, in dem der Jubilar weiterhin den Bariton gibt. Apropos Jubilar: Viele, die ihn schon sehr lange kennen, sind sich sicher, dass Domingo, der Unverwüstliche, eigentlich bereits seinen 83. Geburtstag feiert.

## Wackelig, kurzatmig

Was seine Immer-noch-Präsenz umso erstaunlicher macht. Aber auch umso trauriger. Wer hätte gedacht, dass aus dem Tenorhelden in fünf Jahren eine tragische Witzfigur werden würde! Denn nicht nur hätte er – kein Sänger ist gegen das Alter gefeit – schon längst aufhören sollen; auch die Stimme, wackelig, kurzatmig, immer noch mit Tenortimbre und ohne Baritontiefe, ist nur noch ein Schatten ihrer selbst – so wie der ganze Mensch und Künstler, der da weiterhin auf die Bühne schlurft, weil er ohne sie nicht sein kann, weil er sie zum Atmen braucht. Und weil wohl sein Clan von mindestens drei Dutzend von ihm Abhängigen weiterhin der Geldspritzen des Alleinverdieners bedarf.

Traurig anzusehen und zu erleben für einen wie mich, der diesen unglaublich cha-

risatischen, selbstsicheren, erotisierenden Sänger auf seinem Höhepunkt erleben durfte. Otello, Samson, Alfredo, Renato, Don José – keiner sang diese Rollen so dunkelglühend wie Domingo. Auch nicht seine beiden Rivalen von der Drei-Tenöre-Gütergemeinschaft. Luciano Pavarotti war der lächelnde Servietenschwenker, José Carreras der jungenhafte Frischverliebte. Domingo aber war der Kerl, der Macho, der Testosteronkünstler.

Allzu sehr? Denn zum vokalen Verfall kommt Schwerwiegenderes. Domingo wird weltweit gejagt aufgrund von immer lauter werdenden #MeToo-Anwürfen gegen ihn und gegen die Mitmacher des Betriebs, die sein Benehmen toleriert haben. Klar, er ist berühmt, deshalb scheint er auch eine präferierte Angriffsfläche für Aktivisten und Ankläger zu sein. Ich möchte nicht Richter sein, es liegt nichts Justiziables vor, aber inzwischen sind es Dutzende Frauen und Opernmitarbeiter, die ihm, vor allem während seiner Zeit als Intendant in Los Angeles und Washington, Übergriffigkeiten und sexuelles Fehlverhalten vorwerfen.

Domingo hat es erst geleugnet, dann zugegeben, als auch zwei Untersuchungen in den USA zum gleichen Ergebnis kamen. Und dann widerrufen. In Amerika hat man ihn aus allen Ämtern und Engagements rausgestrichen, ganz unwürdig an der Metropolitan Opera.

*Kein professionelles  
Vokalorgan hielt so lange.  
62 Jahre!*

In vielen Teilen Europas hatte man, sich blind stellend, ihm opportunistisch die Treue gehalten, um ihn, als die Hexenjagd eröffnet war, umso brutaler vom Opernacker zu jagen.

In Deutschland ist Domingo nicht mehr gern gesehen, schon gar nicht in Spanien, wo er fast so etwas wie Heiligenstatus genoss und ihm eine linke Regierung alle Türen zugeschlagen hat. Das finde ich bigott, aber auch richtig. Salzburg wollte ihn im ausgefallenen Corona-Sommer 2020 noch empfangen, Wien tut es,



Endloser Sonnenuntergang:

so wie auch die russischen Oligarchen und der alte Kumpel Alexander Pereira beim «Maggio Musicale Fiorentino» in Florenz plötzlich die Retter in der Domingo-Not sind. Wie traurig.

Ach, wäre doch schon Schluss! Schon Friedrich Schiller hat gedichtet: «Es schwinden jedes Kummers Falten, solange des Liedes Zauber walten.» Aber einmal ganz im Ernst: Wie lange soll ein Sänger singen? «Bis er umfällt», grummelt es stumpf aus den Rollatorreihen der Pop-Fraktion. David Bowie (69) und Leonard Cohen (82) sind gestorben kurz nach der Veröffentlichung von Alben, die deutlich den Charakter von Nachrufen auf sich selbst zu Lebzeiten haben.

Die Rock-Opas von den Rolling Stones humpeln nach wie vor in die Stadien. Irgendwo krächzt immer noch der 79-jährige Nobelpreisträger Bob Dylan. Die 78-jährige Barbra Streisand hat eine neue CD veröffentlicht, eben auch Shirley Bassey mit fast 84 Jahren. Und die



Opernstar Domingo in «Othello», 1985.

beiden süßen Senioren Charles Aznavour und Juliette Gréco hielten auf der Bühne fast bis zu ihrem Ende mit 94 beziehungsweise 93 Jahren die Flamme des französischen Chansons am Flackern.

### Das hohe C wunderbar gefälscht

Klar, die Nachgeborenen wollen die Legenden der Eltern hören, und diese haben unter Beweis gestellt, dass auch im endlosen Sonnenuntergang des Bühnenlebens vokales Schmirgelpapier noch sexy reiben kann. Man reduziert die Mittel, intensiviert sie womöglich, legt die Töne tiefer. Gewachsene Persönlichkeit macht schwindende Stimme wett. Oder man tut wenigstens so als ob – zu zaubern haben sie schliesslich alle in unzähligen Tourneejahren gelernt.

Wie aber geht das in der Oper, wo zunächst nicht das Originelle, sondern die technische Erfüllung des Notentextes, die Einreihung in die

Tradition gefragt sind? Mit heraushörbarem Timbre, individuellem Zugang, versteht sich, sonst wird ja kein Star geboren. Domingo gibt sich auf seiner Website nach wie vor kämpferisch: «Wer rastet, der rostet.» Doch die Termine sind längst überschaubar geworden.

Dabei begann alles so sonnig. Er wurde offiziell am 21. Januar 1941 in Madrid geboren, ist früh in der mexikanischen Zarzuela-Kompanie seiner Eltern aufgetreten und hat 1959 in Mexico City in einer Bariton-Nebenrolle in Verdis «Rigoletto» debütiert. Schnell und folgerichtig wurde er einer der bedeutendsten Tenöre der Welt. Einzig Enrico Caruso, dessen 100. Todestag 2021 ansteht, ist immer noch grösser als er. Beniamino Gigli sang süsser, Mario Del Monaco lauter. Pavarotti hatte die schönere Stimme und wurde noch berühmter, weil er das hohe C besass (das Domingo wunderbar fälschte) und weil er als klischeehaftes Knuffelbärchen

massentauglicher war. Carreras blieb in der konzertanten Drei-Tenöre-Vermarktungskette sowieso nur der Benjamin.

Kein professionelles Vokalorgan hat so lange gehalten. 62 Jahre! Nie hatte Domingo eine Stimmkrise. Von unersättlichem Rollenappetit getrieben, hat er 151 Opernpartien gesungen, hat hundert Gesamteinspielungen und fünfzig Videofilme vorzuweisen. Aber der auch noch Corona widerstehende Domingo-Schat-

*Domingo gibt sich auf seiner Website nach wie vor kämpferisch: «Wer rastet, der rostet.»*

ten von heute ist kein Vergleich zu früher – als da ein nie wirklich schauspielerisch begabter, aber glutvoller Latin Lover auf den Bühnen der Welt stand und alle mit brustigen Bronzetönen zum Schmelzen brachte.

Auch sprachbegabt war er nicht, sein Französisch und sein Deutsch hören sich grauenvoll an, sein Englisch ist lustig, Russisch nicht vorhanden. Trotzdem: Mit was für Nuancen und Farben hat er uns überrascht und verzaubert! Heute aber steht da ein Greis mit Flacker-Atem, der sich durch tiefe Rollen quält, sich auf welkenden Ruhm und schwindendes Charisma verlassen muss. Wie traurig! Zudem muss man Domingo als Dirigenten ertragen, der nur im Takt mitschwingt, keine Impulse gibt, nichts zusammenhalten kann. Auch das haben die Opportunisten in den Opernchefetagen mitgemacht, weil er nach wie vor die Kassen zum Klingeln bringt. Dabei hat Domingo ebenfalls Einzigartiges geleistet mit seinem renommierten «Operalia»-Wettbewerb, mit Education- und Charity-Initiativen.

Ich sage es noch einmal: In der Geschichte des stressigen, aber auch glanzvollen Tenorsingens hat es so etwas wie Plácido Domingo noch nie geben. Er ist ein Wunder und ein Unikum! Umso fataler, dass er den lang schon verstrichenen, nämlich richtigen Moment des Aufhörens verpasst hat. Denn nicht einmal ein Tenorissimo kann die Biologie aufhalten.



## Serien

# Endspiel des weissen Mannes

Wolfram Knorr

«The Undoing» (USA, 2020)

Miniserie von David E. Kelley. Mit Nicole Kidman, Hugh Grant, Donald Sutherland. Sky.

«Trust» (USA, 2018)

Zehnteilige Serie. Von Simon Beaufoy und Danny Boyle. Mit Donald Sutherland, Hilary Swank, Brendan Fraser. Starzplay.

«Also. Wer von euch liebt mich am meisten?» Mit sardonisch verzogenem Mund thront John Paul Getty, Öl-Mogul, Kunstsammler, Sex-Maniac, am Kopf des mächtigen Frühstückstischs und wirft den vier Damen, die ihn flankieren, anzügliche Blicke zu. Sie sind verschiedenen Alters, aus besseren Kreisen und seine Mätressen. Mit ihnen zu spielen, sie zu quälen, ist ihm ein Hochgenuss. Donald Sutherland, der in der TV-Serie «Trust» als Scheusal Getty glänzt, war bei den Dreharbeiten achtzig Jahre alt; einer der letzten Charakterdarsteller, über 200 Filme für Kino und TV auf dem Buckel.

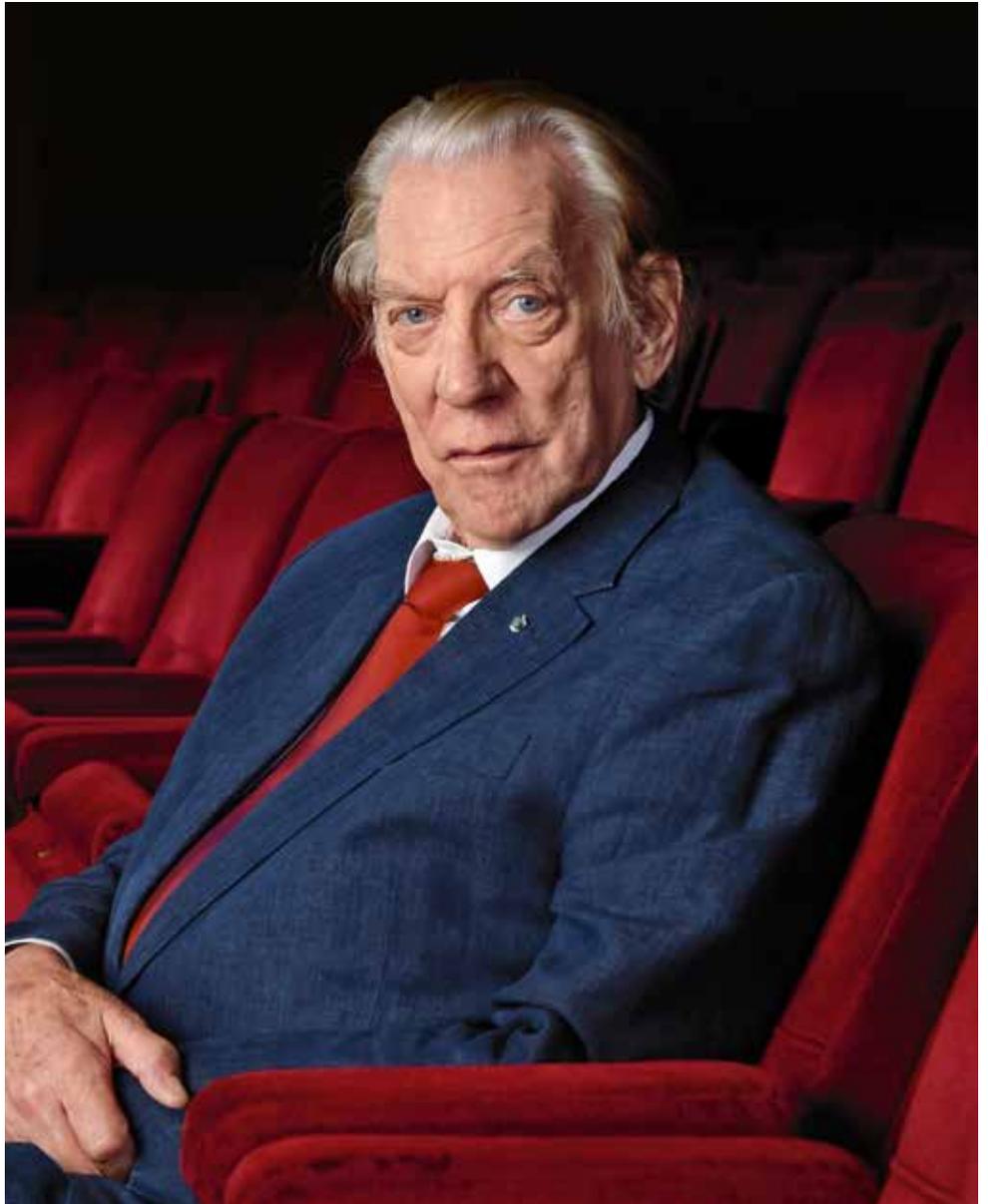
### «Die Augen eines Onanisten»

In «The Undoing» spielt Sutherland einen New Yorker Krösus namens Franklin Reinhardt, der in einen Gewissenskonflikt gerät: Sein Schwiegersohn Jonathan soll eine Geliebte ermordet haben, seine Tochter Grace fällt aus allen Wolken und bittet um Hilfe. So rafft sich Franklin auf, den Schwiegersohn im Knast zu besuchen. Der heuchelt: «Ich kann mir vorstellen, was du von mir denken musst. Ich kann dich auf jeden Fall verstehen, warum du dich nicht wohl dabei fühlst, für mich Kautions zu stellen.» Darauf Franklin: «Halt den Mund. Ich

*Wenn Sutherland als Upperclass-New Yorker lächelt, sieht es aus wie ein Riss in einem Granitblock.*

bin nicht hier, um dir zuzuhören. Ich bin hier, um dich anzusehen, um mich zu vergewissern, dass du dich verstellst. Ich halte dich für schuldig.» Steht auf und geht.

Ob als alter Park-Avenue-Tycoon oder als Öl-Magnat, in beiden Rollen triumphiert Sutherland als Monument des weissen Mannes, der in grossbürgerlicher Manier Haltung zu wahren versucht, aber zu «bröckeln» beginnt. Hinter der Patrizierfassade lauert der Trümmermann. In «The Undoing» thront er zwischen edwardianischen Möbeln und klauenfüssigen Zierschränken, äusserlich ohne Fehl und Tadel, aber sein eingesunkenes Gesicht lässt ahnen,



«Ich bin nicht hier, um dir zuzuhören»: Charakterdarsteller Sutherland.

wie Macht und Gier ihm Gemüt und Gefühl ausgetrocknet haben. Einmal, starr wie unter Lack, gesteht er der Tochter (Nicole Kidman), nie treu gewesen zu sein, immer nur Affären hinterhergejagt zu haben. Vielleicht hasse er deshalb den Schwiegersohn (Hugh Grant), er erkenne sich in ihm wieder.

In «Trust» entblösst Sutherland den Bügelfalten-Getty erbarmungswürdig. Dessen unstillbar wölfische Raffgier hat jede Fähigkeit, zu berühren, zu lieben, zu fühlen, in den Orkus gespült. Nur vom Sex kann er nicht lassen, er lässt sich Spritzen in den Penis jagen, damit er Abend für Abend eine seiner Mätressen rameln kann. (Freunde nannten Getty, der mit 83 starb, deshalb «priapic».)

Der gebürtige Kanadier Sutherland, dessen erste Rolle der Luftgeist Ariel in Shakespeares «Sturm» war, mendelte sich in zahlreichen TV-Serien- und Kino-Nebenrollen, von «Simon Templar» bis «The Dirty Dozen», sukzessive ins dramatische Zentrum. So sah die britische

Hammer-Film-Produktion in Sutherlands «gotischen Gesichtszügen» einen idealen Gruft-Sadisten für ihre Horrorfilme («Dr. Terror's House of Horrors», 1965), in «The Day of the Locust» (1975) war er ideal besetzt als durchgeknallter Sektenführer. Seine erste grosse Rolle fand er in Robert Altmans Militärsatire «Mash» (1970) als zynischer Chirurg. Kurz darauf folgten die Psychothriller «Klute» (1971) und «Don't Look Now» (1973).

1976 spielte er jene Rolle, die sein gravitärisches Image der lauenden Morbidität im Hintergrund prägen sollte: Casanova in «Il Casanova di Federico Fellini». Der Emotionalste im Dreigestirn der filmenden Psychoanalytiker (Bergman, Fellini, Buñuel) soll auf Sutherlands Frage, warum er gerade ihn engagierte, gesagt haben: «Sie haben die Augen eines Onanisten.» Fellini stellte seinen Casanova in ein Universum der Eros-Lemuren: in modisch-morbiden Plunderdekor voll Gemälde geiler Schönheiten – und dazwischen Suther-

lands Maskengesicht. Ein eitler Popanz und lächerlicher, armer Hund. Unter der Puderperücke war schon jener Kaltblüter zu erkennen, den er als Führer in der Dystopie «The Hunger Games» (2012) gab. In «The Undoing» und «Trust» gefriert die Figur in selbstherrlichem Starrsinn. Wenn er als Upperclass-New Yorker lächelt, sieht es aus wie ein Riss in einem Granitblock.

Als Getty erfährt, dass sein Enkel entführt wurde, will er die *New York Times* kündigen, weil sie zwei Cent aufgeschlagen hat. Fürs Lösegeld soll der Vater sorgen, es ist schliesslich dessen Kind. Getty ist längst jeglicher Familiensinn abhandengekommen. Was ihm bleibt, sind: karstige Misanthropie, nie Steuern gezahlt zu haben, seine Wäsche selber zu waschen, weil jede Reinigung zu teuer ist, und jede Nacht noch Sex haben zu können. Donald Sutherland verwandelt seine Figuren zu Francis-Bacon-Porträts jener zerfliessenden weissen Männer, deren Endspiel begonnen hat. Sutherland ist der Mann der Stunde.

## Klassik

# Ein Hauch Heimat, hochvirtuos

*Christian Berzins*

Ksenija Sidorova: Piazzolla Reflections.  
Alpha, 2021

Der 11. März 2020 hätte für Zürich ein grosser Tag werden können, wollte doch die Handorgel-Meisterin Ksenija Sidorova ihr Debüt mit dem Tonhalle-Orchester geben. Doch wegen eines Corona-Verdachtsfalls im Orchester wurde das Konzert abgesagt, danach gleich die ganze Saison gestrichen. Somit wurde auch nichts aus Sidorovas Zürcher Kammerkonzert vom 29. März – genauso wenig wie aus jenem im KKL am 15. Januar 2021.

Bislang ist die russische Lettin haarscharf dran gescheitert, die Ohren der Schweizer und Schweizerinnen zu erobern. Wird es am 10., 11. und 12. März 2021 klappen, wenn das Konzert vom März 2020 mit dem Tonhalle-Orchester unter der Leitung von Chefdirigent Paavo Järvi neu angesetzt ist? Die Zürcher könnten etwas erleben, würden sie doch nicht nur Sidorova, sondern auch ein Werk des estnischen Komponisten Erkki-Sven Tüür (geb. 1959) kennenlernen.

Typisch für Sidorova: Ihr erster Zürcher Konzertort im Februar 2018 war nicht die Tonhalle, sondern der Zürcher Szeneklub «Kaufleuten». Sie scheut mikrofonverstärkte Auftritte im grellen Scheinwerferlicht nicht und stand auch schon mit Rockstar Zucchero auf der Bühne. Das gehöre auch zu ihr, sagt Sidorova – nur um zu betonen, dass sie in erster Linie

nicht Akkordeonistin, sondern Künstlerin sei, mit dem Anspruch, Kunst und nicht Kommerz zu machen. Sidorova überstrahlt die Konzerthaus-Routine mit Klang und Seele. Dabei ist sie mit ihrem 21 Kilo schweren *Handörgeli* eine Klassik-Exotin, das weiss die 33-Jährige trotz charmanter rhetorischer Gegenwehr genau. Und mit dem Exotenstatus lebt es sich in der Klassikwelt in den letzten Jahren blendend. Da stehen neue, moderne Konzertsäle, es kaufen auch mal Men-

## *Die Klassik-Exotin überstrahlt die Konzerthaus-Routine mit Klang und Seele.*

schen eine Konzertkarte, die Brahms nicht lieben, und die Alteingesessenen langweilen sich heimlich öfter, als man denkt, beim immer Ewiggleichen. Sidorova kommentiert das diplomatisch: «Viele Konzertbesucher sind offen für neue Künstler und neue Instrumente.»

Sie kriegt das zu spüren und zu sehen: Die Konzertagenda Sidorovas zeigt, dass sie weltweit gefragt ist. Egal, ob im wohlbehüteten Kammermusiksaal vor einer Schar Abonnenten einer Philharmonie oder im Klassik-Open-Air am Meer vor 3000 Leuten: Sitzt Ksenija Sidorova auf der Bühne, ist ihr die Aufmerksamkeit vom ersten bis zum letzten Ton gewiss. Das liegt nicht daran, dass sie ihre Lippen greller rot schminkt als alle anderen Musikerinnen zusammen, sondern an Ton und Klang, die sie aus dem Blasebalg lockt: Ein Hauch Heimat umweht uns beim naiven, vokalbetonten

Klang des Akkordeons; die Erinnerung an Gemütlichkeit und Frohsinn mischt sich mit südländischer Melancholie, die wir wiederum mit leidenschaftlichen Tango-Fantasien verbinden.

Sidorova spielt das Akkordeon so virtuos, dass ihr mittlerweile bedeutende Komponisten wie Erkki-Sven Tüür Werke widmen. Diese Komponisten setzen auch auf andere Konzertsaal-Exoten – auf den Gitarristen Miloš Karadagliš etwa oder auf Avi Avital, den israelischen Mandolinen-Virtuos. Selbst die Orgel, das berühmteste und am meisten vernachlässigte Instrument der Welt, erlebt dank dem Paradiesvogel Cameron Carpenter und der Lettin Iveta Apkalna einen Boom. Der Zürcher Maurice Steger wurde als Blockflötenspieler zum Star. Nur spielen reicht nicht. Wer es mit einem Instrument fernab des Mainstreams in die grossen Säle schaffen und auf dem CD-Markt präsent sein will, muss ein charismatischer, extrovertierter Charakterkopf und ein weltumarmender Kommunikator sein.

Dass der Weg in den Klassikhimmel lang und der Abstieg kurz ist, erfuhr auch Sidorova. Eben noch war sie «Exklusivkünstlerin» der Deutschen Grammophon (DG), der Traum aller klassischen Musiker. Für einen Echo-Preis reichte es allemal, für eine Weiterarbeit mit der DG schon nicht mehr. Egal: Nun freuen wir uns über die CD «Piazzolla Reflections» der Akkordeonistin, erschienen beim aufstrebenden Label Alpha. Sidorova spielt die Werke von Astor Piazzolla unberechenbar frech und feurig.

Christian Berzins ist Musikkritiker bei CH Media.



*Unberechenbar, frech, feurig:* Akkordeonistin Sidorova.

## Fernsehen

# Vom Trauma zum Triumph

Dominique Feusi

### «I May Destroy You»

Regie: Michaela Coel. Mit: Michaela Coel, Weruche Opia, Paapa Essiedu. BBC One, HBO.

Der Fluch der Prokrastination. Wer «How to write quickly» googelt, hat ein Problem, jetzt muss es mit dem Schreiben schnell gehen: Arabella, mit phänomenaler Intensität gespielt von Michaela Coel, ist ein Twitter-Star und gilt seit ihrem Sensations-Debütroman «Chronicles of a Fed-Up Millennial» als Stimme ihrer Generation. Wir sind in London. Die Protagonistin Arabella ist talentiert, erfolgreich und berühmt, hat einen Verlag, der sie auf Händen trägt, alles läuft gut. Nur nicht das zweite Buch. Der bezahlte Italien-Aufenthalt wurde exzessiv genutzt, Sex, Drogen und elektronische Tanzmusik, nur das Schreiben blieb auf der Strecke. Nun ist der Vorschuss verprasst, die Ausreden sind ausgeschöpft, der Verlag will das zweite Buch sehen.

Deadline. Nur noch eine Nacht. Nur noch ein paar Stunden. Noch schnell einen Joint drehen. Die richtige Musik wählen. Ein paar Tweets ins Dokument kopieren. Und dann doch noch mit Freunden ausgehen. Nur rasch. In ein Etablissement mit dem unheilvollen Namen «Ego Death Bar».

### Nah an der Realität

Filmriss. Nächster Morgen. Wieder am Laptop. Arabella schreibt wie besessen, befühlt eine kleine Wunde am Kopf, drückt auf «Senden», Blut rinnt von der Stirn. Dissoziierte Bilder von letzter Nacht. Flashbacks. Wie sie trinkt. Tanzt. Vom Barhocker fällt. Noch mehr Alkohol. Noch mehr Drogen. Im Uber. Am Bancomaten. In einer Toilette. Männer, die sich über sie beugen. Und immer wieder deren «Eyes, Eyes, Eyes, Eyes», so auch der Titel des Pilotfilms der zwölfteiligen HBO-BBC-Co-Produktion «I May Destroy You». Sie geht zur Polizei, und erst da wird ihr bewusst, dass sie mit K.-o.-Tropfen betäubt und danach vergewaltigt worden ist.

Ein Schicksal, das Coel, Autorin, Showrunnerin, Co-Regisseurin und Hauptdarstellerin in Personalunion, mit ihrer Protagonistin teilt. Der Zuschauer ahnt schnell: Diese Authentizität hat ihren Preis, nämlich dass jemand, dem eine derart realistische Gegenwartsserie gelingt, brutal nah an der Realität erzählt. Auch Coel wurden in einer Bar K.-o.-Tropfen in den Drink gekippt. Auch Coel wurde vergewaltigt, wie die Britin ghanaischer Abstammung 2018 in ihrer aufsehenerregenden Rede beim Edin-



«Wo beginnt der Missbrauch?»: Schauspielerin und Autorin Coel.

burgh International Television Festival öffentlich machte. Die heute 33-Jährige arbeitete damals an der Fortsetzung ihres preisgekrönten Seriendebüts «Chewing Gum», einer Komödie, durch deren Netflix-Ausstrahlung sie zur international gefeierten Newcomerin wurde.

### Coel spricht im Stakkato heikle Themen an wie das derzeit sonst niemand kann.

Mit «I May Destroy You» hat Michaela Coel 2020 die Geschichte ihres sexuellen Übergriffs fiktionalisiert und in einer atemberaubenden Leistung ihr Trauma in einen kulturellen Triumph verwandelt. Es gab keinen «Writers' Room», wo, wie sonst üblich, mehrere Autoren einer Produktion zusammenkommen. Coel war ihr eigener Treibstoff und Motor. Sie schrieb 191 Drehbuch-Entwürfe. «Es war kathartisch», sagte sie der BBC. Und sie schlug

einen Millionen-Deal mit Netflix aus, da sie die Rechte an ihrer Geschichte dem Streaming-Riesen hätte abtreten müssen.

«Wo beginnt der Missbrauch?», so die zentrale Frage der Serie, nicht nur für Arabella, sondern auch für ihre Freunde Terry und Kwame (grossartig: Weruche Opia und Paapa Essiedu). Es ist aber nicht nur der sexuelle Konsens, der in Zeiten der Dating-Apps und der Macht des Internets immer wieder neu verhandelt werden muss. Es geht um Rassismus, Einsamkeit, fehlende Väter, Sex während der Periode: Coel spricht mit einer Selbstverständlichkeit im Stakkato heikle Themen an, wie das derzeit sonst niemand kann – zutiefst berührend und teils urkomisch zugleich.

Nichts wirkt gekünstelt. Alles fließt. Zum Thema Diversität sagte sie zum *Guardian*: «Natürlich brauchen wir mehr Vielfalt auf dem Bildschirm, aber ich denke nicht wirklich darüber nach. Ich schreibe eine Geschichte, und die Besten bekommen die Rollen.»

Das *Time Magazine* kürte Coel zu einer der wichtigsten Personen 2020. Zu Recht. Denn ihr ist ein TV-Game-Changer gelungen, eine Serie, die sich wie ein Eisbrecher eine ureigene Fahrerin in festgefrorene Sehgewohnheiten schlägt. Ein furioses, scharf erzähltes Generationenporträt, das selbst die düstersten Themen mit trockenem britischem Humor und Situationskomik erhellt und durch Coels packende Bildschirmpräsenz auf jeder Ebene funktioniert. Und so ist «I May Destroy You» ein veritables Lehrstück für die Auseinandersetzung mit relevanten zeitgenössischen Themen, ohne je erzwungen zu wirken.

Nicht alle weissen Männer sind böse. Nicht alle schwarzen Frauen sind gut. Opfer können auch Täter sein. Und umgekehrt. Es geht auch um die Kraft, vorwärtszublicken, Schicksalsschläge zu verarbeiten, zu zerkaugen und sie dann auszuspucken. Eben darum, sich nicht zerstören zu lassen.

## Pop Sehnsucht nach Leichtigkeit

Anton Beck

Sylvan Esso: Free Love.  
Loma Vista Recordings. 2020.

Er habe beinahe vergessen, wie Positivität klinge, schrieb ein Youtube-Nutzer unter das Musikvideo «Rooftop Dancing». Tatsächlich fällt das schwer im Gewirr all der *bad news*, die täglich eintrudeln und auch die Kulturbranche beeinflussen, die allem, was diese schafft, einen apokalyptischen Unterton verleihen. Eine Band, der es dennoch gelingt, die Leichtigkeit zu erhalten, ist Sylvan Esso, ein Duo, bestehend aus der Sängerin Amelia Meath und dem DJ Nick Sanborn.

Die beiden waren zunächst jahrelang in verschiedenen Bands unterwegs, ehe sie sich 2013 unter dem Namen «Sylvan Esso» zusammenschlossen. Electro-Pop beschreibt das, was sie der Öffentlichkeit präsentieren, wohl am besten, doch so richtig in eine Schublade will Sylvan Esso nicht passen. Sie klingen vor allem sanft, ruhig, minimalistisch heruntergebrochen auf gesampelte Töne, darübergelegt Texte, die völlig losgelöst von Aggressionen längst vergessene Utopien besingen. So beginnt das neuste Album der beiden Musiker mit dem Song «What If» und wirft einige, manchmal agrammatische Fragen auf: «What if end was begin? Then would men be like mothers?» Oder: «What if darkness was light?»

Sylvan Esso beschäftigte schon immer das Zeitlose, die universalen Gefühle der Menschen und ihre Wechselwirkung mit der Natur. Die

Hits ihrer ersten beiden Alben, «Sylvan Esso» und «What Now», schildern in Text und Videos das, was man wohl als moderne Hippie-Kommune bezeichnen könnte, die Songs tragen Namen wie «Wolf» oder «Coffee» und malen kleine Alltagsszenen, die haftenbleiben: «Wild winters, warm coffee, Mom's gone, do you love me?» Oder: «I'm washing with all my friends in the kitchen, drying dishes, turning, twisting until we can run out, go swimming.» Wenn Donna Tartts Romane, die oft von dem abgesehenen, aber nicht abgehängten Amerika erzählen, ein Soundtrack wären, würden sie so klingen wie Sylvan Esso.

Insofern ist gerade auch «Free Love» ein sehr zeitgemässes Album, eines, das Kurzgeschichten aus den USA erzählt, aus ruhigen Regionen, fernab der Epizentren, dort, wo alles friedlich scheint, das Beben aus der Ferne aber zwischen dem Gezwitscher der Vögel gelegentlich zu hören ist. Als würde die Sehnsucht nach Leichtigkeit eben doch bloss eine Sehnsucht bleiben können.

Meath und Sanborn sind politisch aktiv, sie positionierten sich klar gegen Trump und für Joe Biden, jedoch nicht aus den Städten, sondern eben aus der Ferne der amerikanischen Unberührtheit, wo die beiden die Pandemie aussitzen und gelegentlich live im Internet ihre Utopien online stellen. Wer zurzeit genug von der Weltpolitik hat, kann dies jedoch gut überhören, sich völlig auf Meath' ruhige Stimme einlassen und sich der Sehnsucht nach Leichtigkeit hingeben, ganz ohne an Biden, Trump, das Capitol, gehörnte Schamanen oder dergleichen denken zu müssen. Darin besteht die tiefgreifende Kraft von Popmusik. Wie kaum ein anderes Genre und wie keine andere Kunstform enthält sie eine Fülle von Informationen und Ambivalenzen, aber man kann sie konsumieren, ohne dass man auch nur im Geringsten auf all dies zurückgreifen muss. Sie ist Ohrwurm und politischer Seismograf in einem.



## Jazz Der Magier und sein Instrument

Peter Rüedi

Dino Saluzzi: Albores. ECM 2638

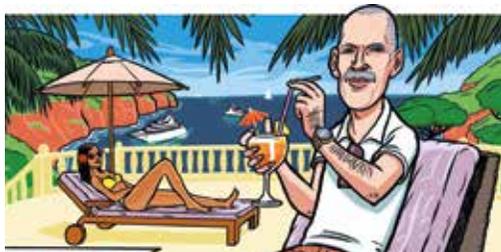
Die Sehnsucht ist ein mächtiger Sog, das Gefälle zwischen dem, was ist, und dem, was sein sollte; zwischen der Gegenwart und einer zurückgeträumten Vergangenheit oder erhofften Zukunft. «Das ist die Sehnsucht: wohnen im Gewoge / und keine Heimat haben in der Zeit», heisst es, nicht ohne Pathos, beim jungen Rilke. Der Traum vom Abwesenden, die Sehnsucht, hat vielleicht mehr grosse Kunst geboren als das Gegenteil, der Traum vom erfüllten Augenblick.

Das zweite Stück auf Dino Saluzzis jüngstem Album «Albores» (Dämmerung) heisst «Ausencias». Was auf den ersten Blick etwas gar abstrakt klingt («Abwesenheiten»), meint genau dies: das Vermisste oder die Vermissten (der kürzlich verstorbene Giya Kancheli oder Vater Cayetano) als Objekt der Sehnsucht oder der Trauer. Dino Saluzzi ist der grosse Meister des Bandoneons, der Knopf-Harmonika, die, im Ruhrpott erfunden, durch ausgewanderte Kumpels zum argentinischen «Nationalinstrument» wurde, zur Seele des Tangos. So wurde er gelegentlich als Fortsetzer des «Tango Nuevo» missverstanden, der Renaissance, die von seinem Landsmann Astor Piazzolla ausging.

Allein, Saluzzi wurde 1935 in der Provinz Salta geboren; Klang seiner Kindheit und damit der Fluchtpunkt, auf den sich all seine ungemein vielseitige spätere Musik bezog, war nicht in erster Linie der urbane Tango (den lernte er erst als Jugendlicher in Buenos Aires kennen), sondern die Folklore der Anden. Aus der Distanz zu ihr (erst von Buenos Aires, dann von Europa aus, wo er, nach seinen frühen Erfahrungen mit dem Tenorsaxofonisten Gato Barbieri, ab den Achtzigern zeitweise lebte und mit vielen Jazzmusikern arbeitete) kommt die Kraft, die Sehnsucht, die Melancholie von Saluzzis Musik. Sie faszinierte während sechs Jahrzehnten in vielen Formaten, war aber nie so überwältigend wie im grossen Atem seiner Bandoneon-Solo-Auftritte und -Aufnahmen.

Das erste Album bei ECM gehört dazu, «Kultur» von 1982, und jetzt das jüngste. In Saluzzis Händen wird die ursprünglich proletarische Ziehharmonika zur grossen, orchestralen Orgel mit einer Spannweite zwischen feinst vibrierenden zarten Subtilitäten und grossem Pathos. Im magischen Zwiegespräch zwischen dem Meister und seinem Instrument entsteht ein ganzer Kosmos. Atemlos fragen wir uns: Wer spielt hier wen – Saluzzi das Bandoneon oder das Bandoneon Saluzzi?

# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Mein Schlafzimmerblick

Mark van Huisseling

Die vergangene Woche verbrachte ich erneut in Laax, wo die Welt noch wunderbar aussieht: Eine kalte Nacht und einen Vormittag lang schneite es, der Rest der Zeit herrschte das, was unsere deutschen Freunde «Kaiserwetter» nennen. Zudem darf gegenwärtig wieder auf sonnigen Restaurantterrassen zu Mittag gegessen oder Espresso getrunken werden, nebenbei erwähnt, was die Lebensqualität weiter verbessert. Man erlebt in den Bündner Bergen zurzeit Highlife, wenigstens ein wenig.

Was einem recht scharfen Gegensatz zur Lage anderswo entspricht. Der Hochnebel hat beispielsweise Zürich, wie mehrheitlich zu dieser Jahreszeit leider, im Würgegriff, möchte man schreiben, wenn diese Metapher nicht in die Galerie der schiefhängenden Sprachbilder gehören würde. Abgesehen davon, dass Hochnebel zurzeit eher zu den guten oder jedenfalls harmlosen Nachrichten zählt, wenn man die Grosswetterlage betrachtet – die Pandemie macht vielen das Leben weiter schwer respektive beendet es für (auch bei uns langsam nicht mehr so) wenige. Und die Ereignisse des «Mittwochs der Schande» (MvH) aus der Hauptstadt der sogenannten freien Welt sorgen zusätzlich für schlechte Gefühle.

Mit anderen Worten: Es braucht ein schärferes Auge als auch schon, um Lebensbejahendes erkennen zu können. Und das schwarze Nein, das sich gegenwärtig vielerorts breitmacht, nicht ins Herz eindringen zu lassen. Doch, und das ist die gute Nachricht, manchmal reicht es bereits, den Blick über Alltägliches, scheinbar Gewöhnliches schweifen zu lassen, um etwas Gutes zu finden. Aus dem Wohnzimmer- oder WC-Fenster (kein Witz) der Casa MvH in Zürich Riesbach beispielsweise schaut man auf den Prime Tower und den

Üetliberg (870 m ü. M.). Letzterer ist zwar nicht so erhaben wie der Piz Riein (2761 m ü. M.), der Piz Fess (2881) oder der Piz Signina (2840), die Ihr Kolumnist vor seinem Laaxer Schlafzimmerfenster hat, sorgt als Hausberg aber für Beheimatung wie auch das höchste Gebäude der Stadt, der Prime Tower eben (126 Meter/36 Stockwerke).

Was man zudem sieht: den Glockenturm der evangelisch-reformierten Kirche Balgrist plus gleich daneben Zürichs einziges Minarett (18 Meter). Dieses gehört zur Mahmud-Moschee; es handelt sich dabei um eines von bloss vier Minaretten in der Schweiz. Um die Moschee beziehungsweise das Baurecht dafür, das die Stadt der Ahmadiyya-Betreibergemeinschaft gewährt, ging es jüngst im Zürcher Gemeinderat.

Die Ahmadiyya-Gemeinschaft wurde in Indien gegründet, ihre Lehre wird von den meisten anderen Muslimen als «Häresie betrachtet und abgelehnt» (Wikipedia). Weil, verkürzt gesagt, die Ahmadiyya-Mitglieder glaubten, dass der von allen Muslimen erwartete Reformator und Messias bereits erschienen sei (*Tages-Anzeiger*). In der Schweiz haben sich erste Mitglieder 1946 niedergelassen, wo der Verein heute etwa 900 Mitglieder zählt, 300 von ihnen leben in oder um Zürich. 1960 hat die Gemeinschaft von der Stadt das Baurecht für eine Moschee erhalten, drei Jahre später stand sie, seit 1998 gehört der älteste muslimische Sakralbau des Landes dem Inventar schützenswerter Bauten an. Und im vergangenen November ist der Baurechtsvertrag ausgelaufen.

Um es kurzzumachen: Das Baurecht wurde für dreissig Jahre verlängert, inklusive Option auf

*Es braucht ein schärferes Auge als auch schon, um Lebensbejahendes erkennen zu können.*

weitere fünfzehn Jahre – «gegen den Willen der SVP» (*Neue Zürcher Zeitung*). Zum Glück, schreibe ich. Nicht weil ich mir etwas aus Religion und/oder Sakralbauten mache, MvH ist das egal, er ist Agnostiker und vor allem Liberaler. Für mich wär's genauso o.k., vom Sofa oder Klosett auf den Prime Tower, den Üetliberg, die römisch-katholische Kirche Balgrist sowie die Synagoge Zürich zu blicken, die 1884 im maurischen Stil erbaut wurde (schön und geschmackvoll, finde ich) sowie an der Nüscherlerstrasse steht, übrigens.

1963 sprach der FDP-Politiker Emil Landolt zur Einweihung der Mahmud-Moschee von

Toleranz, der liberalen Tradition Zürichs und davon, dass der Bau die Stadt kulturell noch reicher machen werde. Er hat recht bekommen; auch gab es in den vergangenen 58 Jahren nie Schwierigkeiten mit der Ahmadiyya-Gemeinschaft, ihrer Moschee oder dem Minarett. Was es dagegen 2020 gab: den Vorstoss, die Moschee rückzubauen (ein Minarett dürfte seit 2009 gar nicht mehr erst aufgestellt werden).

Die Welt wird zurzeit weniger liberal, eine Entwicklung in die falsche Richtung also – denn eine liberale Welt ist die Voraussetzung für eine wunderbare Welt.



## UNTEN DURCH Nägelschneiden

Linus Reichlin

Mein Lavabo war verstopft. Und während der Sanitärinstallateur daran herumschraubte, sagte er, aus dem Verstopfungsknäuel eines Siphons könne man viel über die betreffenden Leute erfahren. Kürzlich zum Beispiel habe ihn eine Frau angerufen, und bei der Reinigung des Siphons habe er eine Menge männlicher Zehennägel gefunden. Da habe er gleich gewusst, dass der Ehemann der Frau über 1,85 Meter gross sein musste. «Das ist doch Quatsch», sagte mein Freund Bruno, als ich es ihm erzählte, «kein Mann stellt zum Nägelschneiden den Fuss auf den Rand des Lavabos! Man stellt den Fuss auf den Rand der Badewanne!» «Ich stelle den Fuss immer auf die Toilettenbrille», sagte ich. «Ja, weil du klein bist», sagte Bruno, «für dich ist der Badewannenrand unerreichbar. Ausser mit einer Haushaltsleiter. Oder wenn du einen Tagelöhner anstellst, der dich hochhebt. Aber pass auf, dass der nicht abhaut, wenn du auf dem Rand stehst, sonst kommst du nie wieder runter!»

Tatsache ist, dass es in der Rekrutenschule einen gab, der kleiner war als ich. Er hiess Hess.

Wenn wir uns beim Appell der Grösse nach aufstellen mussten, stand Hess immer ganz am Ende der Reihe, und ich schaute dann auf ihn herab und sagte: «Na, Hess, wie ist das, wenn einem ein Pudel die Stirn ableckt, wenn man an der Tramhaltestelle steht?» Ich konnte über den Kopf von Hess hinweg die Gürtelschnalle von Manser sehen, dem grössten unserer Kompanie. Und wenn ich den Kopf in den Nacken legte, konnte ich in Mansers Nasenlöcher hochblicken und sagen: «Zieh mal den Kopf ein, Manser, du behinderst den Flugverkehr!» Wie alle übertrieben grossen Männer glaubte Manser, ihm könne nichts passieren, und deswegen gestattete er sich Einsilbigkeit. In der Gemeinschaftsdusche sagte ich: «Manser, an dir sieht man gut, dass grosse Männer nicht unbedingt auch einen grossen ... Seifenverbrauch haben.» «Jaja, bla, bla, bla», sagte Manser – mehr sagte er nie.

Beim Dreissig-Kilometer-Marsch mit Vollgepäck sagte ich nach einem Kilometer: «He Manser, ich wette, du schaffst es nicht, auch noch mein Gepäck zu tragen.» «Jaja, bla, bla, bla», sagte Manser und schulterte meinen Rucksack und mein Sturmgewehr. Jetzt konnte ich gemütlich neben Hess herlaufen, der mit seinen Stummelbeinchen und dem überproportional grossen Rucksack bei dem Marsch eine schwere Zeit hatte. «Gib nicht auf, Hess», sagte ich, «bald sind wir bei Schneewittchen. Dann siehst du deine sechs Freunde wieder.» Eines Tages hielt mir unser Kompaniechef eine Standpauke. Er sagte, in seiner Kompanie werde er Komplexe nicht dulden, hier zähle nur menschliche Grösse! «Da bin ich ganz Ihrer Meinung», sagte ich, «aber wie bringen wir das Hess bei? Der Kleine hat einen Komplex, der dreimal grösser ist als er.» Falls der Kompaniechef dachte, dass ich einen Komplex hätte, lag er ebenso falsch wie mit seiner Überzeugung, dass die Russen sich durch unsere Dreissig-Kilometer-Märsche einschüchtern liessen.

«Ich glaube aber schon», sagte Bruno, «dass du zumindest ein Komplexchen hast. Sonst würdest du nicht seit einer halben Stunde versuchen, deinen Fuss auf den Rand des Lavabos hochzukriegen.» «Ich hab's gleich geschafft», sagte ich, «gib mir schon mal die Nagelschere!» Es ist erstaunlich, zu welchen körperlichen Verrenkungen ein Mann fähig ist, der über sich hinauswächst. Das ist eben der Unterschied zwischen mir und Leuten wie Hess: Er dachte, er sei klein, deshalb behandelte man ihn so. Aber ich überlasse die Herrschaft über mein Leben nicht

einem Unterschenkelknochen, der zufällig fünfzehn Zentimeter zu kurz ist. Wenn dieser Knochen während seiner Wachstumsphase gepennt hat, ist das sein Problem, nicht meins.

Ein Mann ist, was er aus sich macht – andernfalls endet man wie Manser, der es mit seinem «Jaja, bla, bla, bla» zum Nationalrat gebracht hat, nur weil er im Wahlkampf seine Konkurrenten um einen Kopf überragte, den er im Grunde gar nicht hat. «Was hat da gerade geknackt?», fragte Bruno. «Nur mein Hüftgelenk», sagte ich. Mein grosser Zeh war jetzt bloss noch drei Zentimeter vom Lavaborand entfernt ...



## FAST VERLIEBT Vom Glück, einen Liebesbrief zu schreiben Claudia Schumacher

«Sei dir bewusst, dass aus einem gewöhnlichen Stück Papier ein Liebesbrief wird, wenn ein Mensch seine Seele hineinlegt», sagt Hannah Brencher: «Plötzlich spürt man Verständnis, Mitgefühl und Güte eines anderen Menschen unter seinen Fingern.» Als 22-jährige College-Absolventin zog Brencher nach New York und begann bei der Uno. Anstatt sich gut zu fühlen, rutschte sie aber in eine Depression und Sinnkrise, wie sie in ihrem Buch «Wenn du diesen Brief findest . . .» schreibt. Eines Tages, als sie wieder zwischen Fremden nach Hause pendelte, sah sie eine Frau, der das Leben übel mitgespielt zu haben schien. Sie traute sich nicht, sie anzusprechen, nahm aber ihren Notizblock hervor und schrieb ihr einen Brief. Ab da wendete sich das Blatt: Brencher erkannte, dass es ihr guttat, sich nicht nur mit ihren eigenen Sorgen zu befassen und sich wieder anderen zuzuwenden. In der Folge schrieb sie zahlreiche Liebesbriefe an Unbekannte und liess sie überall in New York liegen. Als sie im Internet auf ihrem Blog davon

erzählte, versprach sie, dass sie jedem einen Liebesbrief schreiben würde, der einen brauche – bald erreichten sie Tausende Anfragen.

Persönliche Briefe sind etwas Besonderes, gerade in der heutigen Zeit. Wir sind so vertraut mit flüchtiger Kommunikation. Hier eine SMS, da eine Mail – aber eben: Das alles ist flüchtig. Es lässt sich schwer archivieren und ablegen. Der Brief ist altmodisch und kein schnelles Medium, was ihn wiederum perfekt macht für zeitlose Botschaften. Von Natur aus ist der Brief etwas Romantisches: auf der einen Seite der Akt des bedächtigen Schreibens, Eintütens und In-den-Briefkasten-Werfens, auf der anderen Seite das Warten und Nachsehen im Briefkasten, das Öffnen und das Vergegenwärtigen des anderen beim Anblick seiner Handschrift. «Fühlen Sie mich genauso nah, wie ich Sie fühle, Sie anderes ich?», schrieb Simone de Beauvoir an Jean-Paul Sartre. Die beiden setzten in ihrer (Fern-)Beziehung über weite Strecken auf die Magie des Liebesbriefs: «Ich bin, ob nah oder fern, ganz die Ihre.»

Während der Pandemie sehnen wir uns ganz besonders nach persönlichen Begegnungen. Mal einen Brief zu schreiben, ist da vielleicht zur Abwechslung mal schöner, als seine Liebsten, die woanders festsitzen, im Zoom-Call einfrieren zu sehen. Man kann aber auch einen Liebesbrief an sich selbst schreiben. Oder an unbekannt. Denn die eingangs erwähnte Hannah Brencher hat eine globale Organisation für Liebesbrief-Schreiber gegründet: «More Love Letters». Nachdem man etwas Hintergrundinformation über eine fremde Person erhalten hat, kann man ihr einen liebevollen, aufmunternden Brief schreiben. Das Spiel geht auch andersherum: Wer Zuspruch braucht, hinterlässt Infos zu seiner Person – und bekommt mit etwas Glück einen Stapel Liebesbriefe vom Postboten zugetragen.



# Traum vom Aufenthalt im Paradies

Der Ozean umweilt meine Beine, ich stehe da, der Himmel glimmt golden.



*Biblische Welten.*

**D**a sind die ersten Vogelstimmen, die tönen, als ob ein Orchester sich einstimmt für eine grandiose Symphonie, es ist sechs Uhr morgens. Ein noch kühler Wind trägt sie durch die geöffneten Türen und Fenster, und es ist, als ob die Musik auf dem Rauschen des Meeres tanzt. Das Laken ist leicht feucht, wie nach jeder Nacht in den Tropen. Meine Füße wischen es an das Ende des Bettes, und der Wind bedeckt meinen Körper so sanft, als ob er ein Flügelschlag wäre, und meine Seele badet schlaftrunken noch im Gesang der Vögel und des Meeres.

Ich schliesse die Augen, höre meinen Atem und die ersten Gedanken, und ohne Hast strömt der Tag in mich hinein. Ich winde mich etwas hoch, klemme ein Kissen unter meinen Nacken und lasse meine Augen über den Sand, das Meer und den Himmel fließen. Der Himmel ist noch von brüchigem Blau, das Meer ein helles Dunkel, das Funkeln der letzten Sterne wird bald dem ersten Licht der Sonne weichen, und dann wird die Wärme kommen und die Hitze, zwölf Stunden lang, bis die Sonne wieder erlischt, die Sterne Feuer fangen, das Meer sich in Dunkelheit hüllt und die Vögel die letzten Klänge der Symphonie spielen.

## Kleines grosses Glück

Die Badehose ist noch feucht vom letzten Bad im Meer kurz vor Mitternacht, als sich der Tag, der Abend, das bisschen Nacht und der Kosmos der Seele in den Wellen des Ozeans verflüssigten,

als ich in der Stellung des toten Mannes auf dem Wasser wie schwebte und im Sternenhimmel schwamm. Ich laufe über den feuchten, leicht klumpigen Sand, blicke zurück, schaue auf die Spuren, die neuen, die alten, diese Fussabdrücke des Weges eines kleinen grossen Glücks.

Der Ozean umweilt meine Beine, ich stehe da, der Himmel glimmt golden, die unten abgeflachten Wolken schimmern in warmem Grau, und dahinter schickt die Sonne ihr Licht Strahl für Strahl in die Welt, und unter dem Rand der Wolken und jenem der Sonne ist der Horizont, so weit und so nah wie das Glück. Ich springe kopfüber in den Ozean, ich tauche, berühre den Meeresboden mit den Händen, setze meine Füsse in ihn hinein und stosse mich ab.

An der Oberfläche mache ich wieder den toten Mann, das Blau des Himmels kommt in den Tag, tunkt die Wolken wie in Milch. Ich lasse mich ans Ufer treiben, wate durch das Wasser, lege mich auf den Sand und schliesse die Augen und warte, bis der Wind und die Sonne die letzten Wasserperlen auf meiner Haut getrunken haben. Dann laufe ich zurück zum Bungalow, stelle mich unter die Dusche neben der Palme und lasse das Salz auf meiner Haut zerrinnen.

Ich hülle mich in ein Badetuch, laufe zur Kaffeemaschine, lasse einen Espresso in eine Tasse fließen, schlurfe auf die Terrasse, setze mich hin, trinke einen Schluck, stecke mir eine Zigarette an, warte auf die Wellen der Nervengifte und will nicht mehr und nicht weniger.

Ich habe keine Pläne für den Tag, keine Pflichten, nur mich selbst.

Zum ersten Mal an diesem Morgen fange ich an zu denken. Wie die Welt hier nur plätschert und wie sie andernorts tost. Ich blicke auf mein Handy, all die Push-Nachrichten auf dem Bildschirm, diese Kurznachrichten von den Eruptionen der Welt, von dem kleinen bisschen Untergang mehr jeden Tag, von all den täglichen Toten, den Infizierten, den Eingesperrten.

## Da draussen ist Schweiz im Januar

Ich stehe auf, ziehe mir ein weites Hemd an, Shorts, Flip-Flops und eine Sonnenbrille, trete vor die Tür und laufe wie in biblischen Welten den Weg aus festgetretenem Sand links und rechts am drängenden Grün des Dschungels vorbei zum kleinen Fischerhafen. Ich setze mich an einen Tisch, schaue bis zum Jenseits meiner Horizonte, rauche, trinke einen weiteren Espresso und warte, ich weiss nicht, auf was, auf Bilder des Lebens oder bebilderte Gedanken, auf Push-Nachrichten aus dem Paradies.

Dann wache ich auf, es ist noch dunkel, der Morgenverkehr rauscht, da sind keine Sterne, die Welt ist Lärm, nicht Symphonie, da draussen ist Schweiz im Januar, kalt, verzweifelt ein wenig, verwirrt, wie ein Wesen, das gerade die Orientierung verliert. Ich stehe auf, ziehe die Jalousien hoch und finde den Himmel nicht.

# Musik, Tanzen, Kostüme

Die neunfache Eistanz-Schweizermeisterin Ramona Elsener, 28, blickt auf ihre Karriere zurück.

**I**ch arbeite in einem Sportcenter am Empfang. Daneben möchte ich meine Eislaufschule eröffnen. Als Profi tanzte ich bei der deutschen TV-Show «Dancing on Ice». Das gab mir auf Instagram einen Follower-boost. Social Media sind für mich ein Mittel zum Zweck, um Junge und Junggebliebene fürs Eiskunstlaufen zu begeistern.

Diesen Sport betreibe ich, seit ich drei bin. Angesteckt hat mich meine Schwester. Als sie im Synchron-Eiskunstlaufen einen Pokal gewann, sagte ich: «Das will ich auch.» Und so begann meine Eislaukarriere. Mit Walkman um den Bauch kurvte ich auch nach den Trainings in Bülach noch übers Eis. Ich liebte die Musik, das Tanzen, die Kostüme – ich war ein richtiges Mädchen. Auf dem Eis wollte ich glitzern. Heute bin ich viel in den Bergen. Ich liebe Bergsteigen mit meinem Freund. Er ist Musiker.

## Romeo und Julia auf dem Eis

Eigentlich war Primaballerina mein Traumberuf. Nebenbei tanzte ich zwar schon Ballett, aber Eiskunstlaufen überwog. Es half mir, durch Wettkämpfe meine Schüchternheit abzulegen. Mit zwölf lernte ich meinen Eistanzpartner kennen, einen fünfzehnjährigen Buben, und ich wusste, das ist es. Zwei Monate später gewannen wir die Schweizer Meisterschaften beim Nachwuchs – leider nur inoffiziell, weil wir noch zu jung waren. Dafür standen wir in den nächsten neun Jahren dann regulär zuoberst auf dem Podest.

Zusammen erlebten mein Partner und ich unsere Teenagerzeit, ohne ein Liebespaar zu sein. Eine Anziehung war da, aber nie sexuell. Es gibt Pärchen im Eiskunstlauf, das ist aber suboptimal. Vielfach nehmen sie ihre Beziehungskonflikte mit aufs Eis. Nicht selten lässt man sich dann – im wahrsten Sinn des Wortes – fallen.

Nicht so bei uns. Er war wie ein Bruder für mich, mit dem ich alles gemeinsam durchmachen musste. Irgendwann hatte er seine erste Freundin, mit sechzehn verliebte ich mich das erste Mal. Wir waren verständnisvoll, unsere Partner leider nicht immer. Sie sagten, wir wirkten wie ein altes Ehepaar, wenn wir diskutierten. Dass wir wirklich nur gute Freunde waren, verstand fast niemand. Wenn wir auf dem Eis Romeo und Julia mimten, war das, wie wenn Schauspieler eine Kusszene drehen – ein ganz normaler Job halt.

Unsere Trainings waren krass, nicht selten prallten wir zusammen. Einmal schnitt ich ihm

den Unterarm auf, weil ich das Bein hochnahm, er aber nicht darauf gefasst war. Trotzdem hiess es: wiederholen, wiederholen, wiederholen. Aus Erschöpfung musste ich manchmal weinen, ans Aufhören dachte ich nie. Diesen Drill braucht es meiner Meinung nach, sonst wäre ich nie so weit gekommen.

## 70 000 Franken pro Jahr

In Moskau fiel mir mit fünfzehn auf, wie schön wir es eigentlich haben. Was wir als streng be-



«Drill braucht es»: Sportlerin Elsener.

zeichnen, gilt dort als Regenerationstraining. Mein Erfolg, Top-Ten-Resultate an Welt- und Europameisterschaften, wären ohne meine Eltern nicht möglich gewesen. Sie waren es, die mich meinen Weg gehen liessen, bis wir 2014 die Olympischen Spiele in Sotschi hauchdünn verpassten.

Während etwa Nachwuchsfussballer in meiner Sportschule – ich war mit Admir Mehmedi in der Klasse – genügend verdienten, um sich eine Wohnung zu leisten, konnte ich mir den Sport nur leisten, weil mein Vater Mitinhaber einer Baufirma war. Meine Mutter hatte zum Glück Zeit, mich ständig ins Training zu fahren. Das Eistanzen kostete sie pro Jahr rund 70 000 Franken. Dazu gehörten die Eismiete, die Reisen, meine Trainer. Dafür bin ich meinen Eltern von Herzen dankbar.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



## THIEL

### Frühstück

**Kellner:** Halt! Sie dürfen nicht ohne Maske ans Buffet!

**Berset:** Gut, dann ziehe ich sie halt wieder an.

**Kellner:** Und Hände desinfizieren!

**Berset:** Die habe ich heute schon fünf Mal desinfiziert und kriege davon bald Hautausschläge.

**Kellner:** Es ist für Ihre Gesundheit. Ihre Gesundheit ist uns wichtig. Vorsicht! Halten Sie bitte den Mindestabstand zu den anderen Gästen ein.

**Berset:** Bei so vielen Leuten komme ich ja nie ans Buffet, wenn ich den Mindestabstand einhalte.

**Kellner:** Dann warten Sie draussen, bis die anderen gefrühstückt haben.

**Berset:** Wenn es sein muss ...

**Kellner:** So, Sie können wieder reinkommen.

**Berset:** Gut, ich verhungere nämlich gleich.

**Kellner:** Moment! Wir müssen Sie noch testen.

**Berset:** Was wollen Sie testen?

**Kellner:** Ob Sie ansteckend sind.

**Berset:** Aber die anderen Gäste sind doch jetzt alle weg.

**Kellner:** Wenn Sie positiv sind, dürfen Sie trotzdem nicht ans Buffet.

**Berset:** Und? Bin ich positiv?

**Kellner:** Nein, aber das heisst nichts. Sie könnten auch ansteckend sein, wenn Sie negativ sind.

**Berset:** Dann bringt der Test ja gar nichts.

**Kellner:** Deshalb empfehlen wir Ihnen, sich impfen zu lassen.

**Berset:** Wozu?

**Kellner:** Damit Sie ans Buffet dürfen.

**Berset:** Na gut.

**Kellner:** So, jetzt sind Sie geimpft.

**Berset:** Endlich! Aber das Buffet ist ja leer. Wo ist das Essen hin?

**Kellner:** Wir mussten das Buffet schliessen, damit sich am Buffet niemand anstecken kann.

**Berset:** Aber ich bin doch jetzt geimpft.

**Kellner:** Das heisst gar nichts.

Andreas Thiel

## Kiste voller Italianità

Ristorante Accademia del Gusto  
Rotwandstrasse 48, 8004 Zürich  
Tel. 044 241 62 43 / 079 635 75 62

Wenn wir nicht mehr ins Restaurant gehen können, lassen wir das Restaurant halt zu uns kommen: Wir haben mal kurz der «Accademia del Gusto», dem einstigen «Piccoli Accademia», telefoniert (vorsichtshalber 24 Stunden voraus), und pünktlich auf die Minute stand ein sympathischer junger Mann vor der Türe, der uns durch Schneeregen und Eis eine (Wärme-)Kiste voller Köstlichkeiten ins Haus lieferte. Wir hatten den Tisch bereits aufgedeckt, Kerzen angezündet, die Teller vorgewärmt und den Ofen aufgeheizt, damit wir die verschiedenen Gänge in die richtige Abfolge bringen konnten. Dann setzten wir uns zur Tavolata: Jedes Familienmitglied nahm



sich, worauf es Lust hatte. Unaufgefordert hat man uns zum Start frisch aufgeschnittenen Parmaschinken, zwei Burrata-Kugeln und einige knusprige Brötchen mitgeliefert, so dass wir gleich loslegen konnten.

### Transport gut überstanden

Am besten schmeckten die Ravioli mit Kalbfleischfüllung an Salbeibutter – selbst ein kleines Gefäss mit Parmesan fehlte nicht. Parmigiana und Lasagne kamen dann warm

aus dem Ofen, und ein hervorragender Wolfsbarsch auf einem Beet aus Artischocken war köstlich. Ein Ossobucco – der ja auch im Restaurant nie à la minute sein kann – war okay, und auch die dazugelieferten Bratkartoffeln und die Ratatouille hatten den Transport recht gut überstanden. Die Torta Saint Honoré gefiel uns, aber wir hatten zu knausrig bestellt: Nur zwei Profiteroles reichten für vier Personen nicht.

### Und der Wein?

Für das gelungene Essen zahlten wir mit Transport 200 Franken, waren dann aber von schlechtem Gewissen geplagt, weil wir uns dazu aus Flaschen vom eigenen Keller bedienten.

Es wäre nichts als fair, den gebeutelten Wirten auch mit einer anständigen Weinbestellung etwas zu verdienen zu geben.

## WEIN/PETER RÜEDI

### Stein schmecken

Weingut Meier (Weyher, Pfalz): Riesling trocken Steinwerk 2017, 13%, Fr. 23.–  
Gregor Schönau, Riesling & Co, Auswil  
www.rieslingco.ch

Unlängst (*Weltwoche* Nr. 48/20) wurde an dieser Stelle geklagt, die Schweiz habe zwar einen ungemein vielseitigen Weinmarkt, aber unter einer ungewöhnlich grossen Zahl von Händlern relativ wenige mit einem klaren Profil: Spezialisten, die ihren besonderen Garten mit Umsicht kultivierten. Das war eine grobe Verallgemeinerung, wie mich mehrere Zuschriften zurechtwiesen. Ich löftele mich. Natürlich gibt es diese Spezialisten, die uns aus ihrer Nische zu zuweilen verblüffenden Entdeckungen verhelfen.

Gregor Schönau in Auswil BE ist einer von ihnen. Seinen Betrieb nennt er Riesling & Co. Der Name ist Programm. Schönau importiert «klassische deutsche Weine», und zwar nicht nur grosse Etiketten, sondern auch solche, die erst im Begriff sind, es zu werden. Für diese Hinweise sind wir dankbar: die wachsende Gemeinde von Schweizer Liebhabern deutscher Weine



und ihr in dieser Hinsicht noch etwas unterentwickelter Chronist. Dem ist zum Beispiel bis dahin entgangen, dass in der Südpfalz, in Weyher, einem Dorf, grob gesagt, westlich von Speyer, ein neuer Shootingstar unter den Jungwinzern heranwächst. Er heisst Georg Meier, und es komme mir nun keiner mit dem Scherz, das sei «ein Name, den man sich merken muss»: Wer sich Meier in Weyher nicht merkt, ist selber schuld. Er verpasst eine Reihe von Weinen, namentlich Rieslinge & Co., die auf allen Stufen, von Basis- über Orts- und Guts- bis zu Lagenweinen mehr wert sind, als ihr Preis vermuten liesse, die ihr Spiel allemal in einer Liga höher aufziehen. Georg Meier ist verantwortlich für den Ausbau der Weine des Siebzehn-Hektar-Guts, das seine Eltern Helmut und Barbara seit 1999 unter dem Namen

von Barbaras Urgrossvater führten, Valentin Ziegler (der hatte es 1885 gegründet). Seit 2015 heisst es nun Weingut Meier.

Der 36-jährige Georg Meier gehört zu den Winzern, die nie eine Hochschule besuchten (Jens Priewe: «Seine Universität war der Weinberg.»). Er überrascht nicht nur durch eine fast puristisch strenge, stringente Selektion und Produktion, sondern auch durch ungewöhnliche Einfälle. So heisst ein Lagenwein vom granitenen Weyherer Michelsberg «Steinwerk», nicht (nur) weil er von solchem Terrain stammt, sondern auch, weil er in einem Granitfass von 1100 Litern auf der Hefe vergoren wurde, im Fall dieses 2017ers zumindest zum Teil (nach drei Monaten wurde er zu einer hälftigen Assemblage mit Wein aus dem grossen Holzfass kombiniert).

Das Resultat ist ein fadengerade knochentrockener Riesling von einer strahlenden mineralischen Power, gespannt federnd und muskulös, mit viel gelber Frucht, auch etwas Ananas, enorm frisch und klar und doch mit viel Körper. Bilde ich mir ein, ich beisse ein bisschen auf Granit?

# Touristik und Transport

Ein Mercedes der E-Klasse ist ein Symbol für unaufgeregte Perfektion und ein Fahrzeug, das fast alles kann.



Die kurze Reihe der drei besten Fahrzeuge, die ich im vergangenen Jahr fahren durfte, endet hier mit dem neuen Mercedes-Benz E450; zusammen mit dem Porsche 911 Turbo S (*Weltwoche* Nr. 35/20) und dem neuen Land Rover Defender (*Weltwoche* Nr. 2/21) bildet die E-Klasse ein interessantes Trio, wie ich finde, das beinahe jedes Bedürfnis, das man als Autofahrer haben kann, abdeckt.

Da nicht jeder den Platz und die Mittel für drei verschiedene Fahrzeuge hat, ist es natürlich sinnvoll, sich auf ein Modell zu einigen, das möglichst viele Eigenschaften aus möglichst vielen Welten in sich vereint. Bei der Mercedes-E-Klasse, bei der ich aus ästhetischen und vor allem praktischen Gründen das T-Modell vorziehe, ist es eine harmonische Mischung aus weitgehender technischer Perfektion, Komfort und ausreichend Platz – dazu gehört zum Beispiel bis zu 1820 Liter Kofferraumvolumen.

Das T steht bei Mercedes seit 1977 für Touristik und Transport (Wikipedia). Das umschreibt sehr präzise, was die herausragenden Fähigkeiten des Mercedes-Benz-E-450-T-Modells sind. Wer im Auto reist und auf eine gewisse Transportkapazität angewiesen ist, kann kaum besser unterwegs sein als mit diesem «Leistungsträger in jeder Disziplin» (Mercedes-Werbung).

Mit einem laufruhigen Reihensechszylinder-Benziner, der zusätzliche Kraft aus einem Mild-Hybrid-System mit 48 Volt bezieht, ist die E-Klasse auf langen Autobahnstrecken in einer beeindruckend gelassenen Ruhe unterwegs, während gleichzeitig in jeder Situation

noch genügend Leistung für ein anstehendes Überholmanöver abgerufen werden kann. Für maximalen Fahrkomfort empfiehlt sich die Investition in das Luftfederungssystem mit dem anmutigen Namen «Air Body Control», das einem für 1868 Franken zusätzlich ein samtenes Dahingleiten auf den meisten Strassenbelägen ermöglicht.

Das neue T-Modell der E-Klasse wurde äusserlich nur mit dezenten Eingriffen verändert, im Innern dominiert bei meinem Testwagen der extrabreite Bildschirm, und auszumachen ist ein überarbeitetes Lenkrad, das allerdings einen etwas weniger soliden Eindruck macht als die bisherige Variante. In den Disziplinen Digitalisierung und Automatisierung des Fahrens ist Mercedes schon weit vorne. So erfasst vor Ampeln eine Kamera die Kreuzung, und in das Bild werden nach Bedarf Navigationsanweisungen eingeblendet – oder ein Algorithmus erkennt, wann es Zeit ist für eine kleine Entspannungsübung, die das Fahrzeug dann mit Licht- und Toneffekten sowie der Klimautomatik anleitet. Schon lange nicht mehr habe ich mich am Steuer eines Autos besser umsorgt und aufgehoben gefühlt.

#### Mercedes-Benz E 450 4Matic T-Modell

Motor/Antrieb: Reihen-6-Zylinder-Turbobenziner, Allradantrieb, 9-Gang-Automatikgetriebe, 48-V-Mild-Hybrid; Leistung: 367+22 PS/270+16 kW; Hubraum: 2999 ccm; max. Drehmoment: 500 Nm bei 1600 U/min; Verbrauch (WLTP): 8,7l/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 5,2 sec; Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h; Preis: Fr. 86 600.–



## OBJEKT DER WOCHE

### Wenn Models schwärmen

Wonderbra

Ab Fr. 23.– im Handel

Die Patentnummer lautet US2245413A, kategorisiert als *undergarment* (Unterkleid). Erfunden hat den bis heute bekanntesten Büstenhalter der New Yorker Israel Pilot. Vor achtzig Jahren liess er sein Design mit dem neuartigen, diagonal verlaufenden Schulterträger patentieren. Die Idee zum Namen «Wonderbra» hatte er bereits sechs Jahre zuvor, 1935.

Weltberühmt als Push-up-BH machte den Wonderbra das tschechische Model Eva Herzigova 1994 auf dem mittlerweile legendären Werbeplakat – mit Blick nach unten und den Worten «Hello Boys». Ihre knabenhafte Supermodel-Kollegin Kate Moss beflügelte den Bügel- und Polster-Kult im selben Jahr zusätzlich, als sie im *New York Times Magazine* ins Schwärmen geriet: «Die Wonderbras sind so genial, dass sogar ich ein Décolleté habe, ich schwöre.»

Die Faszinationskraft für das oft kopierte Stück Unterwäsche hat im Laufe der Zeit etwas nachgelassen. Der *Tages-Anzeiger* meldete kürzlich gar das modische «Aus für den Wonderbra». Noch kann man ihn überall kaufen.

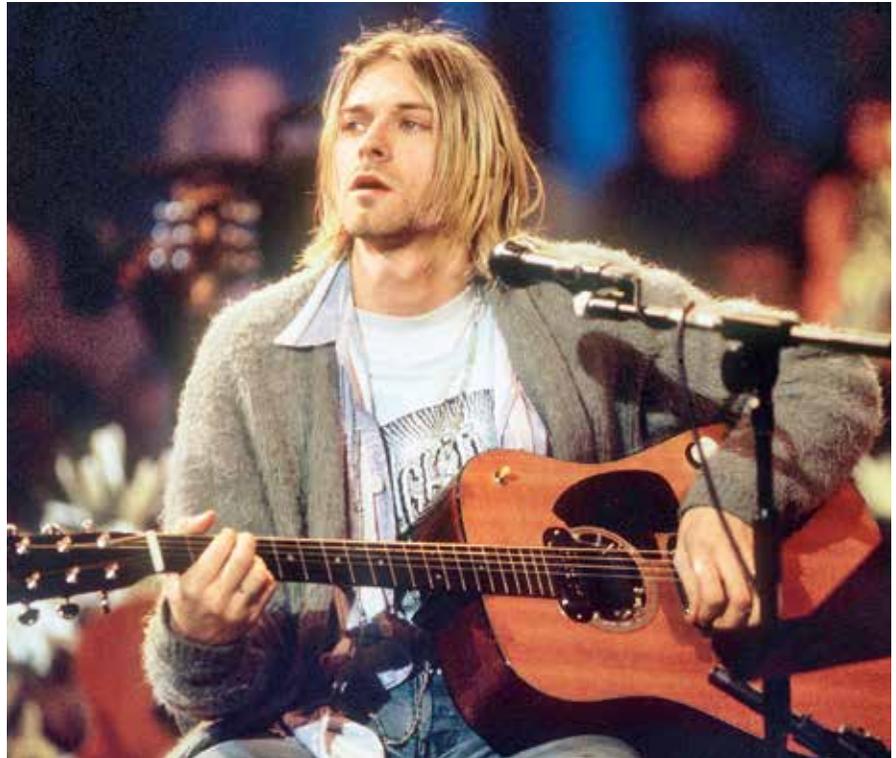
In kulturell prominenten Kreisen hingegen verschaffte er sich jüngst grosse Anerkennung. Das Museum of Modern Art stellte ein Exemplar in Weiss aus dem Jahr 1990 zur Schau, was die *New York Times* zum Titel verleitete: «Im fünften Stock van Gogh, im sechsten Wonderbra».

Benjamin Bögli

# Kulturelle Aneignung einer Reliquie

Das *Wall Street Journal*, der Inhaber der Luft-  
hoheit über Finanzthemen, ist so etwas wie  
ein Sensor für die gegenwärtigen Gepflogen-  
heiten im globalen Geschäft. Ebendieses Blatt  
erklärte jüngst die Strickweste aus Mohair,  
Acryl und Elasthan zum Mode-Statement die-  
ser Saison. Und zwar so getragen, wie sie emb-  
lematisch wurde für die Transformation vom  
Accessoire der Zugeknöpften zur übercoolen  
Grunge-Attitüde: mit dem denkwürdigen Un-  
plugged-Auftritt von Kurt Cobain im Jahr 1993,  
als er im Schichtenlook mit schlammfarbenem  
Mohair-Cardigan in New York ein Konzert gab.  
Die Show wurde zum Netzhautbrenner und  
hat sich als Heiligenbild einer Generation ein-  
geprägt. Die kulturelle Aneignung des Cardigans  
des Biedermeiertums durch die Alternativ-  
szene macht nun eine Art Rückwärtsbewegung:  
ins Home-Office und damit ins Business. Die  
flauschige Hülle für die langen Wintertage soll-  
te für den perfekten *work from home*-Appeal ek-  
lektisch getragen werden: Das heisst möglichst  
unpassend zum Rest der Garderobe.

David Schärer ist Werber und Mitgründer  
der Agentur Rod Kommunikation.



Perfekter *work from home*-Appeal: Kurt Cobain in Mohair-Strickjacke, 1993.

## FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

*Ich verstehe nicht, warum mit der Corona-Impfung zuallererst die Altersheime bedient werden müssen. Ich habe schon Bilder von Neunzigjährigen gesehen, die geimpft werden. Ich dachte, dass zuallererst das Personal in den Spitälern geimpft werden sollte, danach alle anderen Dienstleister, zum Beispiel Bäcker, Metzger, Beschäftigte in den Läden, Zugs- und Gleisarbeiter, Strom- und Wasserversorger und so weiter. Die Bewohner der Altersheimen zuallerletzt, oder will man den wirklich alten und oft auch kranken/dementen Personen ewiges Leben beschenken? Darf man so was überhaupt zur Sprache bringen?*

H. Z., Jahrgang 1931

Viele Leute fragen sich das. Man versteht nicht, dass man alte – das heisst über achtzig und über neunzig Jahre alte – Menschen als erste impft. Es sei doch viel dringender, jüngere Leute zu impfen.



Heute wissen wir, dass bei unter 75-Jährigen praktisch keine Todesfälle wegen Covid-19 auftreten. Aber ab 75 ist das Coronavirus lebensgefährlich. Es ist doch sinnvoll, zuerst diejenigen zu impfen, deren Leben am meisten bedroht ist. Im Idealfall – sofern diese Impfungen den versprochenen Nutzen bringen – gäbe es, wenn man alle über 75-Jährigen geimpft hat, praktisch keine Todesfälle wegen Covid-19 mehr. Von den wegen Covid-19 Verstorbenen sind 50 Prozent Be-

wohner von Alters- und Pflegeheimen. Also ist es sinnvoll, die Alten in den Heimen zuerst zu impfen. Wenn diese alle wirkungsvoll geimpft werden, gibt es 50 Prozent weniger Todesfälle wegen Covid-19. Wahrscheinlich gibt es dann auch weniger Hospitalisierungen wegen Covid-19.

Nicht die Infizierten muss man zuerst im Auge haben, sondern die am meisten bedrohten Bevölkerungsschichten.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch).

Oder schreiben Sie an  
Redaktion Weltwoche,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert.  
Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

# Philipp Cottier

Er hat den milliardenschweren Hedge-Fund Harcourt aufgebaut und war im Verwaltungsrat von Vontobel. Dann wechselte er in die Welt von Bitcoin und Co. Mit durchschlagendem Erfolg.

Es ist kurz vor Weihnachten – die Restaurants haben noch geöffnet –, als wir Philipp Cottier in einem Café nahe seiner Wirkungsstätte am Zürcher Bellevue treffen: Der Ökonom mit Doktorat an der Universität St. Gallen hat 2018 mit Partnern das Unternehmen L1 Digital AG (L1D) gegründet, eine Art Anlageberater für Kryptowährungen und die ihnen zugrunde liegende Blockchain-Technologie. Der Preis des Bitcoins, Mutter aller Kryptos, steht bei knapp 20 000 Franken, als Cottier sein Birchermüesli bestellt. Am Ende des Gespräches werweisen wir über die Zukunft: Wo steht der Bitcoin in fünf Jahren? «Schwer zu sagen», antwortet der Investor. Die Bank JP Morgan ventiliere die Zahl von 100 000 US-Dollar. «Das scheint mir nicht unrealistisch.»

In der Zwischenzeit hat der Bitcoin seinen Wert zeitweise verdoppelt, steht momentan recht stabil über 30 000 Franken. Es ist, wie Cottier sagt, eine «schnelle, disruptive und sehr spannende Welt». Die Blockchain-Industrie, ist er überzeugt, stünden dort, wo die Hedge-Funds in den neunziger Jahren standen: am Anfang eines grossen Siegeszugs, der die Finanzindustrie umpflügt. «Wir spüren, es kommt.»

## Pionierin Schweiz

Cottiers Unternehmen bietet privaten und institutionellen Anlegern Orientierung in der Welt, die gerade am Entstehen ist. Und die weit mehr umfasst als den Bitcoin. Weltweit werkeln rund 30 000 unternehmerische Projekte an digitalen Währungen und anderen Blockchain-Ideen. Der Fantasie sind keine Grenzen gesetzt. Allein in der Schweiz sind 900 Start-ups im Kryptobereich aktiv. Das Ziel von L1D ist es, die erfolgversprechendsten überall auf der Welt aufzuspüren und für Investoren zugänglich zu machen. «Im Jahr 2020 konnten wir das Volumen verdreifachen und sind mittlerweile recht profitabel», erzählt Cottier. «In den letz-

ten zwei Jahren haben uns Investoren bereits mehr als 70 Millionen Franken anvertraut» für Investitionen in Kryptowährungen, Blockchain-Firmen und -Projekte.

Woran liegt es, dass der Bitcoin und andere Blockchain-Anwendungen jetzt durch die Decke schiessen? Die Entwicklung 2020 lasse sich hauptsächlich dadurch erklären, dass die grossen Akteure des Finanzwesens das Phäno-



«Wir spüren, es kommt»: Investor Cottier, 53.

men mittlerweile ernst nähmen. Als der Bitcoin vor gut drei Jahren bereits einmal die Höhe von 20 000 US-Dollar erklomm, sei das vor allem durch die spekulative Nachfrage von privaten Investoren bedingt gewesen, insbesondere aus Asien.

Jetzt hingegen seien grosse institutionelle Namen wie Goldman Sachs, JP Morgan, PayPal, Blackrock oder Fidelity dabei. Auch die chinesische Zentralbank experimentiere mit

einer staatlichen Kryptowährung, die bereits Millionen von Chinesen zur Verfügung stehe. Zudem hätten die Gesetzgeber und Aufsichtsbehörden vielerorts die Grundlagen geschaffen für digitale Finanzprodukte. Die Schweiz sei mit ihrem Blockchain-Gesetz ein Pionier gewesen. Bei der Umsetzung durch die Behörden habe es dann aber gehapert. «Es ging zu zögerlich und langsam vonstatten.» Mit dem Ergebnis, dass die USA und asiatische Länder ihr den Rang abgelaufen und viel vom neuen Geschäft angezogen hätten.

## Auf dem Katamaran im Eismeer

Vom beruflichen Hintergrund her ist Philipp Cottier nicht unbedingt einer, den man in einer Szene erwartete, die vor kurzem noch als anarchistisch und wild galt. Von 1998 bis 2008 hat er den Hedge-Fund Harcourt mit aufgebaut, der im Jahr 2006 beim Verkauf an Vontobel über vier Milliarden Franken verwaltete. Zwischen 2009 und 2013 gehörte Cottier dem Verwaltungsrat von Vontobel an.

Eine gewisse Abenteuerlust habe ihn schon immer ausgezeichnet, sagt Cottier. Seine beruflichen Hedge-Fund-Anfänge fielen in eine Zeit, «die ebenfalls noch ziemlich ungestüm war». Früh wurde er auch mit eigenen Projekten in Afrika aktiv: sogenannten Impact Investments, die durch Investitionen soziale Verbesserungen bewirken wollen. Und Cottiers Abenteuerlust zeigt sich auch im Privaten. Zu seinen Hobbies gehören der Bergsport, das Gleitschirmfliegen und das Segeln. Er hat mit seiner Familie als erster auf einem Katamaran die Nordwestpassage durchquert, also das Nordpolarmeer, das den Atlantik mit dem Pazifik verbindet.

Ins Jahr 2021 blicken Philipp Cottier und L1D mit viel Optimismus. Dank dem grossen Erfolg im vergangenen Jahr «können wir jetzt erst recht durchstarten».

Florian Schwab

# Mozart des Wahnsinns

Sein Leben war eine Geisterbahnfahrt zwischen Ruhm und Absturz. Er startete als Musik-Genie und endete als Mörder. Jetzt starb Phil Spector, legendärer Produzent, im Zuchthaus an Corona. Dies ist das letzte Interview, bevor das Unheil seinen Lauf nahm.

Mick Brown

Er gilt als der Erfinder des Powerhouse-Pop, doch das allein würde der Bedeutung jenes Harvey Phillip «Phil» Spector, der am 16. Januar in einem Gefängnis-Krankenhaus im kalifornischen French Camp am Covid19-Virus gestorben ist, nicht gerecht. Phil Spector war der erste Musikproduzent, der seinen Beruf als künstlerische Berufung verstand. Musiker, Sängerinnen, Songwriter waren für ihn Materiallieferanten – er war der Bildhauer, der die Lieder zu orchestralen Monumenten formte. Er sah sich als Gesamtkunstwerker im Auftrag der Musik, der erste Genius des Pop. Mit Titeln wie «To Know Him Is To Love Him», «Da Doo Ron Ron (When He Walked Me Home)», «You've Lost That Lovin' Feelin'» und «River Deep – Mountain High» erfand er in den frühen sechziger Jahren das Genre der «Teenage-Symphony» und wurde so zu einem der erfolgreichsten, aber auch gefürchtetsten Kontrollfreaks an den Reglern. Seine Künstlerliste nahm sich imposant aus: Zwischen Gene Pitney, Connie Francis, The Crystals und The Ronettes rissen sich sämtliche Teeniestars der Vor-Beatles-Ära um den schwächlichen Sohn jüdischer Einwanderer, später dann auch Grössen wie Ike & Tina Turner und die Righteous Brothers. 1970 blies er die Bänder der finalen «Let It Be»-Sessions so opulent ins Opernhafte auf, das sich Paul McCartney dreissig Jahre später bemüht sah, das Werk einer Entschlackungskur («Let It Be... Naked») zu unterziehen. Bis zu John Lennons Ermordung arbeitete Spector gleichwohl erfolgreich weiter mit George Harrison («My Sweet Lord») und John Lennon («Imagine»).

Irgendwann in den Achtzigern wurde es still um Phil Spector. Zurückgezogen lebte er auf einem Schloss in der Nähe Hollywoods und schien der Welt abhanden gekommen zu sein. Dann plötzlich, nach der Jahrtausendwende, verbreitete sich das Gerücht, Spector wolle mit der britischen Band Starsailor zwei neue Songs für deren neues Album produzieren. Ohne grosse Hoffnung bemühte sich der Journalist Mick Brown vom englischen *Daily Telegraph* um ein Interview mit dem Grossmeister und – oh

Wunder – wurde im Dezember 2002 zu einem mehrstündigen Gespräch empfangen, wo Spector sich tatsächlich «gastfreundlich, witzig und bescheiden» gab. Und ziemlich mitteilbar.

Nur Wochen nach der Zusammenkunft gab es neue Schlagzeilen. Diesmal ging es um Mord. Der einst gefeierte «Tycoon of Teen» wurde beschuldigt, am 3. Februar 2003 die Schauspielerin Lana Clarkson, eine Zufallsbekanntschaft, durch einen Schuss in den Mund getötet zu haben. Nach mehreren sich über Jahre hinziehenden Verfahren wurde er am 29. Mai 2009 zu 19 Jahren bis lebenslänglicher Haft verurteilt.

«Mir ging es nicht gut», sagt Phil Spector und wählt seine Worte mit Bedacht. «Innerlich wie verkrüppelt. Seelisch. Geistesgestört wäre ein zu hartes Wort. Ich war nicht geistesgestört, aber

*«Ekstase ist vorübergehend.  
Der Orgasmus ist vorübergehend.  
Alles ist vorübergehend.»*

ich war nicht gesund genug, um als normaler Teil der Gesellschaft zu funktionieren, also liess ich es sein. Ich beschloss, es zu lassen.» Er hält inne. «Ich habe Dämonen in mir, die mich bekämpfen.»

Die klassische Musik, die während unseres Gesprächs läuft, schwillt an und verebbt wieder. Sibelius, Bach, Beethoven, Brahms. Spector ist verantwortlich für die Produktion einiger der grössten Pop-Produktionen aller Zeiten: «Be My Baby» von den Ronettes; «You've Lost That Lovin' Feelin'» von den Righteous Brothers; «River Deep – Mountain High» von Ike & Tina Turner; «Imagine» von John Lennon; «My Sweet Lord» von George Harrison. Aber er hört sich diese Lieder nicht mehr an.

Die Hi-Fi-Anlage in seinem Musikzimmer – seine persönliche Wall of Sound – ist verstummt; die alte Jukebox mit seinen Hits wird nie gespielt. Stattdessen hat Spector einen Satelliten-dienst abonniert, der ihm 24 Stunden am Tag klassische Musik ins Haus liefert – Balsam für seine geschundene Seele.

25 Jahre lang lebte Spector in einem Herrenhaus in Beverly Hills. Dort hat er in den sechziger und siebziger Jahren die Eroberung der Pop-Charts in die Wege geleitet und seinen langen, langsamen Rückzug ins selbstgewählte Exil angetreten, versteckt hinter Sicherheitszäunen und «Keep out»-Schildern.

Vor zwölf Jahren – als ob er noch mehr Abstand zwischen sich und das Musikgeschäft bringen wollte, dem er scheinbar den Rücken gekehrt hatte – schloss er die Tore der Villa ab und zog in eine Nachbildung eines Pyrenäen-Schlusses aus den dreissiger Jahren, hoch auf einem Hügel über dem Vorort Alhambra in Los Angeles. «Ich wollte ein Schloss», sagt er. «Und es gibt nicht mehr so viele davon.»

**«Glück ist nicht vorgesehen»**

Spector lebt hier allein, nur sein kleiner Stab leistet ihm Gesellschaft. Zusammengekauert sitzt er, eine winzige Figur, auf einem grossen, weissen Sofa. Seine Hände zittern leicht. Er trinkt etwas Rotes, das Wein sein könnte, oder Preiselbeersaft, oder wer weiss, was sonst. Er trägt – äusserst seltsam – eine Armbanduhr, die zur vollen Stunde ein surrendes Geräusch von sich gibt wie eine Kuckucksuhr und die Zeit herausplärrt: «Es ist drei Uhr.»

«Ich versuche, mein Leben sinnvoll zu gestalten», sagt er. «Glücklich werde ich wohl nie sein. Glück ist nicht vorgesehen. Glück ist nur vorübergehend. Unglücklichsein ist vorübergehend. Ekstase ist vorübergehend. Der Orgasmus ist vorübergehend. Alles ist vorübergehend. Aber Vernunft ist ein Ansatz. Sich selbst gegenüber vernünftig sein. Es ist sehr schwierig, sehr schwierig, vernünftig zu sein.»

Er schüttelt langsam den Kopf und lässt sich zurück auf das Sofa fallen. Die Musik weht um uns herum. Und man ertappt sich bei dem Gedanken: vernünftig? Wann bitte war Phil Spector jemals vernünftig?

Ich habe meine erste Phil-Spector-Platte 1963 gehört: «Zip-A-Dee-Doo-Dah» von Bob B. Soxx and the Blue Jeans. Streng genommen gab es diese Gruppe gar nicht: Es handelte sich lediglich um Session-Sänger, die Spector für diesen



«Glück ist, wenn du keinen üblen Scheiss im Kopfhast»: Sound-Architekt Phil Spector (1939–2021).

Anlass zusammengetrommelt hatte, wobei der Name eine Anspielung auf einen Teenie-Modefimmel war. Der Song selbst stammte aus dem Walt-Disney-Film «Song of the South» von 1946. In seiner ursprünglichen Form war es ein Stück unbekümmerter, um nicht zu sagen albern sentimentaler Optimismus.

### Dunkel, aufreizend, verstörend sexuell

Spector stellte es komplett auf den Kopf und schuf etwas, das klang, wie Musik noch nie zuvor geklungen hatte. Die Stimmen flehten und predigten wie ein überdrehter Gospelchor, der in einer Echokammer sein Glück gefunden hat. Der Klang, der durch ein Gemisch von Instrumenten erzeugt wurde, war so dicht, so geballt, dass, wie sich Spector heute erinnert, nicht einmal Platz für ein Schlagzeug im Mix war – im Gegensatz zu seinen anderen Aufnahmen, bei denen er manchmal zwei oder drei Schlagzeuge gleichzeitig einsetzte. Der Effekt war dunkel, aufreizend, verstörend sexuell. Vernunft war da nicht im Spiel.

Zwischen 1961 und 1966 machte Spectors sogenannte Wall of Sound ihn zum erfolgreichsten Pop-Plattenproduzenten der Welt, mit mehr als zwanzig Top-40-Hits von Künstlern wie den Crystals, den Ronettes und den Righteous Brothers. In den Worten des Schriftstellers Tom Wolfe war Spector der «erste Teenager-Tycoon», ein Mann, der es wagte, nicht nur als Mozart, sondern auch als Salieri aufzutreten, teils Genie, teils Stricher, ein frühreifer, brillanter und wahn-sinniger Visionär, der das Gesicht der Popmusik für immer verändern sollte.

Als in den späten Sechzigern die Musikrends seine Wall of Sound überholten, wandte sich Spector der grössten Popgruppe der Welt zu, den Beatles. Im Jahr 1969 produzierte er ihr Abschiedsalbum «Let It Be» und anschliessend die Soloalben von John Lennon und George Harrison. Dann begann der lange, langsame Rückzug. 1980 produzierte Spector sein letztes Album für die Punkrock-Gruppe The Ramones. Schliesslich verschwand er und schien sein altes Leben als berühmtester Produzent der Popmusik für ein neues Leben als ihr rätselhaftester Einsiedler aufzugeben. Phil Spector hat seit mehr als 25 Jahren kein grosses Interview mehr gegeben. Seine ist die grösste unerzählte Geschichte des Rock'n'Roll.

«Ich rede nicht gerne», sagt er, «und ich kann es nicht ertragen, wenn man über mich spricht. Ich kann es nicht ertragen, wenn man mich ansieht. Ich kann es nicht ertragen, fotografiert zu werden. Ich kann die Aufmerksamkeit nicht ertragen.»

### Koryphäen des Musikgeschäfts

Die Aussicht, dass Spector ein Interview überhaupt in Betracht ziehen würde, war gering; seine Zustimmung, als sie dann schliesslich kam, geradezu unglaublich. So war es fast zu erwarten



Regimenter von Gitarristen, Bataillone von Schlagzeugern: im Studio, frühe Jahre.

gewesen, dass am Abend meiner Ankunft in LA eine Nachricht in meinem Hotel auf mich wartete. Unser Termin für den nächsten Tag war abgesagt worden. Man wies mich an, zu warten. 24 Stunden lang hielt ich den Atem an, dann klingelte das Telefon. Unten wartete ein Auto auf mich, ein weisser 1964er Rolls-Royce Silver Cloud, Kennzeichen «Phil 500». Ein Chauffeur riss die Tür auf. Eingehüllt in Leder und Nussbaum, versteckt hinter schwarzen Vorhängen

*Musik war seine Erlösung; nicht der weissbärtige Pop, sondern Jazz, Rhythm and Blues, klassische Musik.*

– ein Auto, das Geschichten erzählen konnte – fuhren wir den Hollywood Freeway entlang, in Richtung Alhambra.

Wir bogen vom Freeway ab, und die Strasse schlängelte sich hinauf, immer weiter hinauf, bis wir schliesslich vor einem hohen schmiedeeisernen Tor standen. Wir fuhren hindurch und hielten an, die Tore schlossen sich langsam hinter uns. «Mr. Spector», sagte der Chauffeur und öffnete mir die Tür, «mag es, wenn Besucher hinaufgehen.»

Eine Treppenflucht aus breiten Granitstufen führte durch ein alleinartiges Spalier sich absenkender Kiefern hinauf. Der Gipfel schien in Nebel gehüllt zu sein, aus dem sich die Form des Schlosses erhob, grau, turmartig, imposant. Ich hatte das Gefühl, beobachtet zu werden. Vielleicht habe ich mir das nur eingebildet.

Die Eingangstür öffnete sich in einen höhlenartigen Flur mit rotem Teppichboden und Holzvertäfelung. Zwei mittelalterliche Rüs-

tungen standen Wache. Spector war nirgends zu sehen. Seine Assistentin, eine temperamentvolle Frau, Anfang 40, führte mich durch die Räume im Erdgeschoss: das Musikzimmer, in dem John Lennons alte Gitarre auf einem Ständer ruhte; die Bar, gesäumt von gerahmten Fotos von Spector mit verschiedenen Koryphäen des Musikgeschäfts. Im Zeichensaal hing eine Picasso-Zeichnung an der Wand neben einer Originalskizze von Lennon. Ein uniformiertes Zimmermädchen brachte eisgekühltes Wasser. Die klassische Musik plätscherte um uns herum. Nach dreissig Minuten klingelte das Mobiltelefon der Assistentin. Philip, sagte sie, würde in Kürze bei uns sein. Zu den Klängen von Händel erschien er am oberen Ende der Treppe; klein und schwächling, trug er ein schulterlanges, gelocktes Toupet, eine blau getönte Brille, einen schwarzen Seidenschlafanzug mit dem Monogramm PS aus Silberfäden gewirkt und drei Zoll hohe Cuban Heel Boots. Er wirkte bizarr, dabei kurioserweise auch grossartig.

Spector war in der Bronx aufgewachsen, das jüngere von zwei Kindern. Er war neun, als sein Vater Ben, ein Stahlarbeiter, unter dem Druck finanzieller Schwierigkeiten zusammenbrach, einen Schlauch vom Auspuffrohr zum vorderen Fenster seines Autos führte und sich umbrachte. Die Familie zog nach LA, wo Spectors Mutter Bertha rund um die Uhr als Näherin arbeitete.

Spector war winzig und spindeldürr, ein chronischer Asthmatiker mit tränenden Augen, fliehendem Kinn und einer weinerlichen, nasalen Stimme: der Aussenseiter, «immer anders», der wusste, dass er schlauer war als die meisten, auch wenn das sonst niemand so sah. Seine Mutter und seine ältere Schwester dominierten und er-



Seine bisher extravaganteste, leidenschaftlichste Aufnahme: mit Ike und Tina Turner, 1966.

drückten ihn abwechselnd. Er träumte oft davon, erwürgt zu werden.

#### «Ich studierte die Mafia»

Musik war seine Erlösung; nicht der weissbärtige Pop, der in den späten Fünfzigern dominierte, sondern Jazz, Rhythm and Blues und klassische Musik. Er nahm Gitarrenunterricht, und 1958 heuerte er zwei Highschool-Freunde an, nannte sie The Teddy Bears und schrieb, produzierte und sang auf seiner ersten Aufnahme, «To Know Him Is to Love Him». Der Titel war die Grabinschrift seines Vaters. Eine düstere, eindringliche Doo-Wop-Ballade, die in den amerikanischen Charts auf Platz eins landete. Spector war gerade siebzehn.



„Du hättest dir nicht noch in aller Ruhe die Herkunft, Zucht und Herstellung der wertvollen Perlen beim Juwelier erklären lassen dürfen...“

Er verdiente 20 000 Dollar mit der Platte und wurde um 17 000 Dollar betrogen. Den gleichen Fehler würde er nie wieder machen. «Ich habe viel gelernt, als ich bei den Teddy Bears war», sagt er. «Ich begriff, dass ich kein Sänger sein wollte. Ich lernte alles über Schmiergelder, Verteiler und Produktion. Ich studierte die Mafia.»

Überzeugt davon, dass seine Bestimmung nicht im Auftreten, sondern im Schreiben und Produzieren lag, ging Spector zurück nach New York. «Ich wollte im Hintergrund sein, aber ich wollte im Hintergrund wichtig sein. Ich wollte der Brennpunkt sein. Ich hatte von Toscanini gehört. Ich wusste, dass Mozart wichtiger war als seine Opern; dass Beethoven wichtiger war als derjenige, der seine Musik spielte oder dirigierte. So jemand wollte ich werden.»

Er zwängte sich in das Brill Building am Broadway, wo Teams von Songschreibern in Kabinen arbeiteten, um Songs für den Popmarkt zu schreiben. Spector war eine kleine Nummer im Haifischbecken der Tin Pan Alley, aber er lernte schnell. Frühe Fotos zeigen einen jungen Mann mit blassem Gesicht und misstrauischen Augen, hinter denen sich grosse Ambitionen verbergen. Er erledigte Botengänge und schlief auf Sofas, während er gleichzeitig kleinere Hits für Künstler wie Gene Pitney und Curtis Lee schrieb und produzierte und am Klassiker «Spanish Harlem» für Ben E. King mitschrieb. Er erwarb sich schnell den Ruf, sowohl brillant als auch unglaublich aufgeblasen zu sein. Er erzählte jedem, den er traf, dass er ein Genie sei. «Und sie stimmten mir zu.» Er lacht. «Ich glaubte, ich sei der Beste der Welt.»

1960 gründete er sein eigenes Label, Philles, mit einem Veteranen des Musikgeschäfts, Lester

Sill. Finanzielle Unterstützung kam von einer Frau namens Helen Noga, die den Sänger Johnny Mathis manage. «Eine armenisch-italienische Mafioso-Lady», erinnert sich Spector. «Sie war die härteste Frau, die ich je in meinem Leben getroffen habe. Etwa 1,80 m gross, 80 kg schwer, mit einem Mund wie ein Lastwagenfahrer. Sie fand Gefallen an mir. Diese Art Leute liebten mich.» Er lächelt in sich hinein. «Sie sahen Geld in mir.»

#### Die Gitarristen beschwerten sich

Das Label hatte seinen ersten Hit 1961 mit «There's No Other Like My Baby» von den Crystals und seine erste Nummer eins im folgenden Jahr mit «He's a Rebel» von der gleichen Gruppe. Spector übernahm Sills Anteile und wurde im Alter von 21 Jahren der jüngste Plattenboss Amerikas und Millionär.

Spector war mehr als nur ein Produzent, er war ein Visionär, der an das Produzieren von Platten heranging wie ein General, der Krieg führt. Damals, in den Kinderschuhen des Pop, bestand die konventionelle Besetzung einer Session aus Schlagzeug, Bass, Gitarre und Klavier. Aber Spector träumte von einem Sound, den man im Pop noch nie gehört hatte: riesig, tosend, monumental. Er versammelte bis zu dreissig Musiker und Sänger im Studio, die sich den Platz streitig machten: Regimenter von Bassisten und Gitarristen, bis zu vier auf einmal; ganze Einheiten von Pianisten; Bataillone von Schlagzeugern; Massen von Bläsern und Streichern.

«Eine Phil-Spector-Session war eine Party-Session», erinnert sich der Schlagzeuger Hal Blaine, der auf allen Spector-Hits mitspielte. «Phil hatte einen Zettel an der Studiotür: «Closed Session», und jeden, der den Kopf hereinsteckte, packte er und gab ihm ein Tamburin oder eine Cowbell. Manchmal gab es mehr Schlagzeuger als Orchester. Ich nannte es immer die Phil-Harmoniker. Es war der absolute Knaller.»

Bei den Aufnahmen auf rudimentärem Ein- und Zweispur-Equipment ping-pongte Spector die Musik hin und her, baute sie Schicht für Schicht auf, schob die Aufzeichnungsnadel in den roten Bereich – und schob sie dann noch weiter, um einen donnernden Klangstrom zu erzeugen. Die Stimmen streute er darüber wie Schokoladenglasur. Spector bevorzugte schwarze Mädchen: Darlene Love, Veronica Bennett von den Ronettes und Dolores «LaLa» Brooks von den Crystals – herzerreissende Stimmen, gefühlvoll und sexy.

Die Songs selbst mögen einfach, fast banal gewesen sein – «Da Doo Ron Ron», «Be My Baby» –, aber in Sectors Händen wurden sie zu Epen, «kleine Symphonien für die Kids», wie er es ausdrückte; mythische Teenager-Fabeln über Verlangen, Not und Schmerz, die Ekstase eines Gutenachtkusses, die Höllenqual, viel zu jung zum Heiraten zu sein; unschuldig und wissend, neonhell und kerkerhaft-dunkel zugleich; rauschhaft, fiebrig... verrückt.

Spector war ein besessener Mann. Er heuerte die besten Studiomusiker in L.A. an und liess sie stundenlang warten, während er wie besessen daran bastelte, einen Sound einzufangen, den nur er hören konnte. Die Gitarristen beschwerten sich, dass sie immer wieder denselben Akkord spielen mussten, bis ihnen die Finger bluteten.

«Ich wusste es», sagt Spector.

Zu einer Zeit, als Popmusik allgemein als flüchtiger Schrott angesehen wurde, hatte Spector die Frechheit, sie als Kunst zu bezeichnen. «Die Leute machten sich über mich lustig, den kleinen Jungen, der Rock'n'Roll-Platten machte. Aber ich wusste es. Ich versuchte, allen Gruppen zu sagen, dass wir etwas sehr Wichtiges tun. Vertraut mir. Und es war sehr schwer, denn diese Leute hatten nicht diesen Sinn für <Schicksal>. Sie wussten nicht, dass sie Kunst produzierten, die die Welt verändern würde. Ich wusste es.»

In gewisser Weise könnte man diese Platten als Sectors Rache an all den Zweiflern und Ungläubigen sehen, den «zigarrenkauenden Fettsäcken», wie er sie nannte, die das Popgeschäft kontrollierten und ihn, den jugendlichen Emporkömmling, mit Verachtung betrachteten. In der Aussenwelt mochte er klein, seltsam und überheblich sein. Aber im Studio war Phil Spector ein Gott, der sein eigenes Universum formte.

Sie wollten also Unsterblichkeit, frage ich.

«Ja.» Er nickt energisch. «Ich glaube, als Thomas Jefferson die Unabhängigkeitserklärung schrieb, dachte er: <Daran werden sich die Leute erinnern.> Gershwin mag zu sich selbst gesagt haben, ich bin mir nicht sicher über diesen <Amerikaner in Paris>, aber ich denke, er sagte, das ist etwas Besonderes. Ich glaube, Irving Berlin hatte ein Ego. Ich glaube, er wollte die Nummer 1 sein. Und das wollte ich auch.»

Als ich ihn nach «You've Lost That Lovin' Feelin'» von den Righteous Brothers frage – meiner Meinung nach Sectors entscheidender Moment, grösser noch als «Unchained Melody» des gleichen Teams – scheint er in eine Träumerei zu verfallen. Geschrieben von Barry Mann und Cynthia Weil, zwei seiner besten Songschreiber, und 1964 aufgenommen, war die Platte Sectors bisher wagnerischste Produktion – ein Trauermarsch für eine verstorbene Liebe. Der Gitarrist Barney Kessel, der auf dem Song mitspielte, beschrieb, dass Spector an die Aufnahme heranging, «als würde er in Moskau einmarschieren».

#### «Timing ist der Schlüssel zu allem»

Unter Umgehung der üblichen Praxis des Duos, sich die Leadstimme zu teilen, gab Spector fast den gesamten Song an Bill Medley und überliess seinem Partner Bobby Hatfield nur einen kleinen Teil. Als ein verärgerter Hatfield fragte, was er tun sollte, während Medley sang, soll Spector ihn angebellt haben: «Du kannst das Geld zur Bank bringen.»



Es waren die Beatles, die ihn retteten: mit George Harrison, 1970.

«Ich habe sechs Monate an dieser verdammten Platte gearbeitet, overdubbing und wieder overdubbing, und schliesslich hatte ich sie so weit, dass ich dachte, sie sei ziemlich gut, aber ich hatte Angst, dass sie niemand verstehen würde. Ich spielte es ein paar Leuten vor, und niemand hatte so etwas gehört. Ich wusste nicht, ob wir die Welt verändert oder etwas völlig Katastrophales getan hatten. Also musste ich zurück nach New York gehen.»

«Ich spielte es Barry Mann und Cynthia Weil vor. Ich legte es auf, die Platte beginnt, <You never close your eyes...>, und Barry sagt: <Whoah, whoah, warte. Falsche Geschwindigkeit.> Ich sagte: <Was?> Er sagt: <Falsche Geschwindigkeit, Phil.> Das ist der erste Kommentar, den ich höre.»

«Also rief ich sofort Dr. Kaplan, meinen Psychiater, an und sagte: <Doc, ich muss Sie sofort sehen. Ich habe gerade sechs Monate an dieser Platte gearbeitet; sie hat mich 35 000 Dollar gekostet, und der verdammte Co-Autor meint, sie sei auf der falschen verdammten Geschwindigkeit.> Ich rief Larry Levine, meinen Engineer, an und sagte: <Hast du mir die richtige Pressung gegeben?> Ich bin verdammt paranoid. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Also rief ich den Musikverleger Donnie Kirshner an und sagte: <Donnie, ich muss dir diese Platte vorspielen.> Er sagte: <Ich höre, es ist ein Monster.> Ich sagte: <Du hast die besten Ohren im Geschäft.> Also bringe ich sie rüber und lege sie auf. Er sagt: <Wow, es ist toll, es ist toll, wie nennst du es?> <You've Lost That Lovin' Feelin'>. Er sagte: <Wie viele hast du gepresst?> Ich sagte: <Eine halbe Million.> Er sagte: <Bring Back That Lovin' Feelin' – das ist dein Titel.> Das ist die zweite Meinung. Also rufe ich Dr. Kaplan wieder an.»

«Dann rufe ich Murray the K an, den grössten DJ in New York City. Ich sage: <Murray, ich habe diese neue Platte der Righteous Brothers. Du musst sie in der Show spielen, denn sie ist vier Minuten und fünf Sekunden lang; eine so lange Platte hat es noch nie gegeben.> Und ich lüge auf dem Label; ich habe drei Minuten und fünf Sekunden angegeben – dafür hab ich einen Riesenärger! Also kommt er rüber und hört sich die Platte an. Das ist die letzte Meinung des Tages – fünf Uhr nachmittags. Und er hört und hört,

*«Er war der erste der Anarchisten-Pop-Millionäre. Bei ihm waren Hass und Geld auf Augenhöhe.»*

und es kommt zum Mittelteil, und er sagt: <Diese Basslinie, dieses La Bamba-Ding, was ist das?> Ich sage: <Das ist ein Teil des Songs.> Er sagt: <Das ist verdammt sensationell!> Ich sagte: <Nun, ja.> Er sagt: <So sollte es anfangen.> Ich sagte: <So kann er nicht anfangen, Murray.> Er sagte: <Mach das zum Anfang.> Und das sind meine drei Experten; der Co-Autor, der Mitherausgeber und die Nummer 1 der Discjockeys in Amerika haben mich umgebracht. Ich schlief eine Woche lang nicht, als die Platte rauskam. Ich war so krank, dass ich einen spastischen Dickdarm bekam; ich hatte ein Geschwür.»

Die Armbanduhr von Spector spricht. «Es ist vier Uhr.»

«Timing», sagt er, «ist der Schlüssel zu allem.»

«Okay.» Er stupst mich mit dem Finger über den Tisch hinweg an. «Sie fragen mich, wie ich heisse, und dann fragen Sie mich, womit verdienen Sie Ihren Lebensunterhalt, und was ist



**Ruhm, Erfolg, Anerkennung:** Einführung in die Hall of Fame, 18. Januar 1989.

das Wichtigste in Ihrem Leben. Na los! Nur so zur Unterhaltung.»

Okay. Wie ist Ihr Name?

«Phil Spector.»

Und was machen Sie beruflich?

«Ich bin Plattenproduzent.»

Und was ist das Wichtigste...

«Timing!»

Spector bricht in schallendes Gelächter aus.

Das ist das Überraschendste an ihm – wie witzig er ist. Der hemmungslos freimütige Komiker Lenny Bruce war einer seiner engsten Freunde – er bezeichnete Bruce einmal als «meinen Sokrates». Spector produzierte und unterstützte ihn in seinen letzten Tagen, als Bruce von den Behörden schikaniert wurde, bis zu seinem Tod 1966 an einer Überdosis Drogen (oder, wie Spector es damals ausdrückte, «einer Überdosis Polizei»). Und man hat den Verdacht, dass er Bruces Zeilen immer bei sich hält.

«Das Gewöhnliche», erklärt er, «ist die letzte Zuflucht des sprachlosen Idioten.» Und: «In einer Welt, in der Schreiner wiederauferstehen, ist alles möglich.» So lange man das richtige Timing hat. Timing – er sagt es wieder – ist alles.

In den frühen Sechzigern wurde die Popmusik in Amerika von einer Handvoll grosser Firmen dominiert.

### «Schuldgefühle, die ganze Zeit»

Ein kleiner Independent hatte vielleicht regionalen Erfolg, musste sich aber einem Major beugen, wenn es um den nationalen Vertrieb ging. Spector änderte das. Er kontrollierte alles selbst: die Suche nach den Künstlern, das Mitschreiben der Songs, die Produktion, die Werbung, die Qualitätskontrolle. Weil er den Sound

gemacht hatte und der Sound das war, was sich verkaufte, war er – einzigartig für einen Produzenten – grösser als seine Künstler, stolzierte wie ein Tyrann, mit Umhängen und kubanischen Absätzen. «Er war der erste der Anarchisten-Popmusik-Millionäre», erkannte der Schriftsteller Nik Cohn. «Bei ihm waren Hass und Geld auf Augenhöhe.»

«Wir haben die Rolle gespielt», sagt Spector. «Haben alles gemacht, alles gemacht. Ich hatte einfach das Gefühl, ich gehöre nicht dazu. Ich war anders. Also musste ich mir meine eigene Welt schaffen. Und das machte das Leben für mich kompliziert, aber es wurde plausibel für mich. Oh, das ist der Grund, warum sie mich hassen; ich sehe seltsam aus, ich verhalte mich seltsam, ich mache diese seltsamen Platten, da wäre also der Grund, mich zu hassen. Weil ich mich gehasst fühlte. Selbst als die Musik gross wurde, hatte ich nie das Gefühl, zu ihnen zu passen. Ich habe nie alle Drogen und Partys mitgemacht. Ich habe mich nicht wohlgeföhlt. Ich habe immer das Studio vorgezogen. Ausgehen war immer die grosse Tortur. Zu anstrengend. Es war, als stünde man vor einem Publikum.»

Ruhm, Erfolg, die Anerkennung, nach der er sich immer gesehnt hatte, all das war «beängstigend. Ich fühlte mich mächtig. Aber es war beängstigend, weil man immer daran denkt, es zu verlieren, jede Minute des Tages. Du schaust dir die ganze Zeit arme Leute an. Du stellst dir die ganze Zeit dich selbst als armen Hund vor. Du denkst die ganze Zeit an dich selbst als arm. Du akzeptierst es nie ganz. Schuldgefühle, die ganze Zeit.»

Spector hatte inzwischen Veronica Bennett geheiratet, die umwerfend schöne Leadsängerin

der Ronettes. Sie sollte später in ihrer Autobiografie «Be My Baby» darüber schreiben, wie Spector sie gleichermassen als Gefangene in seiner Villa hielt. Wenn sie mit den Ronettes auf Tournee war, so erinnerte sie sich, rief er jeden Abend an und sagte ihr, sie solle den Hörer auf ihrem Kopfkissen liegen lassen, damit er bis zum Morgen ihr Atmen hören könne. Aber konnte das nicht Liebe sein? Er kaufte ihr einen Sportwagen und eine massgefertigte Schaufensterpuppe von sich selbst, um auf dem Vordersitz neben ihr zu fahren. Vielleicht war es Besessenheit.

Laut Bennett spielte er den Film «Citizen Kane» endlos in der Dunkelheit seiner Villa ab und weinte bei der Schlusszene, in der Rosebud, der Schlitten, verbrannt wird. «Citizen Kane» ist ein Film über Reichtum, Hybris und geistiges Versagen. Wie Spector war auch Orson Welles ein Wunderkind – er drehte «Kane», als er 26 Jahre alt war –, ein Genie, das sich weigerte, Kompromisse einzugehen, und das die Welt nach seiner Vision verbog. Und so sehr der Film eine Studie über Macht und die Isolation, die sie verursacht, war – der Plutokrat, der in seiner Villa Xanadu eingesperrt ist –, so sehr war er auch ein Porträt von Welles eigenen schlimmsten Ängsten, dem Niedergang von früher Verheissung und Brillanz.

Spector hält ihn für den grössten Film, der je gedreht wurde, und kehrt während unseres Gesprächs ständig zu ihm zurück. An einem Punkt sprechen wir über Lenny Bruce. Die grosse Tragödie von Bruce, sagte Spector einmal, sei, dass man sich aus den falschen Gründen an ihn erinnere – als Junkie statt als klugen, furchtlosen und lustigen Mann. Hat Spector je befürchtet, dass ihn ein ähnliches Schicksal ereilen könnte, nicht für seine Brillanz, sondern als...

### Der Misserfolg traf ihn mit voller Wucht

... «Verrückten?» Spector lächelt dünn. «Ja. Deshalb sage ich jetzt, lasst die Kunst für sich selbst sprechen. Wenn die Kunst wahnsinnig ist, bin ich wahnsinnig.» Er hält inne. «Orson Welles hat sein ganzes Leben damit verbracht, dem Geld hinterherzujagen, und dann endete er mit 300 Pfund und machte Weinwerbung. Er wurde dem Genie, das er war, nie gerecht, weil er sich nie auf das einliess, was er sein wollte. Er war damit beschäftigt, ein Playboy, ein Filmstar oder vielleicht Senator zu sein. Ich habe mich dem verschrieben, was ich sein wollte. Ich liess die Kunst für sich selbst sprechen.»

Spector machte seine letzte grosse Philles-Aufnahme im Jahr 1966: «River Deep – Mountain High» mit Ike und Tina Turner. Es war seine bisher extravaganteste, leidenschaftlichste Aufnahme. Die Platte erreichte in Grossbritannien Platz eins, aber die amerikanischen DJs ignorierten sie, und in den Staaten kam sie kaum in die Charts. Das Menetekel auf der «Wall of Sound». Sectors Metier war die 45-rpm-Single, aber die wich schnell dem Album als dem heraus-

ragenden Vehikel des Pop. Die neue Generation von Künstlern wollte nicht länger einen Produzenten mit grossen Ideen; sie hatte ihre eigenen grossen Ideen. Zur Zeit von «River Deep – Mountain High» war Spectors Schaffen fast zum Stillstand gekommen. Der Misserfolg traf ihn mit voller Wucht. Er gab Philles auf und zog sich in seine Villa zurück, um zu grübeln. Seine Karriere als Plattenproduzent schien vorbei zu sein.

Es waren die Beatles, die ihn retteten. Im Jahr 1969, mitten in der Auflösung, traten sie an ihn heran, um die Bänder von «Let It Be» zu retten. Paul McCartney war Berichten zufolge verärgert, als Spector seine schwülstigen Verfahren auf den Titelsong anwandte und diesen in Streicher und Chöre kleidete. Aber das Album war ein Triumph bei den Kritikern und verkaufte sich millionenfach. Wiederauferstanden, produzierte Spector anschliessend George Harrisons «All Things Must Pass» und vier Alben mit John Lennon, darunter «Imagine».

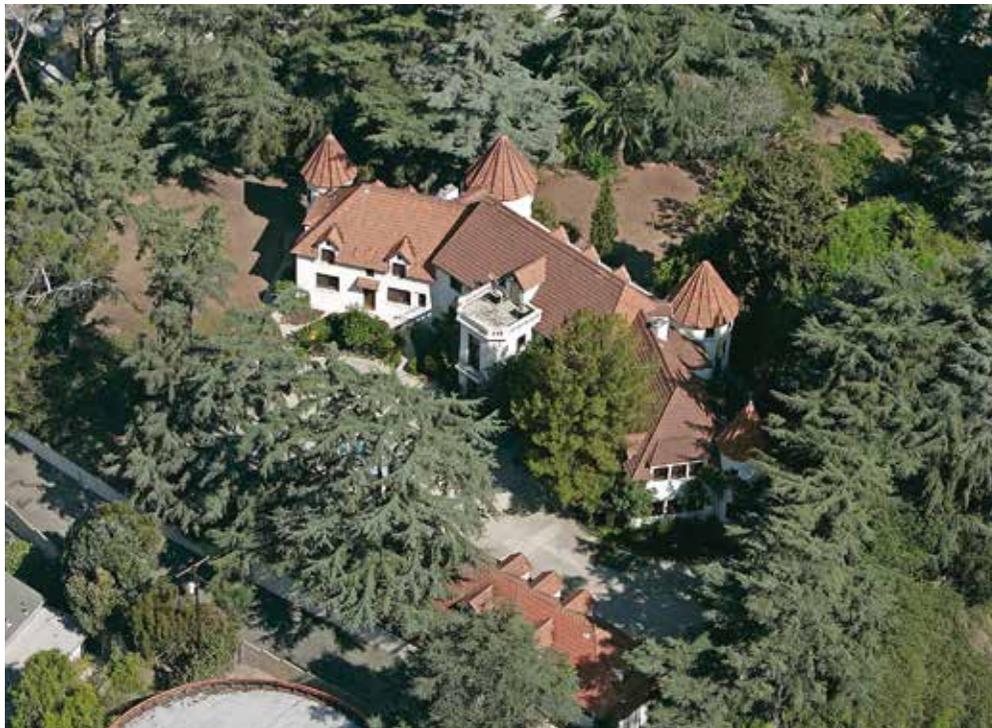
Spectors Gesichtsausdruck wird wehmütig, wenn er über Lennon spricht. Er liebte ihn und vermisst ihn, sagt er, so wie er Lenny Bruce und seinen eigenen Vater liebte und vermisst. Lennon war «der Bruder, den ich nie hatte. Ich habe ihn einfach geliebt. Und wir haben uns einfach geliebt. Er liebte die Art, wie ich arbeitete. Er liebte die Art, wie ich dachte. Eine perfekte Ehe. Einfach perfekt.»

Das letzte gemeinsame Album der beiden war «Rock 'n' Roll», aufgenommen 1974. Lennon war von Yoko Ono aus dem ehelichen Haus geworfen worden und war nach L. A. gezogen. Er trank viel und Spector auch. «Es geriet ein wenig ausser Kontrolle», erinnert er sich, «denn es war der erste Urlaub, den einer von uns beiden gemacht hatte, seit wir unsere Karrieren begonnen hatten. Wir feierten und luden zu viele Leute ein, alle, von Warren Beatty bis Elton John. Das war nicht gesund und nicht gut.»

### Dann starb Elvis

Die Sessions endeten in einem Durcheinander. Spector sagt, sie wussten beide, dass es vorbei war. «Ich wollte nicht mehr arbeiten und John auch nicht.» Sie schlossen einen Pakt, sich in der Zukunft wieder zu vereinen und eine Platte mit Elvis zu machen – die Platte, die Elvis vor sich selbst retten würde. Und dann starb Elvis. «Wir riefen uns gegenseitig an», erinnert sich Spector. «Wir waren erschüttert.»

Lennon begann wieder mit den Aufnahmen, aber ohne Spector. Spector selbst arbeitete unruhig weiter. Er nahm Alben mit dem Rockveteranen Dion und mit Leonard Cohen auf, Alben, die allein durch Spectors Anwesenheit an den Reglern Ereignisse waren. Aber er hatte das Interesse verloren. Seine Exzentrizitäten waren inzwischen legendär geworden. Der elektrische Zaun um die Villa; die Bodyguards; die Szenen in Restaurants. Cohen beschrieb Spector, den Kontrollfreak, als «ausser Kontrolle». Dee



Nur sein kleiner Stab leistete ihm Gesellschaft: Pyrenäen-Schloss hoch über Los Angeles.

Dee Ramone erinnerte sich, dass, als die Ramones Spector zum ersten Mal trafen, um die Zusammenarbeit an dem Album «End of the Century» zu besprechen, dessen erste Worte waren: «Meine Bodyguards wollen gegen eure Bodyguards kämpfen.»

Spector hatte es sich angewöhnt, eine Pistole zu tragen – immer wieder eine andere, so hiess es, je nach seiner Garderobe, und es häuften sich die Geschichten, dass er sie im Studio schwang. «Er war ein guter Schütze», sagte Dee Dee Ramone. «Ich habe gesehen, wie er eine Fliege aus fast fünfzig Metern Entfernung getroffen hat.»

Es spielte keine Rolle, ob diese Geschichten der Wahrheit entsprachen. Die Mythen wirbelten um ihn herum, und am Ende schlossen sie sich wie ein Leichentuch über seinem Kopf. Bis 1980 hatte er alles erreicht. Er hatte den Sound einer ganzen Generation geprägt; er hatte mit der grössten Rockgruppe aller Zeiten zusammengearbeitet. Schliesslich gab es für ihn keinen Ort mehr, wohin er gehen konnte. Am 8. Dezember 1980 wurde Lennon erschossen. Phil Spector wandte sich von der Welt ab und schloss die Tür hinter sich.

Jahrelang hat er ... nichts getan. Er war unfähig zu handeln. Wie gelähmt. Projekte kamen und gingen, unerfüllt. Was konnte ihn schon interessieren?

Disco? «Schrecklich.»

Michael Jackson? «Deprimierend. Abscheulich. Ich meine, das Leben als schwarzer Mann zu beginnen und als weisse Frau zu enden, was soll das alles?»

Kurt Cobain? «Als Kurt Cobain starb, rief mich jemand vom *Time Magazine* an und sagte: «Seit John Lennons Tod war ich nicht mehr so

erschüttert.» Ich sagte: «Kennst du den Unterschied zwischen Kurt Cobain und John Lennon?» Er sagte: «Nein, was ist der Unterschied?» Ich sagte: «Schade, Cobain kannte den Unterschied.» Spector fällt zurück auf das Sofa. «It's all been done! It's all been done!»

Wie hat er sich die Zeit vertrieben – die Wochen, die Monate, die Jahre? «Ich habe Sprachen gelernt...» Der Satz versiegt im Schweigen. Spector hatte kein Talent für Beziehungen. «Ich lebte für diese Platten. Deshalb hatte ich nie Beziehungen mit jemandem, die von Dauer waren.» Er hält inne, Fassungslosigkeit flackert in seinem Gesicht. «Deshalb kann ich auch nicht verstehen, warum sie heute so wenig Bedeutung für mich haben.»

Spector heiratete seine erste Frau, Annette Merar, als er 22 war. Die ersten Philles-Platten trugen den Schriftzug «Phil & Annette» auf den Auslaufrillen, aber diese Praxis wurde eingestellt, als er die Ronettes unter Vertrag nahm und Veronica Bennett den Hof machte. Sie heirateten 1968, aber die Ehe wurde 1974 aufgrund gegenseitiger Anschuldigungen über sein kontrollierendes Verhalten und ihren Alkoholismus aufgelöst. Spector bringt es nicht über sich, ihren Namen auch nur zu erwähnen, er nennt sie einfach «meine Ex-Frau».

Im Jahr 1988 reichte Bennett eine Klage gegen ihn ein, in der sie behauptete, dass der Gruppe keine Tantiemen für die Lizenzierung alter Ronettes-Platten für Film- und CD-Veröffentlichungen gezahlt worden seien. Im Juni 2000 wurden ihr 2,6 Millionen Dollar zugesprochen, aber im Oktober letzten Jahres wurde der Fall zu Spectors Gunsten gekippt, als ein Berufungsrichter entschied, dass der ursprüngliche Vertrag



Ende des «Tycoon of Teen»: Mordprozess in Los Angeles, 18. September 2007.

von 1963 Spector uneingeschränkte Rechte an den Aufnahmen gab.

Das Paar hat drei Kinder adoptiert, die Spector «gelegentlich» sieht. Aus einer anderen Beziehung, über die er nichts sagen will, gingen Zwillinge hervor: Nicole, heute zwanzig, ist Studentin in New York; ihr Bruder Philip starb, als er zehn Jahre alt war. Spector sagt, er sei nicht auf der Suche nach Mitleid, aber es sei eine schwieri-

*«Ich nehme Medikamente gegen Schizophrenie, aber ich würde nicht sagen, dass ich schizophran bin.»*

ge Zeit gewesen. Seine engsten Freunde – Lenny und John – alle Menschen, mit denen er reden konnte, waren verstorben. «Also kämpfte ich mich irgendwie alleine durch. Es ging mir nicht gut genug, um als normaler Teil der Gesellschaft zu funktionieren, also tat ich es nicht.»

Spector spricht mit bemerkenswerter Offenheit über seine psychologischen Probleme, und es scheint, dass er nach einer Erklärung für all die Phobien, das irrationale Verhalten, das Bedürfnis nach Kontrolle und Anerkennung sucht. Er ging 1960 zum ersten Mal zu einem Psychiater, sagt er, um der Einberufung zum Militär zu entgehen. Er hörte nie auf, aber die Therapie war nie genug. «Es gibt etwas, was ich entweder nicht akzeptiert habe oder nicht bereit bin, zu akzeptieren, und mit dem ich leben muss, ohne vielleicht zu wissen, was es ist; dem stelle ich mich jetzt.»

Seine Mutter und sein Vater waren Cousins ersten Grades, sagt er. «Ich weiss nicht, ob das genetisch etwas damit zu tun hat, was ich bin oder wer ich geworden bin. Ich würde sagen, ich

bin wahrscheinlich relativ wahnsinnig, bis zu einem gewissen Grad.» Er hält inne, um darüber nachzudenken. «Bis zu einem gewissen Grad. Ich nehme Medikamente gegen Schizophrenie, aber ich würde nicht sagen, dass ich schizophran bin. Aber ich habe eine bipolare Persönlichkeit, was seltsam ist. Ich bin mein eigener schlimmster Feind.»

Jahrelang konnte er es nicht ertragen, mit Menschen zusammen zu sein, und er konnte es nicht ertragen, mit sich selbst zusammen zu sein. Er litt unter chronischer Schlaflosigkeit, Nacht für Nacht wurde er verrückt. «Du schläfst nicht, dein Verstand fängt an, dir Streiche zu spielen. Es ist eine schreckliche Situation . . . Ich konnte nicht mehr ertragen, wie ich war.»

Die Erkenntnis, dass er nicht normal war, sagt er, «versteinerte» ihn, aber was ihm noch mehr Angst machte, war der Effekt, den sein Zustand auf seine Tochter Nicole haben könnte. «Selbst wenn sie genetisch gesund war, machte ich mir Sorgen, dass sie, wenn sie aufwächst und mich als Beispiel sieht, selbst krank werden und sich zu solchen Männern hingezogen fühlen könnte – zu manisch-depressiven, psychotischen, oder zu einem Durchgeknallten. Und ich wollte eine gesündere Beziehung zu ihr haben, als ich sie als neurotischer, kranker Mensch haben konnte. Ich wollte, dass sie zu mir aufschaut und sagt: So sieht ein vernünftiger Mann aus.»

Schliesslich suchte er Hilfe. Da er schon immer «Angst» vor Drogen hatte, begann er, Medikamente zu nehmen, die seine Stimmungen dämpfen und ihm helfen sollten, zu schlafen. Er führte einen «Krieg» gegen sich selbst. «Ich sagte mir einfach, dass ich das besiegen würde. Dass ich mein eigenes Gehirn besiegen würde. Und über

einen langen, langen Zeitraum, und jeden Tag aufstehen und sagen, nein, du bist noch nicht so weit, und Monate und Jahre . . .» Er hält inne. «Es war sehr langsam, sehr schwierig.»

Es sei vor allem Nicole zu verdanken, sagt er, dass er jetzt, nach mehr als zwanzig Jahren, die ersten zaghaften Schritte zurück ins Studio macht. Letztes Jahr nahm sie Spector zu einem Starsailor-Konzert in L. A. mit. Er war beeindruckt, es kam zu einem Treffen, und im Oktober flog er nach London, um zwei Tracks für deren kommendes Album zu produzieren. Es gibt Gerüchte, dass er mit der australischen Band The Vines und mit Coldplay zusammenarbeiten wird.

### Zeit, reinen Tisch zu machen

Wieder das Timing. Jahrelang, sagt er, hat ihn nichts in der Musik interessiert, aber jetzt spürt er die Ahnung von etwas in der Luft, wie die sechziger Jahre noch einmal. «Das ist alles, was es ist, ein Gefühl. Ich habe nie über das nachgedacht, was ich vorher gemacht habe. Ich habe nicht gedacht, warum die Ronettes, warum die Righteous Brothers, warum John Lennon? Ich hab's einfach gemacht. Also denke ich nicht, warum Starsailor? Warum Coldplay? Es fühlt sich einfach gut an. Und diesen Instinkt habe ich schon seit Jahren nicht mehr in mir gehabt.»

Man fragt sich, warum Spector jetzt, im Alter von 62 Jahren, wo die meisten Menschen den Ruhestand in Betracht ziehen, das Bedürfnis verspürt, zurückzukommen. Aber der Ruhestand ist das, was er die meiste Zeit seines Lebens hatte, und es hat ihn nicht glücklich gemacht. «Ich leide ein wenig unter akuter Langeweile und Unruhe. Aber nicht verrückt ängstlich. Nicht verzweifelt.»

Draussen bricht die Nacht herein. Seine Armbanduhr meldet sich: «Es ist sechs Uhr.» «Ich weiss nicht mehr, was ich sagen soll», sagt er. Er ist es leid, über sich selbst zu reden, über die Vergangenheit. Es ist an der Zeit, reinen Tisch zu machen.

«Hör zu.» Er lehnt sich vor. «Die Leute sagen mir, dass sie mich vergöttern, dass sie so sein wollen wie ich, aber ich sage ihnen, glaubt mir, ihr wollt mein Leben nicht. Denn es war kein sehr angenehmes Leben. Ich war eine sehr gequälte Seele. Ich war nicht in Frieden mit mir selbst. Ich bin nicht glücklich gewesen.»

Aber was ist dann Glück? Es ist nicht eine gute Frau, sagt Spector, oder ein guter Mann. Es ist nicht das Geld. Es sind keine Hit-Platten. «Glück ist, wenn du dich verdammt gut fühlst und keinen üblen Scheiss im Kopf hast.» Er macht eine Pause. «Gute Gesundheit, schlechtes Gedächtnis, das ist so was wie Glück.»

Dieser Artikel erschien zuerst im Magazin des *Daily Telegraph* im Februar 2003.

© Mick Brown / Telegraph Media Group Limited  
Aus dem Englischen von Thomas Würdehoff

# Traumbüro: zu Hause

Bei der Forderung nach Home-Office-Pflicht wird etwas Grosses übersehen.



Um Ansteckungen zu vermeiden, sind Arbeitgeber derzeit verpflichtet, Home-Office anzuordnen, wo es möglich ist. Das finde ich nachvollziehbar. Und unabhängig von Corona: Zu Hause arbeiten macht ja auch Sinn. Es gibt etliche Büroaufgaben, die sich genauso gut von daheim aus erledigen lassen, Meetings können per Zoom geführt werden. Zeitaufwändige Arbeitswege fallen weg, Eltern werden entlastet, und weil weniger Individualverkehr unterwegs ist, freut sich die Umwelt. Wenn Home-Office für ein Unternehmen funktioniert, können alle Seiten davon profitieren.

Viele Arbeitnehmer beteuern gegenwärtig, wie gut die Arbeit zu Hause klappt, sie wollen das Home-Office nach der Pandemie aufrechterhalten. Forderungen dazu werden schon laut. Dabei gibt es ein paar Aspekte, die gerne übersehen werden.

Home-Office setzt bei Mitarbeitern ein gewisses Mass an Verantwortung, Selbstmotivation und Disziplin voraus. Zu Hause gibt es unzählige Ablenkungen. Wenn sich Büroarbeit mit Kinderbetreuung und Haushaltstätigkeiten vermengt, gelingt die Fokussierung oft nur schwer. Und auch wenn man es nicht gerne hört: Es wollen derzeit längst nicht alle zu Hause arbeiten, weil sie Angst vor dem Virus haben. Der Mensch ist nun mal, wie er ist: In den eigenen vier Wänden ist es bequemer, auch weiss dann niemand so genau über die eigene Arbeitseffizienz und -moral Bescheid. Nicht jeder Mitarbeiter ist topmotiviert, kompetitiv oder identifiziert sich massgeblich mit dem Arbeitgeber. Nicht jede Firma ist Google, wo jede karriereorientierte Arbeitskraft unbedingt hinwill.

Wir sollten auch nicht so naiv sein, zu denken, dass jeder mit der Verantwortung umgehen kann. Viele können es – viele haben

nicht einmal ihr Bankkonto im Griff. Wenn alle so gewissenhaft sind, wie jetzt auch einige CEOs Corona-medienwirksam verkünden, warum verschulden sich Leute? Begehen Betrug, Verbrechen? Wenn man allen Menschen trauen kann, warum brauchen wir die Polizei? Warum Türen und Schranken? Gesetze? Ganz offensichtlich ist nicht jeder verantwortungsbewusst oder handelt stets in guter Absicht. Bei der Arbeit verhält es sich genauso.

Wenn sich jeder in einer anderen Umgebung aufhält, kann sich auch der Arbeitsfluss verlangsamen. Wird eine simple Anfrage bei physischer Präsenz je nach dem im Vorbeilaufen erledigt, braucht man im Home-Office meist mehrere E-Mails dafür. Um Fortschritte zu besprechen, müssen die Mitarbeiter zu Zoom-Meetings eingeladen werden; das erfordert mehr Planung. Ausserdem entstehen gute Ideen oft nicht im terminierten Online-Meeting oder isoliert zu Hause, sondern in der Kaffeepause mit Kollegen, unter anderem, weil am Arbeitsplatz eine andere Dynamik herrscht.

Für den Arbeitgeber, insbesondere für KMU, bedeutet Home-Office häufig einen grossen Mehraufwand. Dabei geht es weniger um die Kontrolle der Mitarbeiter zwecks Jobausführung, vor allem der Sicherheitsaspekt ist vielerorts ein Problem: Mitarbeiter müssen mit der geeigneten Software, mit Sicherheitssystem und Arbeitscomputer (Virengefahr auf privatem PC) ausgestattet werden. Längst nicht jeder hat einen eigenen Büroraum daheim. Wie stellt man sicher, dass niemand im Haushalt einen Blick auf vertrauliche Geschäftsdaten wirft? Den Schutz und die Sicherung von Daten zu gewährleisten, ist schwierig und teuer.

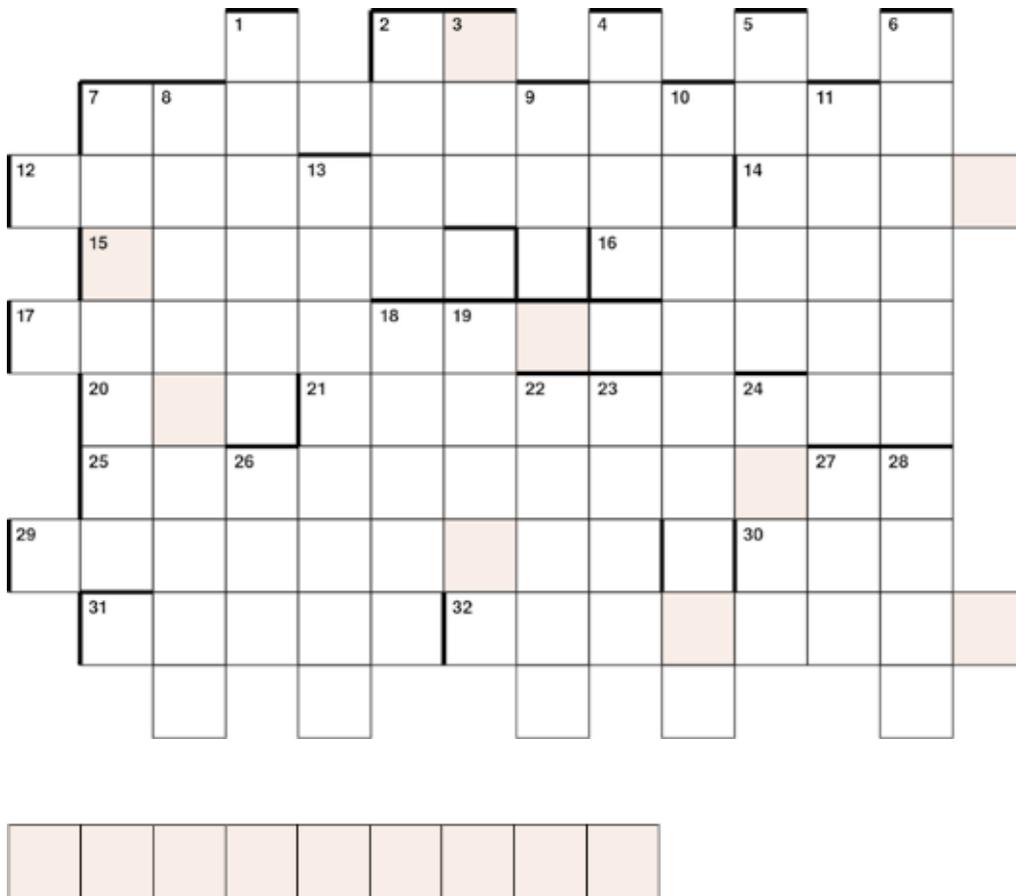
Derzeit dreht sich der leidenschaftliche Ruf nach Home-Office-Pflicht vor allem um Corona.

Aber das wird nicht das letzte Virus sein, das uns heimsucht. Was bedeutet es also für die Zukunft, wenn Unternehmen aufgrund der Gesundheitsvorsorge vermehrt dazu verpflichtet (oder zumindest unter Druck gesetzt) werden, ihre Angestellten von zu Hause aus arbeiten zu lassen? Ganz einfach: Sie werden Investitionen tätigen, ihr System anpassen. Das ist die gute Seite. Die schlechte: Wenn all diese Jobs dereinst von daheim aus machbar sind und physische Präsenz und persönliche Kontakte am Arbeitsplatz angeblich nicht wirklich nötig sind, wie nun nicht wenige behaupten, welchen Anreiz hat ein Unternehmen dann noch, teure inländische Arbeitskräfte anzustellen, wenn auch Menschen aus Deutschland den Job von zu Hause aus erledigen können – zum viel tieferen Lohn? Oder aus Polen, Indien? Dort leben sehr viele hochmotivierte Leute. Deutsch oder Englisch lernen ist kein Problem, ein Visum nicht nötig.

Wenn Outsourcing zur Normalität wird, bietet sich vor allem Zweite-Welt-Ländern eine riesige Chance. Bei uns werden Menschen wohl vermehrt ihre Arbeit verlieren. Und es wird dann nicht die Kaderjobs treffen. Auch nicht Anwälte, Architekten, Ärzte, Spezialisten oder Staatsangestellte. Am meisten werden Leute im privaten Sektor darunter leiden, deren Aufgaben relativ einfach von jemand anderem erledigt werden können: Grafiker, Texter, Programmierer, Illustratoren, Übersetzer, Web-Administratoren, Sekretärinnen, Assistenten et cetera.

Es gibt da dieses Sprichwort mit den Geistern. Wer jetzt eine Home-Office-Pflicht herbeisehnt, hat vielleicht nicht alle Konsequenzen zu Ende gedacht.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli



**Lösungswort** — Etwa die Pyramiden von Gizeh

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — **2** Vervielfacht wie gelacht. **7** Unter den Albrankenbranchen ist anglo-traditionell ein christfestträglicher Kuss ein Muss. **12** Auch Ausflugsziele für Angraber, aber eigentlich Ausgegrabene aus «Gegrabenes». **14** Prächtigt, wie die Hunde mit Schaum vor dem Munde. **15** Ein Amuse-Bouche-Analogon in Bild und Ton. **16** Wird dies präfigiert, ist Belpaese involviert. **17** Die Schmiere, ähm, männlichen Tiere der Gattung Odobenus. **20** Familiär für a (hopefully) familiar face im Familienkreis. **21** Die wird von vielen nach Turnieren oder Spielen gerne zum Einzigem, das zählt, erwähnt. **25** Unter- oder Ausrichtung, nicht zwingend in Richtung Morgenland. **29** Wobei einen die eigenen Scharniere schikanieren. **30** Ist – grüezi! – immer aktuell für Miguel. **31** War das nicht bei den Senkrechten? Ich glaube, ich werde alt. **32** Zusammenschlüsse aus zwei überlappend zusammengesetzten Zusammenschlüssen von jeweils mindestens zwei beschwingten Aquaquakern.

**Senkrecht** — **1** Dieses göttliche Heim bewacht der Heimdall allein. **2** Hier, aber nicht hier. **3** Hat manchmal «in der Funktion»-Funktion und steht oft bei ungleichen Vergleichen. **4** Einer weniger als alle für einen. **5** Musterhaft lebhaft und voller Tatkraft oder richtig wichtig. **6** Diesen Kürbis, salopp für die Rübe, tragen manche homonymisch auf der Birne. **7** Der, der tötet; nachdem er die Muleta spreizt und damit sein Opfer reizt. **8** Spezieller speziesspezifischer Insektenfresser-Zusammenfasser. **9** Rät zum Trinken, wenn man trinkt, zum Essen, wenn man isst und, solange man ist, allgemein zum Sein. **10** Die dem Demaden und Unraupen ähnliche Tat bringt etwas an den Tag. **11** Der jüdischen Kultur entsprungene mystische Figur. **13** Ursprünglich eine Lehre nur für Eingeweihte wie etwa das Lesen aus Eingeweiden. **18** Das kommt mir doch irgendwie bekannt vor; ich glaube, ich werde alt. **19** Wird *gewöhnlich* anerzogen und gemeinschaftlich gepflogen. **22** Der brennenden pants gerunder Grund. **23** Legen Leger zur Hege und Pflege des Geleges an. **24** Die Kikeriki-Sie. **26** Es ist andernfalls er. **27** Die Misere macht die Kisum. **28** Ihr verfällt, wer ohne Zucht Habe sucht.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 700



**Waagrecht** — **6** DOPPELMORAL **11** PODIUMSPLAETZE **14** ZELT **15** POEM **16** ILE: franz. Insel **18** PENIZILLIN: Antibiotikum **20** SEAL: engl. Robbe, Sänger **21** SEEFÄHRERIN: analog dem/der Teerjack(e) **26** STERNKLASSEN **28** DECKFLUEGEL **30** ANONIM **31** AT(-Zeichen) **32** LEGER

**Senkrecht** — **1** EPILIEREN: Entfernt auch die Wurzel (Radix). **2** TEMPI: eine Mehrzahl von Tempo (besonders in der Musik) **3** AMPEL **4** BRAUN: Anagramm von «urban» **5** ALT **6** DOZENTIN **7** (B) ODENSE(e) **8** (Auf-/Heraus)PUTZEN **9** OLM: Schwanzlurch **10** OZEAN **12** SOL: span. Sonne **13** EISREGEN **17** LEINE **19** Barba IRSUTA: ital. Stoppelbart **22** FKK: Steht für Freikörperkultur. **23** ALFA Romeo: Automobilhersteller **24** HALT **25** ESEL: Sancho Pansas Reittier **27** BLEI **28** DOS: Steht für Disk Operating System und heutzutage v.a. für Denial Of Service. **29** CIA: amerik. Auslandsgeheimdienst

**Lösungswort** — **BLEISTIFTE**

# EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

**JUNGFRAU**

**TOP OF EUROPE**

# Jungfraujoch

**TOP OF EUROPE**



**Eiger  Express**  
**GRINDELWALD TERMINAL**  
mit öV-Anschluss, Parkhaus,  
Skidepots und attraktiven Shops



Eiger Express



Grindelwald Terminal



e-tron Bar